

Stefan Rinke  
Hans-Martin Hinz  
Frederik Schulze (Hrsg.)

# **Bicentenario: 200 Jahre Unabhängigkeit in Lateinamerika**

**Geschichte zwischen  
Erinnerung und Zukunft**



Stefan Rinke / Hans-Martin Hinz / Frederik Schulze (Hrsg.)

Bicentenario: 200 Jahre Unabhängigkeit in Lateinamerika

# HISTORAMERICANA

Herausgegeben von  
Debora Gerstenberger, Michael Goebel,  
Hans-Joachim König und Stefan Rinke  
Band 26

## Wissenschaftlicher Beirat

Pilar González Bernaldo de Quiros (Université de Paris)  
Sandra Kuntz Ficker (El Colegio de México)  
Federico Navarrete Linares (Universidad Nacional Autónoma de México)  
Thiago Nicodemo (Universidade Estadual de Campinas)  
Scarlett O'Phelan (Pontificia Universidad Católica del Perú)  
Ricardo Pérez Montfort (Centro de Investigaciones y Estudios Superiores  
en Antropología Social, México)  
Eduardo Posada-Carbó (University of Oxford)  
Hilda Sabato (Universidad de Buenos Aires)  
Rafael Sagredo Baeza (Universidad Católica de Chile)  
Lilia Moritz Schwarcz (Universidade de São Paulo)

Stefan Rinke / Hans-Martin Hinz / Frederik Schulze (Hrsg.)

# **Bicentenario: 200 Jahre Unabhängigkeit in Lateinamerika**

Geschichte zwischen Erinnerung und Zukunft

Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und  
dem Bundesministerium für Bildung und Forschung

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische  
Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar

wbg Academic ist ein Imprint der wbg

© 2022 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Erstausgabe erschien 2011 im Verlag Hans-Dieter Heinz, Akademischer Verlag Stuttgart.

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.

Umschlag und Titelei: Satzweiss.com Print, Web, Software GmbH

Umschlagsabbildung: Allegorische Darstellung des Bundesstaats Zulia anlässlich der Jahrhundert-  
feiern der Unabhängigkeit 1910 in Maracaibo, Venezuela. Aus: Ramón Gutiérrez/Rodrigo Gutiérrez  
Viñuales (Hrsg.): América y España, imágenes para una historia. Independencias e identidad  
1805–1925. Madrid 2006, S. 282.

Alegoría del Estado Zulia con motivo del centenario de la Independencia en 1910 en Maracaibo,  
Venezuela. De: Ramón Gutiérrez/Rodrigo Gutiérrez Viñuales (eds.): América y España, imágenes  
para una historia. Independencias e identidad 1805–1925. Madrid 2006, p. 282.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-534-27563-2

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-27564-9

Parallele Veröffentlichung auf dem Refubium der Freien Universität Berlin:

<http://dx.doi.org/10.17169/refubium-3455>

Dieses Werk ist mit Ausnahme der Abbildungen (Buchinhalt und Umschlag) als Open-Access-Publi-  
kation im Sinne der Creative-Commons-Lizenz CC BY International 4.0 («Attribution 4.0 Internatio-  
nal») veröffentlicht. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie [https://creativecommons.org/  
licenses/by/4.0/](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/). Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz zugelassenen Fällen bedarf  
der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

## INHALTSVERZEICHNIS / ÍNDICE

Stefan Rinke und Hans-Martin Hinz: Einführung	9
Stefan Rinke y Hans-Martin Hinz: Presentación	13

### I. EINLEITUNG / INTRODUCCIÓN

Hilda Sabato: Independencia y nación en la historia de América Latina. Nuevos debates sobre un viejo tema	19
<i>Zusammenfassung</i>	29

### II. ÖFFENTLICHE FESTKULTUR / LA CULTURA FESTIVA PÚBLICA

Silke Hensel: Das Ringen um eine neue Ordnung. Die Krönungsfeierlichkeiten des ersten mexikanischen Kaisers und die Verfassung	37
<i>Resumen</i>	55
Héctor Pérez Brignoli: La Independencia centroamericana y la formación de una cultura pública festiva	59
<i>Zusammenfassung</i>	73
Inga Luther: Die Verheißungen der Nation. Reden zur Unabhängigkeit Guatemalas aus den Jahren 1921 bis 1936	75
<i>Resumen</i>	94
Stefan Rinke: Der Monat des Vaterlands. Chile zwischen Centenario und Bicentenario	97
<i>Resumen</i>	110
Javier Garcíadiego: La política de la historia en México. Las conmemoraciones del 2010	113
<i>Zusammenfassung</i>	143

### III. HELDEN UND SCHURKEN / HÉROES Y CANALLAS

Michael Zeuske: <i>La Independencia</i> : Unvollendete Revolution mit Sklaverei und mit Bolívar	147
<i>Resumen</i>	182
Barbara Potthast: Dr. José Gaspar Rodríguez de Francia und der paraguayische Exzeptionalismus. Der „Dictador Supremo“ im kulturellen Gedächtnis Paraguays	183
<i>Resumen</i>	201
Jurandir Malerba: D. João VI, Rey del Brasil. Entre la historia y la memoria	203
<i>Zusammenfassung</i>	227
Frederik Schulze: Leopoldina als „deutsche“ Heldenfigur der brasilianischen Unabhängigkeit. Einwanderer zwischen Partizipation und Opferrolle	229
<i>Resumen</i>	243
Rebecca Earle: Padres de la Patria y el pasado prehispánico. Conmemoraciones de la Independencia durante el siglo XIX en Hispanoamérica	245
<i>Zusammenfassung</i>	262

### IV. VERMITTLUNG UND AUFARBEITUNG / ENSEÑANZA Y REVISIÓN

Eduardo Cavieres Figueroa: Independencia y República. Procesos factuales y construcción de los imaginarios en el Chile del siglo XIX	265
<i>Zusammenfassung</i>	282
Mónica Ricketts: El Perú y España. Recuperando historias paralelas en tiempos de división	285
<i>Zusammenfassung</i>	305
Michael Riekenberg: Den Krieg erinnern – aber welchen Krieg?	307
<i>Resumen</i>	320

---

Christian Büschges: Umkämpfte Erinnerung. Debatten um Geschichte und Identität in Ecuador (19. und 20. Jahrhundert)	323
<i>Resumen</i>	335
Cary Hector: Haiti vom ersten Beben (Januar 1804) zum zweiten (Januar 2010). Zwischen Gründung und Neugründung	337
<i>Resumen</i>	352

#### V. SYNTHESE / SÍNTESIS

Hans-Joachim König: Überlegungen zur Geschichte der Unabhängigkeit Lateinamerikas zwischen Erinnerung und Zukunft	357
<i>Resumen</i>	375
Autorinnen und Autoren / Autores	379





## EINFÜHRUNG

Im Jahr 2010 feierten zahlreiche Länder Lateinamerikas das 200-jährige Jubiläum ihrer Unabhängigkeit. Diese in der Region als „Bicentenario“ bekannten Feierlichkeiten begannen bereits 2009 in Bolivien und Ecuador und werden sich in den nächsten Jahren noch fortsetzen. Dennoch kann man das Jahr 2010 zweifellos als Höhepunkt bezeichnen. Auch im Kulturleben der Stadt Berlin hat sich dies niedergeschlagen. So stellten Veranstaltungsreihen wie die „Lange Nacht der Museen“ und die „Lange Nacht der Wissenschaften“ ihr Programm unter das Motto „Bicentenario Lateinamerikas“. Zahlreiche große Ausstellungen und Konzerte bis hin zu Filmreihen trugen den Ereignissen Rechnung. Am Ende des vielfältigen Programms stand im Dezember 2010 eine internationale wissenschaftliche Tagung, die Stefan Rinke vom Lateinamerika-Institut der Freien Universität und Hans-Martin Hinz vom Deutschen Historischen Museum (DHM) im Zeughauskino des DHM organisierten. Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis dieser Tagung, die renommierte Historikerinnen und Historiker aus Deutschland, England und diversen lateinamerikanischen Ländern zum wissenschaftlichen Austausch zusammenbrachte.

Seit der Unabhängigkeit bis in die 1950er Jahre hat die lateinamerikanische Historiographie die Unabhängigkeit als Gründungsmythos der Nation beschrieben. In diesem Zusammenhang hob man die Bedeutung von Unabhängigkeitshelden und der nationalen Einheit hervor. Dies spiegelte sich in den nationalen Erinnerungskulturen mit ihren Denkmälern und Feiertagen, aber auch im Schulunterricht wider. Hier prägten sich Bilder ein, die bis heute wirken. In den 1960er Jahren brach eine revisionistische Geschichtswissenschaft diese Meistererzählung auf. Nun hinterfragte man die Unabhängigkeit auf ihre sozialen Dimensionen. Historiker machten nicht nur darauf aufmerksam, dass es sich vorrangig um ein Minderheitenprojekt der herrschenden kreolischen Oberschicht handelte. Sie wiesen auch auf die gesellschaftliche und ethnische Heterogenität der lateinamerikanischen Staaten hin und stellten damit die Idee einer homogenen Nation in Frage.

Vor dem Hintergrund der 200-Jahrfeiern haben die Forschungen erneut zugenommen. Dabei stehen drei Themenschwerpunkte im Mittelpunkt. Zum

einen stehen die politische Geschichte und Aushandlungsprozesse auf lokaler Ebene auf der Agenda, wobei nicht-privilegierte Schichten in den Blick genommen werden. Des Weiteren werden nationale Erinnerungspolitiken analysiert. Und zum dritten gewinnen globale und transregionale Ansätze an Bedeutung, wobei nicht nur auf Verflechtungen innerhalb Lateinamerikas, sondern auch zu Europa und den USA hingewiesen wird. Die so genannte atlantische Geschichte wird somit um den Südatlantik bereichert.

In ihrem Einleitungsbeitrag greift Hilda Sabato (Universidad de Buenos Aires) aus einer lateinamerikanischen Perspektive diese Problematik auf und reflektiert die neuen Ansätze der letzten Jahre vor dem Hintergrund der reichhaltigen traditionellen Revolutionsgeschichtsschreibung. Die weiteren Beiträge zum Sammelband gliedern sich um drei thematische Achsen. Die erste Achse stellt die öffentliche Festkultur in den Mittelpunkt. Welche Ausgestaltungen lassen sich für die Inszenierung der Unabhängigkeit im öffentlichen Raum feststellen? Welchen Anteil hatten und haben dabei Feiertage, Feierlichkeiten und Denkmäler? Welche gesellschaftlichen Gruppen wurden bei dieser Form der nationalen Erinnerung einbezogen und ausgeschlossen? Wer waren die Träger des Nationenbildungsprozesses? Hat sich die Festkultur gewandelt, gab es gar Gegenkonzepte?

Diesen und ähnlichen Fragen geht Silke Hensel (Westfälische Wilhelms-Universität Münster) in ihrem Beitrag zur Rolle politischer Feste bei der Legitimierung der neuen Ordnung des unabhängigen Mexikos nach. Héctor Pérez Brignoli (Universidad de Costa Rica) untersucht in seinem Beitrag die Entstehung einer öffentlichen Festkultur in Zentralamerika, während Inga Luther (Freie Universität Berlin) die Thematik am Beispiel der Unabhängigkeitsreden in Guatemala zwischen 1921 bis 1936 vertieft. Bei Stefan Rinkes (Freie Universität Berlin) Ansatz geht es um einen Vergleich des so genannten „Centenario“ von 1910 und des „Bicentenario“ von 2010 in Chile. Schließlich betrachtet Javier Garcíadiego (El Colegio de México) die mexikanische Geschichtspolitik im Umfeld der Feierlichkeiten von 2010.

„Helden und Schurken“ stehen im Mittelpunkt des zweiten Themenschwerpunkts. Die Beiträge untersuchen Mythenbildungen und deren De- und Rekonstruktionen. Dabei wird die Rolle der Helden in der nationalen Erinnerungskultur über die zweihundertjährige Entwicklung hinweg beleuchtet. Wie und zu welchem Zweck wurden die Akteure der Unabhängigkeit Teil des Erinnerungsprozesses? Gibt es einen Wandel in der Beurteilung bestimmter Personen? Lassen sich im Wirken dieser Protagonisten Verflechtungen

aufzeigen? Welche Akteure haben zu welchem Zweck vermeintliche Helden in der Nachschau instrumentalisiert?

Michael Zeuske (Universität zu Köln) widmet sich in seinem Aufsatz kritisch der herausragenden Heldenfigur der lateinamerikanischen Geschichte, Simón Bolívar, und setzt diese in Verbindung zur „karibischen Revolution“ der Sklaven. Den Entwicklungen in Paraguay und der Entstehung eines Erinnerungsorts um die Person des ersten Diktators des unabhängigen Staats, Dr. Francia, geht Barbara Potthast (Universität zu Köln) nach. Jurandir Malerba (Pontificia Universidade Católica do Rio Grande do Sul) beschäftigt sich mit dem Nachleben von König João VI., während Frederik Schulze (Freie Universität Berlin) die Heldenkonstruktion der Kaiserin Leopoldina durch deutsche Einwanderer in Brasilien untersucht. Rebecca Earle (University of Warwick) stellt nicht einen einzelnen Helden vor, sondern die Gruppe der Indigenen als Symbol der Unabhängigkeit.

Bei der dritten thematischen Achse stehen die Vermittlung und Aufarbeitung der lateinamerikanischen Unabhängigkeit bis in die Gegenwart hinein im Mittelpunkt. Insbesondere die Vermittlung dieser Geschichte im öffentlichen Raum rückt dabei ins Zentrum des Interesses. Welche Interpretationsansätze der Unabhängigkeit spielten und spielen im schulischen Umfeld eine Rolle? Welche Ansätze lassen sich in der Historiographie nach verfolgen? Diese Fragen verbinden sich mit der kritischen Analyse der neuen Projekte der Nation, die lateinamerikanische Regierungen im Umfeld des Bicentenario bzw. der Vorbereitungen darauf ausgegeben haben.

Der chilenische Historiker Eduardo Cavieres (Pontificia Universidad Católica de Valparaíso) analysiert das Spannungsverhältnis zwischen Bildern und Ereignissen in der Konstruktion von Erinnerung an Unabhängigkeit und Republik in Chile. Die Parallelität der Entwicklungen im Mutterland Spanien und in der Kolonie Peru untersucht Mónica Ricketts (Temple University). Am Beispiel Argentiniens dekonstruiert Michael Riekenberg (Universität Leipzig) den Mythos einer Revolution. Den „Kampf um die Nation“ in den historiographischen und politischen Debatten in Ecuador stellt Christian Büschges (Universität Bielefeld) vor. Cary Hector (Université Notre Dame d’Haïti) interpretiert die Unabhängigkeit Haitis im Spannungsfeld zwischen Staat, Nation und Weltsystem von 1804 bis zur Gegenwart. Abschließend analysiert Hans-Joachim König (Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt) die Bedeutung der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsepoche in ihrer

Gesamtheit heute für die zukünftige Entwicklung des Subkontinents und rundet damit den Band ab.

Der Dank der Herausgeber gilt neben den Beiträgern, die lange Anreisen und extrem winterliche Bedingungen im Berliner Dezember 2010 nicht schrecken konnten, allen Institutionen und Individuen, die die Tagung und die Drucklegung dieses Bandes durch finanzielle Mittel und durch ihren großen Einsatz unterstützt haben. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft förderte die Veranstaltung ebenso mit einem großzügigen Zuschuss wie das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen des *Deutsch-Brasilianischen Jahrs der Wissenschaft, Technologie und Innovation* und die Freie Universität Berlin. Mit organisatorischer Hilfe und Grußworten begleiteten der Direktor des Deutschen Historischen Museums Hans Ottomeyer sowie die Vertreter des Auswärtigen Amts, insbesondere Johannes Bloos, im Rahmen des *Bicentenario Latino-Alemán* unsere Aktivitäten. Das gilt auch für die Gruppe der Botschafter Lateinamerikas und der Karibik in Deutschland (*Grupo de Embajadores de América Latina y del Caribe en Alemania – G.E.A.L.C.*), insbesondere die Botschafter Ecuadors, Horacio Sevilla Borja, und Uruguays, Pelayo Joaquín Díaz Muguierza. Herzlich gedankt sei auch unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, vor allem Frederik Schulze und Ina Frodermann, und den studentischen Hilfskräften, die sich bei der Vorbereitung und Organisation verdient gemacht haben. Beim Redigieren der spanischsprachigen Texte hat Nadia Zysman geholfen.

## PRESENTACIÓN

En el año 2010, varios países latinoamericanos celebraron el Bicentenario de la independencia de España. Estas celebraciones que comenzaron en el 2009 en Bolivia y Ecuador, continuarán en los próximos años. No obstante, se puede decir que el 2010 constituyó el momento cúlmine de las festividades, lo que también se manifestó en la vida cultural de la ciudad de Berlín. Diferentes eventos, como la “Larga Noche de los Museos” y la “Larga Noche de las Ciencias”, tuvieron lugar bajo el lema “Bicentenario de América Latina”. De este modo, grandes exposiciones, conciertos y ciclos de cine se refirieron a esta temática. Al final del extenso programa se llevó a cabo una conferencia científica internacional en el Cine del Arsenal del Museo Histórico Alemán (DHM), organizada por Stefan Rinke del Instituto de Estudios Latinoamericanos de la Freie Universität Berlín y por Hans-Martin Hinz del DHM. La presente antología constituye el resultado de esa conferencia, que reunió a historiadoras y historiadores de Alemania, Inglaterra y diversos países latinoamericanos.

Desde la independencia hasta los años 50, la historiografía latinoamericana colocó la Independencia como el mito fundador de la nación. En este contexto se resaltaron la importancia de los héroes de la Independencia y de la unidad nacional. Esto se vio reflejado en las culturas de memoria nacionales, por medio de monumentos, días festivos y la enseñanza escolar, las cuales imprimieron imágenes que aún poseen efecto en la actualidad. En los años 60, la historiografía revisionista, cuestionando este tipo de narrativas, propuso abordar en las investigaciones las dimensiones sociales de la Independencia. Por este motivo, los historiadores colocaron en el centro de su atención el hecho que la Independencia había sido principalmente un proyecto de la minoría criolla reinante, remitiéndose así a la heterogeneidad social y étnica de los estados latinoamericanos de ese momento, poniendo en duda la idea de una nación homogénea.

Sin embargo, las investigaciones actuales sobre el Bicentenario colocan su atención en tres nuevos temas: El primer tema lo constituye la investigación de la historia política y los eventos locales, focalizado en los actores no

privilegiados. El segundo, se refiere al análisis de las políticas de memoria nacionales. Y por último, las temáticas en torno a los enfoques globales y transregionales han adquirido una mayor relevancia. Así, se acentúan no sólo los enlaces dentro de América Latina, sino los enlaces con Europa y con EE.UU., enriqueciendo la llamada historia atlántica por medio del estudio del Atlántico del Sur.

Hilda Sabato (Universidad de Buenos Aires), en perspectiva latinoamericana, aborda en su contribución preliminar esta problemática y reflexiona acerca de las aproximaciones de la historiografía de la Independencia de los últimos años. Las otras contribuciones de la antología se estructuran en base a tres ejes temáticos: El primer eje trata de la cultura festiva. ¿Cuáles fueron las formas de la puesta en escena de la Independencia en el espacio público? ¿Qué lugar ocupaban y ocupan los días festivos, celebraciones y monumentos? ¿Cuáles son los grupos sociales que participaron o fueron excluidos de la memoria nacional? ¿Quiénes fueron los organizadores del proceso de la construcción nacional? ¿Hubo cambios en la cultura festiva?

Estas y otras preguntas discute Silke Hensel (Westfälische Wilhelms-Universität Münster) en su artículo sobre el papel de fiestas políticas en la legitimación del nuevo orden del México independiente, Héctor Pérez Brignoli (Universidad de Costa Rica) quien examina en su contribución la génesis de una cultura festiva pública en Centroamérica, e Inga Luther (Freie Universität Berlín) cuando profundiza sobre la misma temática en función de los discursos de Independencia en Guatemala entre 1921 y 1936. Por su lado, Stefan Rinke (Freie Universität Berlín) realiza un análisis comparativo entre el llamado “Centenario”, en 1910, y el “Bicentenario”, en 2010, en Chile. Finalmente, Javier Garciadiego (El Colegio de México) estudia la política histórica mexicana en el marco de las celebraciones de 2010.

El segundo eje, “Héroes y canallas”, refiere a los personajes de la vida pública durante la Independencia y a su evaluación, instrumentalización, glorificación o condenación. ¿Cómo y por qué los actores de la Independencia se transformaron en parte integral de la memoria? ¿Hubo un cambio en la forma de percibir ciertas personas? ¿Cuáles eran las relaciones entre estos personajes? ¿Cuáles fueron los actores que instrumentalizaron, y por qué, a los supuestos héroes?

Michael Zeuske (Universidad de Colonia) se dedica en su artículo, desde una perspectiva crítica, al prominente héroe de la historia hispanoamericana, Simón Bolívar, y liga así a este personaje de la historia con la “revolución caribeña” de los esclavos. Los desarrollos en Paraguay y la creación de un lugar de la

memoria del primer dictador del Estado independiente, Dr. Francia, constituyen los temas que trabaja Barbara Potthast (Universidad de Colonia). Jurandir Malerba (Pontificia Universidade Católica do Rio Grande do Sul) estudia el impacto del Rey João VI en la historiografía brasileña y portuguesa, mientras que Frederik Schulze (Freie Universität Berlín) analiza la construcción heroica de la emperatriz brasileña Leopoldina por los inmigrantes alemanes en Brasil. Finalmente, Rebecca Earle (University of Warwick) presenta a los indígenas como símbolo de la Independencia.

El tercer eje discute la enseñanza y revisión histórica de la Independencia latinoamericana en la esfera pública y en las instituciones científicas hasta el presente. ¿Cuáles son las interpretaciones de la Independencia que fueron y son aún dominantes en el sector escolar? ¿Cuáles son las interpretaciones historiográficas más importantes? Estas preguntas se encuentran ligadas a un análisis crítico de los nuevos proyectos de nación revelados por los gobiernos latinoamericanos en el marco del Bicentenario y las preparaciones para su celebración.

El historiador chileno Eduardo Cavieres (Pontificia Universidad Católica de Valparaíso) analiza la tensión entre imágenes y eventos en la construcción de la memoria de la Independencia y de la república en Chile. Los desarrollos paralelos en la metrópoli española y la colonia Perú son examinados por Mónica Ricketts (Temple University). Michael Riekenberg (Universidad de Leipzig) deconstruye el mito de la revolución ejemplificándolo con el caso de la Argentina. La “lucha por la nación” en los debates historiográficos y políticos en Ecuador es presentada por Christian Büschges (Universidad de Bielefeld). Cary Hector (Université Notre Dame d’Haïti) analiza la Independencia de Haití en una zona de tensión entre Estado, nación y sistema mundial, desde 1804 hasta el presente. Por último, Hans-Joachim König (Universidad de Eichstätt) analiza la época de las Independencias latinoamericanas en su totalidad y se pregunta por el significado de las mismas en la actualidad y para el desarrollo del continente en el futuro.

Agradecemos a los autores, quienes realizaron largos viajes y soportaron condiciones de invierno extremas de Berlín en diciembre del 2010, y a todas las instituciones y personas que apoyaron con gran dedicación y por medio del financiamiento la conferencia y la impresión del presente volumen. Tanto la Deutsche Forschungsgemeinschaft, el Ministerio Federal de Educación y Investigación dentro del ámbito del *Año Brasil-Alemania de la Ciencia, Tecnología y Innovación* como la Freie Universität Berlín, aportaron el subsidio



necesario para realizar este proyecto. También agradecemos al apoyo organizativo y los discursos preliminares del director del Museo Histórico Alemán Hans Ottomeyer y los representantes del Ministerio de Asuntos Exteriores, especialmente a Johannes Bloos, que acompañaron nuestras actividades del *Bicentenario Latino-Alemán*. Esto mismo vale también para el Grupo de Embajadores de América Latina y del Caribe en Alemania, especialmente para el embajador de Ecuador, Horacio Sevilla Borja, y de Uruguay, Pelayo Joaquín Díaz Muguersa. Finalmente agradecemos a nuestros colaboradores, sobre todo a Frederik Schulze y a Ina Frodermann, y a los asistentes estudiantiles que ayudaron con la preparación y organización del evento, así como a Nadia Zysman por su asistencia en la corrección de los textos en castellano.

## **I. EINLEITUNG / INTRODUCCIÓN**



**HILDA SABATO**

## **INDEPENDENCIA Y NACIÓN EN LA HISTORIA DE AMÉRICA LATINA. NUEVOS DEBATES SOBRE UN VIEJO TEMA<sup>1</sup>**

El Bicentenario ha puesto en primer plano el tema de las independencias de los territorios que formaban parte del imperio español y hemos presenciado un despliegue de conmemoraciones en varios de nuestros países, así como la promesa de nuevas fiestas en los próximos años, según los calendarios que cada nación ha elegido para celebrar su aniversario. Los historiadores también nos hemos sumado a esta ola, presumiblemente más que para festejar, para indagar, reflexionar y arrojar una mirada crítica tanto sobre los procesos que se conmemoran como sobre las formas en que ellos fueron incorporados a las historias patrias y a la memoria nacional, y aun sobre las propias celebraciones actuales. De allí la multiplicación de congresos y conferencias, así como la proliferación de publicaciones referidas a esas diferentes dimensiones de la cuestión.

Esta coyuntura no nos toma desprevenidos y buena parte de los flamantes trabajos se apoyan en una amplia y consistente producción anterior, marcada por una renovación historiográfica que, en las últimas dos a tres décadas, transformó decididamente las visiones previas sobre el tránsito de la colonia a las independencias y, más en general, sobre el largo siglo XIX. Me interesa reflexionar aquí sobre esa producción, tanto porque alimenta la discusión que hoy tenemos los historiadores como porque ella circula en un espacio más amplio y busca incidir, de maneras y con suerte diversas, sobre las creaciones colectivas de sentido.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Este texto reproduce, con muy pocas variaciones, la conferencia que pronuncié en ocasión de la Conferencia internacional “Bicentenario: 200 años de independencia en América Latina” (Berlín, 9-11 de diciembre de 2010) que dio origen al presente volumen. Mantiene, por lo tanto, la estructura expositiva y el tono coloquial propios del género. Su contenido se apoya en trabajos anteriores donde exploré más ampliamente temas que aquí recojo en forma parcial y combino para desarrollar mi argumento.

<sup>2</sup> Dado que este ensayo hace referencia a un corpus bibliográfico muy amplio, en lugar de incluir citas al pie de página he optado por ofrecer, al final del texto, una selección de trabajos que son referencia obligada en los temas tratados.

## PASADO, HISTORIA Y NACIÓN

El pasado no es monopolio de los historiadores ni de la historia como disciplina. Se recurre a él desde diferentes lugares: como cantera para construir relatos, legitimar acciones, fundar ideologías, forjar identidades y contar historias. La historia como saber constituye una forma específica de trabajo sobre el pasado – a su vez en perpetua transformación de sus imperativos y sus reglas – pero sus producciones circulan en un ámbito que la trasciende, como una versión de las tantas que se cruzan e interactúan en el espacio público.

Durante mucho tiempo la historia ocupó un lugar de privilegio en ese espacio, ya que tuvo un papel central en la construcción de uno de los mitos colectivos identitarios más poderosos del siglo XX: el mito nacional. Si bien con frecuencia desde la propia disciplina se buscó definir pautas para funcionar con independencia de las demandas políticas e ideológicas formuladas desde el Estado (o desde quienes pretendían impugnarlo) fueron esas mismas demandas las que le otorgaron prestigio y poder institucional en la era de las naciones. En los últimos tiempos, ese lugar ya no corresponde a la historia pues, como resultado de fenómenos sociales y culturales que la exceden, ella ha dejado atrás los imperativos teleológicos y las obligaciones identitarias que la caracterizaron durante mucho tiempo. En ese sentido, ha ganado autonomía, pero también ha perdido poder.

Han sido, paradójicamente, los propios historiadores quienes han contribuido de manera más sistemática a deconstruir intelectualmente el artefacto estado-nación y a revelar el rol que la historia como disciplina tuvo en su conformación. La historiografía latinoamericana no ha sido ajena a estas tendencias. En los últimos veinte años ha habido una producción importante destinada a desmontar las visiones míticas de la nación, llevada adelante por quienes se desempeñan en el campo. Este proceso ha contribuido a abrir el pasado a apropiaciones e interpretaciones diversas, en particular en los procesos de construcción de identidades colectivas, ahora no solo nacionales. El vasto campo de la memoria social está cumpliendo en ese sentido un papel fundamental.

Pero esta relativa división de campos no ha significado que la historia se haya retirado de la disputa pública por los sentidos que damos al pasado. Por el contrario, existe una difícil coexistencia y superposición de discursos sobre ese pasado todos los cuales, inclusive los de la historia, tienen pretensiones de verdad e incidencia en las producciones colectivas de sentido.

Al mismo tiempo, esa división contribuye a realimentar la mencionada autonomización de la historia respecto a sus obligaciones estatales, proceso que ha tenido una manifestación evidente en las formas de pensar y analizar las independencias y los procesos que siguieron. Un rasgo fundamental de la historiografía reciente ha sido, precisamente, la alteración de los parámetros básicos sobre los que se construyeron las historias patrias de nuestros países. En el marco de los imperativos nacionales dominantes por décadas, éstas veían en la independencia el momento de realización de unas naciones preexistentes, que solo esperaban la ruptura del vínculo colonial para manifestarse en plenitud, y en las guerras de independencia, una cantera de patriotas que habrían contribuido a romper esas cadenas. Aun la historia académica quedaba presa de esas representaciones, y aunque se escribieron muchos y muy buenos trabajos sobre esos procesos, la mayor parte de ellos se mantenía fiel a los marcos establecidos por un modelo progresivo del estado-nación que encontraba en la independencia el punto de partida del desenvolvimiento que desembocaría en las naciones actuales. Hoy, muy poco de todo esto ha quedado en pie. Y si bien en los márgenes de la disciplina todavía circulan algunos discursos que insisten en las versiones más esencialistas de la nación y lo nacional, los supuestos que subtendieron la producción historiográfica durante décadas están severamente cuestionados.

Sin embargo, es evidente que buena parte de las historias de la independencia y del siglo XIX que se escriben en nuestros días mantienen su inscripción nacional – esto es, se escribe historia mexicana, peruana, brasileña, argentina – y que aún cuando se trabaja en escalas menores – locales, regionales – la referencia a la nación es recurrente. Esta inscripción remite tanto a las formas de producción historiográfica como a las tradiciones del campo. En efecto, seguimos insertos en estructuras institucionales con base nacional; nuestro trabajo se apoya en buena medida – aunque no siempre – en documentación generada por el Estado o por instituciones que se reconocen como partes de una nación; las tradiciones historiográficas locales pesan en el diálogo que establece cada uno de nosotros con sus antecesores y, finalmente, gran parte de las preocupaciones que nos motivan están referidas a nuestro universo actual de referencia y el país donde cada uno vive ocupa, en ese sentido, un lugar central, aunque no exclusivo, por cierto.

Estas tensiones son conocidas y nos llevan a la cuestión acerca de diversas formas de pensar una historia que trascienda esos límites: historia global, mundial, transnacional, etc. No pretendo aquí entrar en esa discusión, sino

apenas marcar una tendencia que, en el campo que nos ocupa, contribuye a dar espesor a una historiografía que, a la vez que mantiene ciertos parámetros de referencia nacionales, ha incorporado perspectivas más abarcadoras sobre los procesos de construcción de naciones en Iberoamérica. La historia reciente muestra, en este sentido, un cambio notable respecto a la tradición anterior. A partir de un interés inicial por cuestiones nacionales, se fue generando un espacio de interlocución y debate de mayor alcance: en primer lugar, a escala latinoamericana, pero también para incluir, según el tema de que se trate, a las ex-metrópolis imperiales (España y Portugal), a América en su conjunto y al mundo atlántico. Esto ha implicado no solamente la adopción de una mirada comparativa en los estudios locales y el establecimiento de un diálogo intenso con otras historiografías, sino también la consideración de temas nacionales como parte de conjuntos más abarcadores que cruzan las actuales fronteras.

De esta manera, si bien hoy en los trabajos sobre el siglo XIX la nación y el Estado siguen siendo temas centrales, la mirada es otra pues su misma existencia se plantea como problema y no como presupuesto. Por otra parte, la disciplina se estudia a sí misma como legitimadora que fue de los mitos nacionales, desmonta la construcción de representaciones colectivas del pasado, y hace de la memoria nacional un tema de indagación, como surge claramente de la agenda de la conferencia que ha dado lugar a este volumen.

### **CRISIS Y RENOVACIÓN EN LA HISTORIOGRAFÍA**

Si estos son algunos de los cambios que la autonomización de la disciplina indujo en la historiografía de las independencias y de los procesos que éstas inauguraron en Iberoamérica, no son los únicos que se observan en ese prolífico campo. Para indagar en ellos, es necesario referirse a otro fenómeno que afectó nuestra producción de manera decisiva. Me refiero a la crisis de los paradigmas dominantes, producida en las últimas décadas del siglo XX cuando, a partir del cuestionamiento a los enfoques estructurales, se abrió un debate de vastas consecuencias respecto a los fundamentos mismos de la ciencia histórica, sus premisas y sus fronteras disciplinarias. La segmentación de las miradas, la multiplicidad de lenguajes y estrategias de investigación, la disolución de hegemonías interpretativas y la falta de confianza en cualquier interrogación que se pretendiera omnicompreensiva desembocaron en una diversidad de preguntas, enfoques, métodos e interpretaciones.

Estos cambios fueron especialmente productivos para los campos de la historia política y la historia intelectual y cultural, que dejaron de ocupar el lugar menor y subordinado que tuvieron en las décadas de la posguerra, para convertirse en espacios de innovación y renovada producción. En el caso de América Latina, estas transformaciones se vieron potenciadas por un cambio profundo en las condiciones de producción historiográfica. En varios países de la región, luego de las limitaciones a la vida intelectual impuestas por las dictaduras militares, se abrieron procesos de liberalización y ampliación del campo profesional, el cual se vio, además, fortalecido por la legitimación de sus prácticas. Este mundo en expansión estaba ávido de novedades y por lo tanto adoptó y procesó con rapidez muchos de los cambios que atravesaban a la historiografía mundial. Solo así se puede entender la verdadera explosión que experimentó la historia, en especial la historia de la política y de la cultura, en América Latina.

Uno de los rasgos más visibles de esta revitalización ha sido la revalorización del siglo XIX. Por mucho tiempo, en nuestros países, la historia del diecinueve se escribió en términos de transiciones lineales: se trataba de detectar los avances realizados en el camino progresivo de la sociedad y las instituciones del Antiguo Régimen a las del moderno estado-nación, el capitalismo y la democracia liberal, y de señalar los obstáculos encontrados en esa senda prefigurada de antemano y postulada como deseable. La puesta en cuestión de la noción evolutiva de un camino universal hizo estallar esa lente a través de la cual se buscaba dar sentido a los procesos históricos. Y el siglo XIX ganó en densidad, abriendo así una gran variedad de temas a la interrogación.

### **HISTORIA POLÍTICA DEL SIGLO XIX. UN CAMPO EN CONSTRUCCIÓN**

El Bicentenario encuentra así a los historiadores disponiendo de una vasta producción que interroga los complejos procesos políticos que tuvieron lugar a raíz de la crisis y la caída del imperio español en América; los diferentes proyectos, intentos y ensayos de formación y organización de nuevas comunidades políticas, y las variantes que se abrieron una vez instituida la república y que alimentaron los conflictos de la segunda mitad del siglo. Se trata de un conjunto que, de una u otra manera, nutre los debates dentro y fuera de la disciplina. Pero, ¿qué aporta todo este nuevo material? ¿Ha cambiado nuestra visión del siglo XIX en virtud de él? El balance no es fácil. Antes que



intentarlo, prefiero más bien señalar las brevemente las tendencias que me resultan más interesantes de este corpus amplio y diverso.

En él se distinguen dos grandes conjuntos, a su vez interconectados: por una parte, los que indagan en las transformaciones que, entre fines del siglo XVIII y las primeras dos décadas y media del XIX, desembocaron en las independencias de los territorios hasta entonces bajo soberanía de la corona de España. Por otra, los que se dedican a explorar los proyectos y los intentos, exitosos o frustrados, de construcción de repúblicas a lo largo de lo que resta del siglo XIX.

En el primero de estos campos, las novedades son muchas y siguen produciéndose, como lo vemos en este volumen. No voy a detenerme, sin embargo, en él, salvo para señalar brevemente hasta qué punto se han modificado las premisas que guiaban las historias patrias. En primer lugar, y como lo planteara inicialmente Tulio Halperin Donghi y más tarde François-Xavier Guerra, los desarrollos locales solo adquieren sentido en el marco del proceso vivido por el conjunto de los territorios de la Corona española, tanto en América como en la península, de la crisis imperial o crisis monárquica (según distintas interpretaciones), de las disputas de soberanía entre diferentes partes de ese imperio en disolución, de las guerras que enfrentaron a diversos grupos entre sí, definidos de maneras bastante más complejas que las clásicas de criollos y españoles (se habla, así, de guerras civiles más que de guerras de independencia), entre otras cuestiones. En segundo término, la discusión acerca de la revolución o las revoluciones también trasciende lo local y aún lo americano, para incorporar las preguntas sobre el juntismo en la metrópoli; indagar en su relación con un espacio aún más amplio, el del ciclo revolucionario del mundo atlántico, y – descartadas ya las miradas teleológicas – interrogar ese momento de gran incertidumbre en el que la política encontraría formas inéditas de expresión y legitimación en cada uno de los lugares donde se produjo. Una tercera dimensión refiere más específicamente al mundo de las ideas que circularon en esos años y que, provenientes en general de otras latitudes, fueron estudiadas, imitadas, criticadas, combinadas, adoptadas y adaptadas por los locales para dar lugar a lenguajes políticos específicos donde las propuestas de diversas constelaciones y tradiciones ideológicas se combinaron de manera peculiar. Todos estos planteos están, por cierto, atravesados por discusiones en diferentes niveles, sobre la cuales no tengo lugar aquí para explayarme.

Me detendré un poco más, en cambio, en el segundo de esos grandes conjuntos de trabajos, el que refiere a lo que llamo los “experimentos republicanos”. Cortados los vínculos imperiales, se desataron transformaciones

profundas en las tierras americanas: se pusieron en marcha proyectos diversos de construcción de nuevas comunidades políticas, se diseñaron y ensayaron instituciones con suerte diversa, se generaron prácticas políticas novedosas y se realizaron – en fin – múltiples y variados intentos por alcanzar, sostener y legitimar el orden y la autoridad.

Esa diversidad de historias tuvo, sin embargo, un denominador común: la adopción casi generalizada de formas republicanas de gobierno. En un momento en que la propia Europa redoblaba su apuesta monárquica y aún absolutista, las Américas, con la sola excepción del Brasil, optaron por la república. Se convirtieron así en un campo de experimentación política formidable, donde se ensayaron por primera vez en forma sostenida y masiva gobiernos con bases republicanas. Y si bien se podría argumentar que no hubo mayor novedad en la opción republicana por parte de los hispanoamericanos – porque ese camino ya había sido elegido por los EE.UU., porque por entonces también era promovido dentro de la misma España y aún porque cierta idea de “república” no era ajena a la tradición colonial – es claro, en cambio, que lo nuevo fue la escala, la gran escala, en que se ensayaron esas formas. La historiografía reciente ha dedicado buena parte de sus esfuerzos a analizar los intentos de conformación de repúblicas, en distintas versiones y formatos, y ha abierto a la indagación un abanico de problemas vinculados a las dimensiones simbólicas y prácticas involucradas en la construcción, conservación, reproducción y legitimación del poder en ese marco.

Una dimensión de esos procesos ha pasado a primer plano: la que atañe a las relaciones entre sociedad civil y sociedad política, o – dicho en forma más universal y neutra – entre gobernados y gobernantes. Este no es un tema nuevo en la historiografía, pero la preocupación actual es algo diferente a la que informaran los enfoques previos de esa cuestión. Tiene como eje un postulado general: la crisis del Antiguo Régimen produjo una ampliación radical del campo de acción de la política. Y reconoce un dato específico: Quebrados los fundamentos trascendentes del poder, la adopción de la noción de soberanía popular para legitimar la autoridad implicó la definición e instauración de normas y mecanismos concretos de vinculación entre el conjunto de la población y quienes ejercían (o querían ejercer) el poder en su nombre. En Hispanoamérica, fueron formas republicanas de gobierno, en el Brasil, una monarquía constitucional, pero en ambos casos la introducción del principio de la soberanía del pueblo implicó la irrupción de la política en gran escala.

Con ese punto de partida, las preguntas que hoy se formulan los historiadores son diferentes a las de antaño y giran en torno de las formas de soberanía, representación y participación, de los lenguajes políticos y las identidades colectivas, de la esfera pública y sus instituciones. El universo de los actores políticos se ha expandido para incluir a diferentes grupos y sectores de la sociedad, bastante más amplios que aquéllos que forman las élites y sus entornos.

Tres grandes temas atrajeron inicialmente a los investigadores. Por una parte, el de la nación, que partió de un cuestionamiento a las visiones esencialistas, puso el foco en las disputas de la primera mitad del siglo XIX en torno a las formas que adoptarían las nuevas comunidades políticas, y abordó de lleno el problema de la soberanía o las soberanías. Un segundo tema se vinculó con la reconstrucción del poder y la autoridad sobre nuevas bases, lo que llevó a explorar la cuestión de la representación política y a revisar las versiones disponibles sobre el sufragio y las elecciones (ideas, normas y prácticas electorales), para generar un vasto corpus de nuevos trabajos en torno a diferentes aspectos de esa cuestión. En paralelo, otros autores comenzaban a preguntarse por el lugar de la opinión pública en la legitimación del poder, a estudiar su significación en contexto y a indagar en torno a las instituciones y las prácticas que la sustentaron. Finalmente, una tercera vía estuvo orientada por la pregunta acerca de la participación política, puso el acento más en los sectores populares, en la sociedad civil, en los de abajo (según las formulaciones) y se dedicó a mostrar diversos mecanismos de intervención popular en la vida política.

Si bien tuvieron puntos de partida diversos, estas investigaciones fueron alimentando un espacio de producción que, hacia mediados de la década de 1990, encontró puntos de confluencia y de debate. Algo más adelante, ya cruzadas, estas temáticas fueron a su vez ramificándose para dar lugar a nuevos interrogantes. Entre ellos, en tiempos más recientes, ha cobrado creciente visibilidad la cuestión de la violencia política, de las guerras y revoluciones, y de la compleja organización militar de estas repúblicas en formación, que incluyó una importante dimensión ciudadana encarnada en la institución de las milicias. En este punto, se ha tratado de revertir la clásica interpretación de la violencia política como rémora, como resistencia a la modernidad o incapacidad de los países de América Latina para civilizarse. Se la toma, en cambio, en su relación con el proceso de modernización, en la medida en que formó parte de proyectos políticos que no necesariamente arraigaban en viejas prácticas o

ideologías, sino que por el contrario se fundaban sobre lo nuevo, y constituyó un ingrediente habitual de la vida política hispanoamericana.

Sobre este horizonte de preocupaciones comunes, los abordajes han sido múltiples. Por una parte, la dimensión simbólica ha adquirido centralidad en la historiografía reciente, que entiende la esfera de las significaciones como constitutiva de la política. El interés tradicionalmente demostrado por las ideas sistemáticas, los discursos y las mentalidades, se ha ampliado y modificado, a través de la renovada historia intelectual y cultural. La categoría de “lenguajes políticos” ha cumplido en ese sentido un papel clave, así como la de “imaginario colectivo”. Más controvertida, la noción de “cultura política” también tiene su protagonismo. Por otra parte, en el terreno de las prácticas, los clásicos estudios sobre líderes y partidos, instituciones estatales y agencias de gobierno, se han visto desplazados – quizá en exceso – por la preocupación por cuestiones referidas a la prácticas de participación, a los comicios, las redes políticas y las clientelas electorales; a la estructura y actividad de las milicias y los ejércitos; a las formas de sociabilidad y a la acción y movilización colectivas de la población, entre otras.

Riqueza interpretativa, apertura de temas, novedades: si bien no todo lo que se ha escrito es novedoso u original, la producción de estos años – como vemos a través de esta síntesis parcial y apretada – ha resultado en un conjunto de imágenes e interpretaciones del largo siglo XIX bastante diferente del que existía hasta hace veinte años. Estas no ofrecen, por cierto, una visión global unificada, sino miradas focalizadas en torno a problemáticas específicas, segmentos temporales, recortes regionales. Esa fragmentación se da, sin embargo, dentro de los marcos de un campo de investigación que reconoce puntos de partida, interrogantes y debates compartidos, y da lugar, por lo tanto, a interpretaciones que, si bien no aspiran a ser omnicomprensivas, tampoco son estrictamente puntuales ni están aisladas. Ese campo está, por otra parte, en plena redefinición y este año del Bicentenario mostró que, sobre todo en los estudios sobre las independencias, los desafíos a la investigación y la interpretación se multiplican.

## **HISTORIA Y DEBATE PÚBLICO**

Para volver al punto de partida, ¿cómo evaluar la incidencia de esta amplia y variada producción en el debate público? Las conmemoraciones recientes han

mostrado, en varios países de América Latina, que el discurso historiográfico está presente en la esfera pública, no solo porque algunos de nuestros libros circulan, sino porque los historiadores también escribimos columnas en los diarios, somos entrevistados en la televisión y por la radio, damos charlas en diferentes ámbitos culturales y educativos. Somos convocados junto con otros actores que opinan sobre el pasado desde otras colocaciones: Divulgadores, periodistas, literatos, políticos... la compañía es amplia y desafía la posición del “experto” que con frecuencia nos identifica. En esas instancias, es fácil darse cuenta – y ahora hablo a partir de mi experiencia personal – cuán inútil es intentar competir con los relatos épicos, la evocación de epopeyas patrióticas, los planteos maniqueos que suelen predominar en los escenarios mediáticos. Nuestras intervenciones quedan enmarcadas por un conjunto de dispositivos y reglas de juego propias de esos ámbitos, que por supuesto no responden a los parámetros que rigen nuestro saber. Así, no es infrecuente recibir preguntas del tipo “¿Y cuál es su héroe predilecto?”, que si queremos ser fieles a nuestro credo, debemos responder sin responder, es decir, ofreciendo una larga explicación de porqué esa pregunta es irrespondible en los términos en que está planteada. Y lo es no porque el historiador no pueda tener opinión sobre los personajes del pasado, sino porque no puede pensarlos bajo la categoría de “héroes”. Nos queda, entonces, la opción de intentar deconstruir esa categoría, lo que en general termina por aburrir o desilusionar a quienes formularon la pregunta inicial y esperan algo más (o menos) que una lección de historiografía.

¿Estamos, por lo tanto, desahuciados? Prefiero pensar que no, pues más allá de nuestras opciones personales, y a pesar de los cambios experimentados en las últimas décadas, la historia como disciplina sigue operando sobre ese territorio en disputa que son las representaciones del pasado. Así, nos guste o no, los historiadores jugamos, más o menos conscientemente, con mayor o menor voluntad, un papel público difícil de resignar. Tal vez la mejor manera de cumplir con él sea insistiendo tozudamente en el compromiso con nuestro saber, eludiendo la tentación de buscar popularidad y de decir lo que el público quiere escuchar, para dar cuenta de otras formas de mirar e interrogar el pasado.

En el tema que nos ocupa – las independencias, el largo siglo XIX –, la historiografía reciente ofrece muchas novedades pero, como vimos, no puede brindar esos relatos globales que tanto atraen al gran público. Los historiadores podemos en cambio no solo poner en cuestión esos relatos y buscar desarmar las versiones más esencialistas de la nación, operaciones que solemos practicar con gusto, sino también inducir a la apertura del pasado sin anacronismos y, sobre todo, plantear interrogantes y proponer respuestas que no se reduzcan a

nuevas recetas explicativas. Ahora que nos hemos librado de los imperativos identitarios, tal vez podamos ofrecer también una distancia crítica frente a tendencias siempre presentes de cristalización de la memoria colectiva. Sin pretender convertir a la historia en gendarme o en portadora de alguna verdad última, me gustaría terminar con una cita de Yerushalmi cuando, al insistir en que la historia no puede “suplantar a la memoria colectiva ni crear una tradición alternativa que se pueda compartir”, al mismo tiempo otorga a la disciplina un lugar social y dice:

Contra los militantes del olvido, los traficantes de documentos, los asesinos de la memoria, contra los revisores de enciclopedias y los conspiradores del silencio, contra aquellos que, para retomar la magnífica imagen de Kundera, pueden borrar a un hombre de una fotografía para que nada quede de él con excepción de su sombrero, el historiador, el historiador solo, animado por la austera pasión de los hechos, de las pruebas, de los testimonios, que son los alimentos de su oficio, puede velar y montar guardia.<sup>3</sup>

#### ZUSAMMENFASSUNG

#### UNABHÄNGIGKEIT UND NATION IN DER LATEINAMERIKLANSICHEN GESCHICHTE. NEUE DEBATTEN UM EIN ALTES THEMA

Der vorliegende Beitrag reflektiert die Historiographie zu den komplexen Prozessen, die zu den Unabhängigkeitsrevolutionen in Hispanoamerika und im 19. Jahrhundert zum Aufbau von Republiken geführt haben. Im Kontext der Feiern zum Bicentenario haben Historiker mit ihren Forschungen dazu beigetragen, die Debatten über diese Prozesse zu befeuern. Diese Forschungsbeiträge stützen sich auf eine umfassende und lang andauernde historiographische Produktion, die in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten im Rahmen einer geschichtswissenschaftlichen Neuausrichtung entscheidend frühere Interpretationen des Übergangs von der Kolonie zu den Unabhängigkeiten und über das 19. Jahrhundert im Allgemeinen verändert hat. Abgesehen davon, dass diese Produktion die akademische Diskussion geprägt hat, zirkuliert sie auch in einem größeren Rahmen und bemüht sich in unterschiedlicher Art und Weise und mit unterschiedlichem Erfolg, auf die kollektiven Sinnstiftungsprozesse einzuwirken. Dieser Aufsatz bezieht sich auf die wichtigsten Beiträge dieser neueren Historiographie und untersucht gleich-

---

<sup>3</sup> Yosef Yerushalmi: Reflexiones sobre el olvido. En: Yosef Yerushalmi et al. (eds.): Usos del olvido. Comunicaciones al coloquio de Royaumont. Buenos Aires 1989, p. 25.

zeitig, welchen Einfluss die Historiker in den öffentlichen Debatten über die Vergangenheit und bei den Feiern zum Bicentenario haben.

### **BIBLIOGRAFÍA DE REFERENCIA**

Adelman, Jeremy: *Sovereignty and Revolution in the Iberian Atlantic*. Princeton 2007.

Alonso, Paula (ed.): *Construcciones impresas. Panfletos, diarios y revistas en la formación de los estados nacionales en América Latina, 1820-1920*. Buenos Aires 2003.

Alonso, Paula: *La reciente historia política de la Argentina del ochenta al Centenario*. En: *Anuario IEHS* vol. 13 (1998), pp. 393-418.

Annino, Antonio (ed.): *Historia de las elecciones en Iberoamérica, siglo XIX. De la formación del espacio político nacional*. Buenos Aires 1995.

Annino, Antonio/ Castro Leiva, Luis/ Guerra, François-Xavier (eds.): *De los Imperios a las Naciones. Iberoamérica*. Zaragoza 1994.

Botana, Natalio: *Estudio preliminar*. En: Natalio Botana: *El orden conservador. La política argentina entre 1880 y 1916*. Buenos Aires 1994, pp. I-XLVIII.

Bragoni, Beatriz/ Mata, Sara E. (eds.): *Entre la Colonia y la República. Insurgencias, rebeliones y cultura política en América del Sur*. Buenos Aires 2008.

Cattaruzza, Alejandro: *La historia política en el fin de siglo. ¿Retorno o transformación?* En: Carlos Barros/ Carlos Aguirre Rojas (eds.): *Historia a debate. América Latina*. Santiago de Compostela 1996, pp. 101-110.

Chiaromonte, José Carlos: *Nación y Estado en Iberoamérica. El lenguaje político en tiempos de la independencia*. Buenos Aires 2004.

Dunkerley, James (ed.): *Studies in the Formation of the Nation State in Latin America*. Londres 2002.

Earle, Rebecca (ed.): *Rumours of Wars. Civil Conflict in Nineteenth-Century Latin America*. Londres 2000.

Gallo, Ezequiel: *Historiografía política: 1880-1900*. En: *Comité Internacional de Ciencias Históricas (Comité argentino): Historiografía argentina (1958-1988). Una evaluación crítica de la producción histórica argentina*. Buenos Aires 1990, pp. 327-338.

Goldman, Noemí (ed.): *Lenguaje y revolución. Conceptos políticos clave en el Río de la Plata, 1780-1850*. Buenos Aires 2008.

Guerra, François-Xavier: *Modernidad e independencias. Ensayos sobre las revoluciones hispánicas*. Madrid 1992.

Halperin Donghi, Tulio: *Un cuarto de siglo de historiografía argentina (1960-1985)*. En: *Desarrollo Económico* vol. 25, no. 100 (1986), pp. 487-520.

Halperin Donghi, Tulio: *Reforma y disolución de los imperios ibéricos, 1750-1850*. Madrid 1985.

Hartog, François/ Revel, Jacques: *Les usages politiques du passé*. Paris 2001.

Hobsbawm, Eric: *Nations and Nationalism since 1780. Programme, Myth, Reality*. Cambridge 1991.

Irurozqui, Marta: *La ciudadanía en debate en América Latina. Discusiones historiográficas y una propuesta teórica sobre el valor público de la infracción electoral*. Lima 2004.

Jacobsen, Nils/ Aljovín, Cristóbal (eds.): *Political Culture in the Andes, 1750s-1950s*. Durham/ Londres 2005.

Malamud, Carlos/ Dardé, Carlos (eds.): *Violencia y legitimidad. Política y revoluciones en España y América Latina, 1840-1910*. Santander 2004.



McFarlane, Anthony/ Posada Carbó, Eduardo (eds.): *Independence and Revolution in Spanish America. Perspectives and Problems*. Londres 1999.

Mongin, Olivier: ¿Una memoria sin historia? Hacia una relación diferente con la historia. En: *Punto de Vista* vol. 49 (1994), pp. 24-29. (Traducción del original francés publicado por *Esprit* vol. 180, no. 3-4 [1993], pp 102-113).

Palacios, Guillermo (ed.): *Ensayos sobre la nueva historia política de América Latina*, s. XIX. México 2007.

Palti, Elías: *El tiempo de la política. El siglo XIX reconsiderado*. Buenos Aires 2007.

Posada Carbó, Eduardo (ed.): *Elections Before Democracy. The History of Elections in Europe and Latin America*. Houndmills/ Londres 1996.

Rinke, Stefan: *Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit, 1760-1830*. München 2010.

Sabato, Hilda (ed.): *Ciudadanía política y formación de las naciones. Perspectivas históricas de América Latina*. México 1999.

Sabato, Hilda: *On Political Citizenship in Nineteenth-Century Latin America*. En: *The American Historical Review* vol. 106, no. 4 (2001), pp. 1298-1302.

Sabato, Hilda: *La política argentina en el siglo XIX. Notas sobre una historia renovada*. En: Guillermo Palacios (ed.): *Ensayos sobre la nueva historia política de América Latina*, s. XIX. México 2007, pp. 83-94.

Sabato, Hilda: *Saberes y pasiones del historiador. Apuntes en primera persona*. En: Marina Franco/ Florencia Levin (eds.): *Historia reciente. Perspectivas y desafíos para un campo en construcción*. Buenos Aires 2007, pp. 221-233.

Ternavasio, Marcela: *Política y cultura ante la crisis del orden colonial*. En: *Boletín del Instituto de Historia Argentina y Americana "Dr. Emilio Ravignani"* vol. 33. En prensa.

Yerushalmi, Yosef: Reflexiones sobre el olvido. En: Yosef Yerushalmi et al. (eds.): Usos del olvido. Comunicaciones al coloquio de Royaumont. Buenos Aires 1989, pp. 13-26.



**II. ÖFFENTLICHE FESTKULTUR /  
LA CULTURA FESTIVA PÚBLICA**



**SILKE HENSEL**

## **DAS RINGEN UM EINE NEUE ORDNUNG. DIE KRÖNUNGSFEIERLICHKEITEN DES ERSTEN MEXIKANISCHEN KAISERS UND DIE VERFASSUNG<sup>1</sup>**

Die Unabhängigkeit Mexikos bedeutete weit mehr als die Ablösung der Kolonie von ihrem Mutterland. Sie ging einher mit einem Umbruch der politischen Verfassung des Landes, die eine neue Herrschaftslegitimation beinhaltete und die Souveränität vom Monarchen auf die Nation übertrug.<sup>2</sup> Dieser Wandel konnte allerdings in Mexiko ebenso wie in den anderen spanischen Kolonien in Amerika nur in langen gewaltsamen Kämpfen errungen werden.<sup>3</sup> Die Auseinandersetzungen spielten sich dabei nicht nur zwischen Kolonie und Mutterland, sondern auch zwischen verschiedenen Gruppen mit unterschiedlichen politischen Vorstellungen in den kolonialen bzw. gerade unabhängig gewordenen Regionen ab. Die Unabhängigkeitszeit, deren Beginn von der Historiographie heute in den Ereignissen in Spanien 1808 gesehen wird und die sinnvollerweise erst mit der Einführung einer neuen politischen Ordnung und nicht mit der Unabhängigkeitserklärung der jeweiligen Länder als beendet betrachtet werden sollte, lässt sich als politisches Laboratorium eines grundlegenden Verfassungswandels verstehen. Ein solches Laboratorium der politischen Transition vom Ancien Régime zu einem modernen Verfassungs-

---

<sup>1</sup> Die Archivarbeit zu diesem Artikel war möglich mit Hilfe der Unterstützung des SFB 496, finanziert von der DFG.

<sup>2</sup> Vgl. dazu neuerdings Jaime E. Rodríguez O.: *Nosotros somos ahora los verdaderos españoles*. 2 Bände. Mexiko-Stadt 2010.

<sup>3</sup> Zum Unabhängigkeitskrieg in Mexiko, der immerhin 11 Jahre währte, wenn auch nicht immer in der gleichen Intensität geführt wurde, vgl. Christon Archer: *En busca de una victoria definitiva. El ejército realista de Nueva España, 1810-1821*. In: Marta Terán/ José Antonio Serrano Ortega (Hrsg.): *Las guerras de independencia en la América española*. Mexiko-Stadt 2002, S. 423-438 und seine weiteren Veröffentlichungen. Außerdem Juan Ortiz Escamilla: *Guerra y gobierno. Los pueblos y la independencia de México*. Mexiko-Stadt 1997.

staat fand seinen vorläufigen Endpunkt in Mexiko mit der Proklamation der ersten mexikanischen Verfassung 1824.<sup>4</sup>

In dieser Zeit fand ein mehrfacher Wechsel der politischen Ordnung statt. 1812 wurde die Verfassung von Cádiz proklamiert, die eine konstitutionelle Monarchie für das Spanien beider Hemisphären vorsah.<sup>5</sup> Zwei Jahre später kam es jedoch nach der Rückkehr Ferdinands VII. auf den spanischen Thron zur Restauration des Ancien Régime. Die Aufständischen unter der Führung von José María Morelos proklamierten außerdem 1813 die Verfassung von Apatzingán, die allerdings de facto keine Geltung erlangte, weil die Aufständischen zu diesem Zeitpunkt nur noch kleinere, nicht zusammenhängende Regionen kontrollierten. 1820 kam es zur Wiedereinführung der gaditanischen Verfassung, die über die Unabhängigkeitserklärung hinaus bis 1824 in ihren wesentlichen Teilen Bestand hatte.

In diese Zeit des Verfassungswandels und keineswegs an ihr Ende fiel die Etablierung des Ersten Mexikanischen Imperiums mit Agustín I. an seiner Spitze. Ein solches Verständnis des Ersten Kaiserreichs als Teil der Übergangszeit vom Ancien Régime zum modernen Verfassungsstaat geht nicht unbedingt konform mit der üblichen Interpretation, hat aber einiges für sich, wie sich bereits am Beginn in den Krönungsfeierlichkeiten zeigen sollte. Hier stand die politische Ordnung des Landes zur Disposition, eine endgültige Entscheidung zwischen den Souveränitätsvorstellungen des Ancien Régime und den neuen einer nationalen Souveränität war noch nicht gefallen, sondern weiterhin umkämpft. Dies möchte ich im Folgenden anhand der Krönungsfeierlichkeiten von Agustín I. im Juli 1822 zeigen. Ich werde dazu nicht nur die Zeremonie in der Hauptstadt selbst betrachten, sondern auch die Feierlichkeiten auf regionaler und lokaler Ebene in den Blick nehmen. Als Beispiele dafür dienen mir die Festakte in Antequera, der Hauptstadt der süd mexikanischen, stark

---

<sup>4</sup> Die übliche Periodisierung der mexikanischen Geschichte sieht die Unabhängigkeits-epoche immer noch mit dem 1821 erklärten *Plan de Iguala* und dem nachfolgenden Vertrag von Córdoba als abgeschlossen an. Aber schon der Umstand, dass die Krone einem Mitglied des spanischen Königshauses, allen voran Ferdinand VII., angeboten werden sollte, verweist auf den Übergangscharakter der Zeit von 1821-1824, die deshalb noch in die Unabhängigkeitsphase einbezogen werden sollte.

<sup>5</sup> Constitución Política de la Monarquía Española. In: Colección de los decretos y ordenes que han expedido las Cortes generales y extraordinarias desde septiembre de 1811 hasta 24 de mayo de 1812 (Colección de los decretos de las Cortes). Band 2. Cádiz 1813, S. 104-173.

indigen geprägten Provinz Oaxaca, und in Teutila, einem Distrikt im Norden der gleichen Provinz, dessen Bevölkerung zu 98% indigener Herkunft war.<sup>6</sup>

Politische Feste wie die Krönungsfeierlichkeiten sind für die Frage nach politischem Wandel deshalb interessant, weil sie zur Übersetzung abstrakter, normativer Regelwerke, wie Verfassungen es zunächst sind, in die politische Praxis beitragen. Um Geltung beanspruchen zu können, müssen Verfassungen der Bevölkerung nicht nur sichtbar und erfahrbar gemacht werden.<sup>7</sup> Darüber hinaus müssen die Beherrschten der neuen Ordnung auch verpflichtet werden. Dies geschah über politische Rituale, also einer aus mehreren Elementen bestehenden, formal normierten, symbolischen Handlungssequenz mit spezifischer Wirkmächtigkeit.<sup>8</sup>

Symbolische Handlungen heben Rituale vom Alltag ab und finden wie auf einer Bühne demonstrativ vor Publikum statt. Mit der Teilnahme an Ritualen verbindet sich ein Einvernehmen von Akteuren und Publikum über das, was im Ritual handelnd gezeigt wird. Rituale können somit einerseits Zusammengehörigkeit stiften und andererseits Verbindlichkeit für die Zukunft herstellen.<sup>9</sup> Dies ist gerade dann wichtig, wenn das Ritual einen Machtwechsel oder gar den Übergang zu einer neuen politischen Ordnung vollziehen soll, so wie es seit 1812 in Neu-Spanien bzw. Mexiko mehrfach der Fall war. Zunächst erklärte die gaditanische Verfassung 1812 die Untertanen des spanischen Königs zu Staatsbürgern der spanischen Nation, die dann 1821 zu mexikanischen Bürgern wurden.

Herrschafts- und Verfassungswechsel sind allerdings in der Regel umstrittene Prozesse, und die Konflikte um die Neugestaltung der Ordnung werden dann

---

<sup>6</sup> Zur Bevölkerungsstruktur der Provinz im späten 18. Jahrhundert vgl. Carlos Sánchez Silva: *Indios, comerciantes y burocracia en Oaxaca poscolonial, 1786-1860*. Oaxaca 1998, S. 76ff.

<sup>7</sup> Hans Vorländer: *Gründung und Geltung. Die Konstitution der Ordnung und die Legitimität der Konstitution*. In: Gert Melville/ Hans Vorländer (Hrsg.): *Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen*. Köln/ Wien 2002, S. 243-263.

<sup>8</sup> Zur Bedeutung von symbolischen Akten, wie sie u.a. in politischen Festen zum Tragen kommen, vgl. Barbara Stollberg-Rilinger: *Zeremoniell, Ritual, Symbol. Neue Forschungen zur symbolischen Kommunikation im Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* Bd. 27 (2000), S. 389-405 und Gerd Althoff/ Barbara Stollberg-Rilinger: *Spektakel der Macht. Einleitung*. In: Dies. u.a. (Hrsg.): *Spektakel der Macht im Alten Europa, 800-1800*. Darmstadt 2008, S. 15-19.

<sup>9</sup> Althoff/ Stollberg-Rilinger: *Spektakel der Macht*, S. 15.



häufig nicht nur in den politischen Ritualen *sichtbar*, sondern – so die hier vertretene These – vielmehr auch auf symbolischer Ebene *ausgetragen*. Die Krönung Iturbides ist solch ein Fall, in dem die Gestaltung der Feierlichkeiten in gewisser Weise eine Pattsituation zeigte, da hier zwei konkurrierende Herrschaftslegitimationen zur Darstellung kamen. Positiver ließe sich formulieren, dass die Krönung genauso wie der *Plan de Iguala*, mit dem die Unabhängigkeit Mexikos erklärt wurde, einen politischen Kompromiss beinhaltete, der in diesem Moment die einzige Möglichkeit darstellte, die gegnerischen Vorstellungen und Parteien hinter einem Projekt zu vereinen. Allerdings sollte die mit dem Kompromiss erlangte Einigung nicht lange Bestand haben. Während die Krönungsfeierlichkeiten in der Hauptstadt die unterschiedlichen Positionen bezüglich der Souveränitätsfrage zum Ausdruck brachten und damit einen zentralen Ort der politischen Auseinandersetzung darstellten, nahmen die Feierlichkeiten in der Provinz Oaxaca einen anderen Charakter an. Die hier stattfindenden Feierlichkeiten brachten eine politische Ordnung bzw. politische Werte zur Aufführung, die eng angelehnt waren an die alte Ordnung. Bevor ich auf die Feierlichkeiten selbst eingehe, möchte ich zunächst die politische Entwicklung skizzieren, die zur Krönung Agustín de Iturbides führte.

### DIE MEXIKANISCHE UNABHÄNGIGKEIT

Der royalistische Offizier Iturbide, der 1820 von Vizekönig Apodaca mit der Zerschlagung der letzten verbliebenen Verbände von Unabhängigkeitskämpfern betraut war, trat im Februar 1821 mit dem *Plan de Iguala* an die Öffentlichkeit. Die Urheberschaft des Dokuments ist umstritten. Einige Historiker schreiben sie Iturbide alleine oder ihm zusammen mit dem wichtigsten verbleibenden Anführer der Unabhängigkeitskämpfer, Vicente Guerrero, zu. Andere Historiker sehen die Autorschaft des Plans eher bei den Mitgliedern einer geheimen Gruppe von politisch Aktiven, die sich seit 1808 für die Autonomie Neu-Spaniens einsetzten.<sup>10</sup> Der *Plan de Iguala* formulierte drei Hauptziele: den Erhalt der katholischen Religion, die Einheit aller Spanier und die

---

<sup>10</sup> Zur Entstehung des *Plan de Iguala* vgl. Jaime E. Rodríguez O.: Los caudillos y los historiadores. Riego, Iturbide y Santa Anna. In: Manuel Chust/ Víctor Mínguez (Hrsg.): La construcción del héroe en España y México, 1789-1847. Valencia 2003, S. 309-336, hier S. 320ff.

Unabhängigkeit Mexikos.<sup>11</sup> Damit konnte er die Anhänger fast aller politischen Richtungen hinter sich vereinen, und im September 1821 wurde auf seiner Grundlage die Unabhängigkeit Mexikos erklärt.

Wie sich bald herausstellen sollte, lag ein entscheidendes Problem des Plans allerdings in der Festlegung auf eine konstitutionelle Monarchie und dem Angebot der mexikanischen Krone an die spanischen Bourbonen.<sup>12</sup> Als die Nachricht von deren Ablehnung in Mexiko eintraf, wählte die verfassungsgebende Versammlung Iturbide im Mai 1822 zum Kaiser. Allerdings tat sie dies unter Druck, hatten doch in der Nacht zuvor die in Mexiko-Stadt stationierten Truppen Iturbide zum Kaiser erklärt und dabei Unterstützung von Teilen der Bevölkerung erhalten. Damit konnte Iturbide in der Auseinandersetzung zwischen ihm als Vertreter der Exekutive einerseits und der Legislative andererseits um die politische Vormacht einen Etappensieg erringen. Allerdings verschärfte sich der Konflikt in der Folgezeit aufgrund der wachsenden Souveränitätsansprüche Iturbides. In der Krönungszeremonie Iturbides kam deutlich zum Ausdruck, dass keine Einigkeit über die politische Ordnung hergestellt werden konnte. Die am 21. Juli 1822 stattfindende Kaiserkrönung bestand aus einer eigentümlichen Mischung alter und neuer Elemente. Das lässt sich im Wesentlichen auf den noch nicht abgeschlossenen Verfassungswandel und die konkurrierenden Ansprüche von Kongress und Kaiser zurückführen.

Die Planung der Krönung oblag dem Kongress, der sich mit Iturbide darüber verständigen musste. Ein grundlegender Konflikt, der in den Feierlichkeiten zur Darstellung kam, lag in dem Problem, wie die Souveränität der Nation konkret in der Ausgestaltung der politischen Ordnung umgesetzt werden sollte und welche Befugnisse den einzelnen Verfassungsorganen zukommen sollten. Dieser Konflikt beherrschte seit der Besetzung Spaniens durch französische Truppen und der Thronusurpation durch Napoleon Bonaparte die politischen Auseinandersetzungen im gesamten spanischen Reich. Das Problem stellte sich bereits direkt nach der Kaiserproklamation im Mai 1822, als der Kongress einen Schwur des neuen Kaisers auf die Verfassung verlangte.<sup>13</sup> Die Eidesformel lautete folgendermaßen:

---

<sup>11</sup> Vgl. Plan de Iguala, abgedruckt in Berta Ulloa/ Guadalupe Jiménez Codinach/ Josefina Z. Vázquez (Hrsg.): Planes en la nación mexicana. Band 1. Mexiko-Stadt 1987, S. 51-56.

<sup>12</sup> Timothy E. Anna: The Mexican Empire of Iturbide. Lincoln/ London 1990, S. 19f. und S. 56.

<sup>13</sup> Gaceta del Gobierno Imperial de México Bd. 2, Nr. 42 (23. Mai 1822), S. 316f.

Ich, Agustín, Kaiser von Mexiko aufgrund der göttlichen Vorsehung und der Ernennung durch den Kongress, schwöre vor Gott und den Evangelien, dass ich die katholisch-apostolisch-römische Religion verteidigen und bewahren werde, ohne eine andere im Kaiserreich zuzulassen; dass ich die Verfassung, die besagter Kongress erlassen wird, achten werde und dafür sorgen werde, dass sie geachtet wird, und bis es soweit ist, werde ich die spanische in denjenigen Teilen achten, in denen sie gültig ist ebenso wie die Gesetze, Verordnungen und Dekrete, die der Kongress erlassen hat und noch erlassen wird. Ich werde auf nichts weiter achten als auf das Wohl der Nation. [...] Und wenn ich das Gegenteil von dem hier im Ganzen oder Teilen Geschworenen tun werde, sollen diese Handlungen null und nichtig sein. So wahr mir Gott helfe und mich unterstützt und es von mir einfordern möge.<sup>14</sup>

Der Schwur, in dem sich Iturbide der noch nicht ausgearbeiteten Verfassung unterordnete, wird von Timothy Anna als das eigentlich Einmalige an dem Geschehen bewertet.<sup>15</sup> Gleichzeitig war der Eid allerdings in Bezug auf seine Handlungsverpflichtung problematisch, da Iturbide ihn auf eine noch nicht geschriebene Magna Charta leistete. Tatsächlich wurde dieser Teil des Schwurs auch in einem Flugblatt von 1823 kritisiert, das Iturbide sogar unterstellte, er habe auf die noch nicht fertig gestellte Verfassung geschworen, um dann ihre Ausarbeitung und Proklamation zu verhindern.<sup>16</sup>

Eine Kommission von Kongressabgeordneten plante die Gestaltung der Krönung und stützte sich dabei auf das, was mexikanische Zeitgenossen und Historiker als römisches Zeremoniell bezeichneten. Damit war der Ordo gemeint, der im *Pontificale Romanum Germanicum* überliefert ist und z.B. bei der Kaiserkrönung Karls V. 1530 in Bologna zur Anwendung kam.<sup>17</sup> Allerdings

---

<sup>14</sup> Eigene Übersetzung. Im Original: „Agustin, por la Divina Providencia y por nombramiento del Congreso de representantes de la Nacion, Emperador de México, Juro por Dios y por los Santos Evangelios que defenderé y conservaré la Religion Católica, Apostólica, Romana, sin permitir otra alguna en tal Imperio: que guardaré y haré guardar la Constitucion que formare dicho Congreso, y entre tanto la Española en la parte que está vigente, y asimismo las Leyes, Ordenes, y Decretos que ha dado y en lo sucesivo diere el repetido Congreso, no mirando en cuanto hiciere, sino al bien y provecho de la Nacion [...] y si en lo que he jurado, ó parte de ello, lo contrario hiciere, no debo ser obedecido, antes aquello en que contraviniere, sea nulo, y de ningun valor. Asi Dios me ayude, y sea mi defensa, y si no, me lo demande.“ Gaceta del Gobierno Imperial de México Bd. 2, Nr. 42 (23. Mai 1822), S. 316f.

<sup>15</sup> Anna: Mexican Empire, S. 77.

<sup>16</sup> Im Original: „Bien podía obligarse á guardar una Constitución cuya formación había de impedir.“ Manda nuestro Emperador que ninguno le obedezca. Puebla 1823, Biblioteca Nacional de México, Fondo Reservado, BK 532680.

<sup>17</sup> In der Planung der Krönungsfeierlichkeiten heißt es beim Unterpunkt der Krönung selbst: „Se hará lo prevenido por el Pontifical Romano“. Proyecto del Ceremonial que para la inauguración, consagración y coronación de su Magestad, el Emperador Agustín Primero, se

mussten diejenigen Textstellen in den Gebeten und Fürbitten geändert werden, die auf eine absolute Monarchie hinwiesen. In den Feierlichkeiten verwies trotzdem eine Reihe von Elementen auf die überkommene Ordnung des Ancien Régime und die Vorstellung einer göttlichen Übertragung der Souveränität an den Monarchen. Dies traf z.B. bei der Salbung des Kaisers zu und auch dort, wo die alten Korporationen in ihren traditionellen Uniformen und in der traditionellen Rangfolge an der Prozession zur Kathedrale teilnahmen, die Iturbide zur Krönung führte. Die Vertreter der Korporationen nahmen in der Kathedrale ebenfalls nach alter Rangordnung ihre Plätze ein. Neben dem alteuropäischen Vorbild wurden Anleihen bei der Kaiserkrönung von Napoleon Bonaparte gemacht.<sup>18</sup>

Die Krönungszeremonie in der Kathedrale begann mit dem Lied *Veni Creator*. Danach nahm der Bischof von Guadalajara, Juan Cruz Ruiz Cabañas y Crespo, der auch einen Teil der Salbung durchführen sollte, dem Kaiser das Glaubensbekenntnis ab. Es folgte eine Wiederholung des Schwurs auf die Verfassung, den Iturbide im Mai vor dem Kongress abgelegt hatte. Dem schloss sich die Salbung des Kaiserpaars an. Bischof Cabañas führte es vor den Altar und nahm die Salbung am rechten Arm vor. Danach wurden Kaiser und Kaiserin in den Sitzungsraum des Kathedralkapitels geführt, um dort von den beiden Kongressabgeordneten und Klerikern José Miguel Guridi y Alcocer sowie Florencio Castillo ein weiteres Mal mit geweihtem Öl gesalbt zu

---

presento por la comición encargada de formarlo, al Soberano Congreso, en 17 de Junio de 1822, Mexiko-Stadt 1822, S. 9. Vgl. Ceremonias de la Iglesia en la unción y coronación del nuevo Rey ó Emperador. Escritas en latin por D. Andres Castaldo y traducidas al Castellano, Puebla 26. Juni 1822. In: CONDUMEX, Colección Puebla, 394 CAS. Dieser Text diente der Kongresskommission als Vorlage bei der Ausarbeitung des Zeremoniells. Víctor Mínguez/ Inmaculada Rodríguez Moya: Sueños de púrpura. Modelos artísticos e imágenes simbólicas del mito imperial en el México independiente. In: Silke Hensel (Hrsg.): Constitución, poder y representación. Dimensiones simbólicas del cambio político en la época de la independencia. Frankfurt am Main/ Madrid 2011, S. 81-120, hier S. 97.

<sup>18</sup> Mínguez/ Rodríguez Moya: Sueños de púrpura, S. 84f. Die Krönung Napoleon Bonapartes wurde herangezogen, weil es sich dabei ebenso wie in Mexiko um die Neugründung einer Dynastie handelte. Vgl. Actas constitucionales mexicanas, Bd. 3, S. 69. Zum Zeremoniell der Krönung Karls V. vgl. Guillermo Redondo Veintemillas/ Diego Navarro Bonilla: La coronación imperial de 1530 en Bolonia. In: La imagen triunfal del emperador. La jornada de la coronación imperial de Carlos V en Bolonia y el friso del Ayuntamiento de Tarazona. Madrid 2000, S. 87-112.

werden.<sup>19</sup> Diese doppelte Salbung lässt sich einerseits mit einem ähnlichen Zeremoniell in europäischen Kaiserkrönungen erklären.<sup>20</sup> Sie drückte andererseits in besonderer Weise die Doppeldeutigkeit der Krönung aus, indem zwei von der Nation gewählte Vertreter am Akt der Salbung beteiligt waren, dessen Sinn darin lag, Iturbide über die Sakralisierung eine Legitimationsgrundlage seines Amtes jenseits der Nation zu verschaffen. Der Zeitgenosse und Historiker Carlos María Bustamante, der 1822 Abgeordneter der verfassungsgebenden Versammlung war, schrieb zu der Salbung, dass sie auf den Wunsch Iturbides zurückging, der mit seiner Proklamation zum Kaiser durch den Kongress nicht zufrieden gewesen sei. Wenn diese Darstellung stimmt, dann gelang es dem Kongress allerdings in diesem Punkt, die eigenen Souveränitätsansprüche selbst im Akt der Salbung deutlich zu machen.<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Beide Kleriker waren auch in politischer Hinsicht prominent. Beide waren Abgeordnete in den Cortes von Cádiz gewesen. Guridi y Alcocer stammte aus Tlaxcala. Er hatte einen Doktorgrad in Theologie und kanonischem Recht. 1789 wurde er zum Priester geweiht, und seit 1790 lebte er in Mexiko-Stadt, wo er dem Domkapitel angehörte. Ernesto de la Torre Vilar/ Ramiro Navarro de Anda (Hrsg.): *Testimonios históricos guadalupanos*. Mexiko-Stadt 1984, S. 862. Castillo stammte aus Costa Rica. Er kehrte nach der Auflösung der Cortes 1814 nicht dorthin zurück, sondern begab sich nach Oaxaca im Süden Mexikos, wo er eine Stelle als Kanoniker zugesprochen bekommen hatte. Castillo galt als einer der Köpfe der Unabhängigkeitsbewegung in Oaxaca. Er bekämpfte die antiklerikale Gesetzgebung der Liberalen. Brian R. Hamnett: *La iglesia de Oaxaca en las primeras décadas del siglo XIX*. In: María de los Angeles Romero Frizzi (Hrsg.): *Lecturas históricas del estado de Oaxaca*. Band 3. Mexiko-Stadt 1990, S. 71-82, hier S. 78.

<sup>20</sup> Zur Kaiserkrönung und -salbung im Alten Reich vgl. Jutta Götzmann: *Weihen, Salben, Krönen. Die vormoderne Kaiserkrönung und ihre Imagination*. In: Stollberg-Rilinger u.a. (Hrsg.): *Spektakel der Macht*, S. 21-25.

<sup>21</sup> Vgl. Mínguez/ Rodríguez Moya: *Sueños de púrpura*, S. 97. Frasquet schreibt irrtümlicher Weise zur Salbung, sie sei alleine von Guridi y Alcocer und Castillo vorgenommen worden, und sieht darin einen Hinweis auf die Unterstützung der Abgeordneten für das Kaiserreich und damit einen gravierenden Wandel der politischen Einstellungen der beiden, die in den Cortes von Cádiz liberale Ideen vertreten hatten. Ivana Frasquet: *Las caras del águila. Del liberalismo gaditano a la república federal mexicana (1820-1824)*. Castelló 2008, S. 203. Die Beteiligung von Guridi y Alcocer und Castillo an der Salbung verweist allerdings eher auf die beiden konkurrierenden Herrschaftslegitimationen, die in der Kaiserkrönung ebenso wie in den politischen Auseinandersetzungen der Zeit präsent waren. Dass die Kongressabgeordneten Guridi y Alcocer und Castillo die heilige Ölung vornahmen, lag an ihrer Position innerhalb des Klerus. Ersterer gehörte dem Domkapitel in Mexiko-Stadt an, letzterer war Mitglied des Domkapitels von Oaxaca. Guridi y Alcocer zumindest hatte 1821 als Mitglied der *Soberana Junta* einen Konflikt mit Iturbide, in dem es um das Verhältnis von Legislative und Exekutive ging und Guridi y Alcocer sich gegen die Ansprüche Iturbides stellte. Der Kongress insgesamt führte ebensolche Auseinandersetzungen direkt auf seiner ersten Sitzung am 24. Februar 1822. Es ist deshalb wahrscheinlicher, dass der Kongress mit

Nach der Segnung der Herrschaftsinsignien durch den Bischof erfolgte die Krönung, die vom Präsidenten des Kongresses, Rafael Mangino, vorgenommen wurde.<sup>22</sup> Als er Iturbide die Krone aufsetzte, erinnerte Mangino daran, dass die mexikanische Nation ihn zum Kaiser erhoben hatte und dass er sein Versprechen, gemäß der Verfassung zu handeln, einhalten müsse, weil die Nation seine unantastbaren Rechte sonst zurückfordern würde.<sup>23</sup> Dass der Kongress nicht in Gänze von Iturbides Wahl zum Kaiser überzeugt war, sondern vielmehr eine ganze Reihe von Abgeordneten die Etablierung einer Republik befürwortete, zeigt sich unter anderem in diesen Worten des Kongresspräsidenten. Aus ihnen klingt eine erhebliche Portion Misstrauen. Der Präsident, so berichtet zumindest Lucas Alamán, habe außerdem in durchaus doppeldeutiger Weise angefügt, dass der Kaiser sich vorsehen solle, damit ihm die Krone nicht herunterfallen möge, woraufhin Iturbide geantwortet habe, dass er dafür sorgen werde.<sup>24</sup>

Indem in der Zeremonie das Glaubensbekenntnis und der Schwur Iturbides auf die Verfassung ebenso wie die Salbung durch einen Bischof und Kongressabgeordnete und die Krönung durch den Kongresspräsidenten direkt aufeinander folgten, wurden die göttliche Vorsehung und die Übertragung der Herrschaftsrechte durch die Nation gewissermaßen auf eine Stufe gestellt. Die Bedeutung der Nation als diejenige Macht, die dem Kaiser die Herrschafts-

---

der Betrauung Guridi y Alcocers sowie Castillos mit der Salbung seinen eigenen Anspruch auf die Souveränität unterstreichen wollte.

<sup>22</sup> Mangino war Abgeordneter Pueblas im Kongress. Er gehörte vor der Kaiserwahl Iturbides zu denjenigen Kongressabgeordneten, die einen bourbonischen Prinzen als mexikanischen Kaiser befürworteten. Als es am 19. Mai 1822 zur Diskussion um die Kaisererhebung Iturbides kam, forderte Mangino, dass vor einer Abstimmung im Kongress die einzelnen Provinzen befragt werden sollten. Trotz dieser, einer Erklärung Iturbides zum Kaiser eher ablehnend gegenüberstehenden Haltung, bezeichnete Alamán ihn als einen Freund Iturbides. Mangino gehörte 1823 nach der Abdankung Iturbides zu denjenigen Abgeordneten, die für die Bezeichnung Iturbides als Verräter stimmten. Vicente Riva Palacio: México a través de los siglos. Elektronische Version der ersten Auflage von 1884-1889. Band 4. Mexiko-Stadt 2007, Kap. VI, S. 11 und 26. Lucas Alamán: Historia de México. Band V. Mexiko-Stadt 1883, S. 598 und 637.

<sup>23</sup> Proyecto del ceremonial que para la inauguración, consagración y coronación de su Magestad el Emperador Agustin Primero se presentó por la comision encargada de formarlo, al soberano congreso, en 17 de Junio de 1822. Mexiko-Stadt o.J., S. 10. Der genaue Wortlaut ist abgedruckt in Frasset: Caras, S. 203.

<sup>24</sup> „No se le vaya a caer a V.M.“ und Iturbide antwortete: „Yo haré que no se me caiga.“ Alamán: Historia. Band 5, S. 638.

rechte übertrug, hob ein Gemälde der Krönung hervor, das den Moment darstellte, in dem der Kongresspräsident im Begriff ist, dem knienden Kaiser die Krone aufzusetzen.



Aquarell auf Seide, Anonym, 1822, Museo Nacional de Historia, INAH, Mexiko.

Das Gemälde stellte außerdem die Kongressmitglieder, die eine hervorgehobene Position in der Zeremonie erhalten hatten, auf der rechten Seite dar. Die einheitliche schwarze Kleidung der Abgeordneten sollte ihre Gleichheit untereinander symbolisieren und darüber hinaus auf die generelle Gleichheitsvorstellung verweisen, die mit der Verfassung von Cádiz an Bedeutung gewonnen hatte. Bereits die Cortes von Cádiz hatten eine bürgerliche Kleidung der Abgeordneten angewiesen, und dies war in Mexiko übernommen worden.<sup>25</sup> Das Gemälde verwies außerdem mit der Trikolore im oberen Bildvordergrund auf die mexikanische Nation, da sie in der Nationalflagge übernommen wurde.

<sup>25</sup> Reglamento para el gobierno interior de las Cortes (4. Sept. 1813). In: Colección de los decretos y órdenes que han expedido las Cortes generales y extraordinarias. Band 4. Cádiz 1813, Art. LI, S. 187.

Die Trikolore symbolisierte die drei Garantien: Weiß stand für die Reinheit der Religion, grün für die Unabhängigkeit und rot für die Einheit der Bevölkerung.<sup>26</sup>

Nach der Krönung erhielt der Kaiser die weiteren Insignien aus den Händen eines Bischofs. Im Anschluss krönte Agustín I. seine Frau zur Kaiserin. Es folgten ein Gebet und die Akklamation des Kaisers. Vor der Kathedrale wurden eigens für den Anlass geprägte Münzen in die Menge geworfen. Auch diese Münzen stellten den doppelten Ursprung der Kaiserwürde Agustíns I. dar, indem die Umschrift auf der Vorderseite „Augustinus, Dei Providencia“ lautete und damit auf Gott als Quelle der Kaiserwürde hinwies, während die Umschrift auf der Rückseite „Mexici primus Imperator constitutionalis“ mit der Erwähnung der Verfassung auf die Nation rekurrierte.<sup>27</sup> Diesen Münzen sehr ähnlich war die in der folgenden Abbildung gezeigte, zu Beginn 1823 geprägte Münze.



Münze von 1823. Umschrift: Vorderseite „Augustinus Dei Providencia“, Rückseite: „Mexici primus Imperator Constitutionalis“. Quelle: <http://www.muenzauktion.com/gbcollection/item.php5?lang=es&id=77> (Zugriff 7.12.2009)

<sup>26</sup> Enrique Florescano: *La bandera mexicana*, S. 125. Die Bedeutung, die Iturbide dem Ziel der Einheit beimaß, ist in der letzten Zeit von einigen Autoren ausgeweitet worden auf die gesamte neu-spanische Bevölkerung, neben der spanischen unabhängig von ihrem Geburtsort bezog demzufolge das Postulat der Einheit auch die indigene und afrikanischstämmige Bevölkerung mit ein. Gerade für letztere war dies angesichts ihrer Exklusion von den Bürgerrechten in der Verfassung von Cádiz wichtig. Vgl. Jaime del Arenal Fenochio: *Un modo de ser libres. Mexiko-Stadt 2002*, S. 93-119 und Alfredo Ávila: *Para la libertad. Los republicanos en tiempos del imperio, 1821-1823. Mexiko-Stadt 2004*, S. 72.

<sup>27</sup> *Actas constitucionales mexicanas*. Band 2, S. 336.



Nach einem Te Deum und der Messe bildete eine Beglaubigung des schriftlichen Berichts über die Krönung den Abschluss der Zeremonie. Schließlich geleiteten die an der Zeremonie beteiligten Kleriker das Kaiserpaar und seine Gefolgschaft aus der Kathedrale.

Das Krönungszeremoniell Iturbides brachte die beiden in der Zeit umstrittenen, entgegen gesetzten Vorstellungen zur Herrschaftslegitimation zum Ausdruck, indem es einerseits mit der Salbung des Kaisers Bezug auf das Gottesgnadentum nahm und damit die Herrschaftsberechtigung auf eine transzendente Macht zurückführte. Andererseits sollten die Krönung durch den Kongresspräsidenten, die Salbung nicht nur durch den Bischof, sondern auch durch Kongressabgeordnete sowie schließlich der Verfassungsschwur die Souveränität der Nation symbolisieren. In dieser Konzeption übertrug das Volk die Herrschaftsrechte an die Repräsentanten der Nation. Das Zeremoniell war also insofern nicht eindeutig und konnte in die eine oder andere Richtung gelesen werden.

#### **DIE PROVINZ OAXACA. DIE HAUPTSTADT UND DER DISTRIKT TEUTILA**

Während sich in der Hauptstadt Mexikos politische Auseinandersetzungen um die künftige Ordnung selbst in den Krönungsfeierlichkeiten des neuen Kaisers niederschlugen, waren die Feierlichkeiten anlässlich der Thronbesteigung in Teutila, einem Distrikt in der südlichen Provinz Oaxaca, zu dem 36 Dörfer mit überwiegend indigener Bevölkerung gehörten, ausgesprochen traditionell angelegt. Sie folgten im Wesentlichen den üblichen Feierlichkeiten zur Thronbesteigung eines neuen spanischen Königs in der Kolonialzeit.<sup>28</sup> Die Planung übernahm eine Versammlung aus Mitgliedern von verschiedenen Gemeinderäten aus dem Distrikt, Angehörigen des Militärs, dem Distriktbeamten und zwei Pfarrern.<sup>29</sup> Die Festlichkeiten dauerten drei Tage und begannen mit einer Messe in der Kirche, in der unter einem Samtbaldachin ein Bild Agustins I. stand. Nach der Messe, in der der Pfarrer eine Ansprache an die Gemeinde hielt, erfolgte der feierliche Treueid der anwesenden Beamten auf

---

<sup>28</sup> Eine entsprechende Beschreibung allerdings der Feierlichkeiten in der Hauptstadt findet sich in María José Garido Áspero: *Fiestas cívicas históricas en la Ciudad de México, 1765-1823*. Mexiko-Stadt 2006. Katrin Dircksen arbeitet in Münster an einer Dissertation zu politischen Festen in Mexiko.

<sup>29</sup> Die folgende Beschreibung der Feierlichkeiten in Teutila basiert auf AGN, Gobernación s/s 46.

den Monarchen. Sodann wurde das Bildnis Agustíns I. in einer Prozession durch den Ort getragen. An der Strecke der Prozession waren mehrere Triumphbögen aufgebaut. Auf dem Hauptplatz des Ortes hielt zuerst der Distriktbeamte eine Rede, in der er vor allem Wert darauf legte, die Anwesenden auf Gehorsam gegenüber dem Kaiser und den Autoritäten vor Ort zu verpflichten. Er zitierte zunächst den Kaiser mit den Worten „Ich habe euch befreit, jetzt liegt es an euch, glücklich zu sein“ und führte dann weiter aus:

Und was glaubt ihr, worin unser Glück liegt? Es liegt im Gehorsam gegenüber den legitimen Autoritäten, denn ohne ihn würde jegliche soziale Ordnung umgestürzt und alles gliche dem konfusen Babylon. Nichts ließe sich mit Sicherheit bestimmen, weil nichts treu befolgt werden könnte. Und wenn nicht, stellt euch vor, wie es wäre, wenn die Kinder ihren Eltern nicht gehorchten, die Angestellten nicht ihren Herren, die Soldaten nicht ihren Anführern, die Staatsbürger nicht dem Souverän oder denjenigen, die sie repräsentieren: Ihr sähet nichts anderes als Unordnung, Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Horror, Konfusion und das unselige Ende der menschlichen Gemeinschaft.<sup>30</sup>

Hier stand also keine der neuen Wertvorstellungen der Souveränität der Nation und damit letztlich der Staatsbürger im Vordergrund. Der Distriktbeamte entwarf vielmehr ein Bild, in dem Untertanen Empfänger staatlicher Rechtsakte waren, die sie zu befolgen hatten, weil sonst der Zusammenbruch jeglicher Ordnung drohte. Nach dieser Rede erfolgte der Treueschwur durch die anwesende Menge. Die Formel dafür lautete:

Schwört ihr bei Gott und den heiligen Evangelien und versprecht ihr der mexikanischen Nation, den Herrn Agustín I. als konstitutionellen Kaiser des mexikanischen Imperiums anzuerkennen und ihm treu zu sein und die katholische, apostolische, romanische Religion zu erhalten, ohne jegliche Mischung und Toleranz gegenüber einer anderen Religion. [Schwört ihr] die Unabhängigkeit der Nation bis auf das Blut zu verteidigen und die konstitutionellen Gesetze und Dekrete des souveränen Kongresses des Imperiums zu befolgen?<sup>31</sup>

---

<sup>30</sup> Ebd., eigene Übersetzung. Im Original: „Y en que os parece que estriva nuestra felicidad? En la obediencia a las legítimas autoridades, pues sin ella todo el orden social se trastornaría y todo sería una confusa babilonia; Nada se podría mandar con seguridad, por que nada se podría obedecer con fidelidad. Y sino, suponed desterrada la obediencia de los hijos para con los padres: de los criados para con sus amos: de los soldados para con sus jefes, y de los ciudadanos para con su soberano o quienes le representan; no veriais otra cosa que el desorden, la injusticia, las crueldades, el horror, la confucion y el desgraciado fin de la sociedad humana.“

<sup>31</sup> Ebd., eigene Übersetzung. Im Original: „Jurais a Dios y por sus santos evangelios y prometis a la Nación Mexicana reconocer por Emperador constitucional del Imperio Mexicano al Señor D. Agustín 1o. y serle fiel; conservar la Religión católica apostolica romana, sin

Die Menge antwortete: „Ja, wir schwören.“

Nach dem Schwur erklärten zwei Dolmetscher das Geschehen in Chinanteco und Mazateco, den beiden wichtigsten indigenen Sprachen im Distrikt. Der erste Tag endete mit einem Bankett, und an den folgenden gab es weitere Vergnügungen, wie z.B. Stierkämpfe und Musik.

Diese Feierlichkeiten folgten in vielen Aspekten dem barocken Zeremoniell monarchischer Feste anlässlich von Thronbesteigungen. Gleiches gilt für die Feierlichkeiten in Antequera, der Hauptstadt Oaxacas, die allerdings erst am 8. Dezember 1822 durchgeführt wurden, d.h. pikanterweise fand dieser Schwur auf Iturbide zu einer Zeit statt, als seine Herrschaft bereits so heftig angefochten wurde, dass seine Abdankung nach drei Monaten im März 1823 folgte. Eine erste Rebellion gegen seine Herrschaft gab es bereits am 6. Dezember 1822, wenn dies auch noch nicht in Oaxaca bekannt gewesen sein konnte. Mit dem *Plan de Veracruz* legitimierte Antonio López de Santa Anna seine Erhebung. Die darin gestellten politischen Forderungen orientierten sich stark am *Plan de Iguala*, darüber hinaus wurde aber eine Annullierung aller Anordnungen Iturbides sowie die Wiedereinsetzung des am 31. Oktober 1822 von Iturbide aufgelösten Kongresses gefordert.<sup>32</sup> Die Konflikte um die Souveränitätsfrage waren zwischen dem Kaiser und dem nationalen Kongress so stark eskaliert, dass Iturbide bereits im August des Jahres 66 Abgeordnete nach der Aufdeckung einer Verschwörung ins Gefängnis werfen ließ und eben im Oktober die Auflösung der verfassungsgebenden Versammlung anordnete und stattdessen eine kleinere *junta instituyente* aus dem Kreis der Abgeordneten des Kongresses einsetzte.<sup>33</sup>

Der Stadtrat von Oaxaca konnte zwar von den jüngsten Ereignissen vom 6. Dezember noch nichts wissen, als der Schwur auf Iturbide stattfand, von den Auseinandersetzungen zwischen dem Kongress und dem Kaiser, die sich Ende des Jahres zuspitzten, muss er aber sehr wohl gewusst haben. Vor diesem Hintergrund erhielt der erst im Dezember 1822 stattfindende Schwur eine besondere Note. Als offizielle Begründung für die Verzögerung der Feierlich-

---

mezcla ni tolerancia de otra alguna: Defender la Independencia de la Nación hasta derramar vuestra sangre; y obedecéis los decretos y leyes constitucionales del soberano Congreso del Imperio?“

<sup>32</sup> Der Plan de Veracruz ist abgedruckt in Berta Ulloa/ Guadalupe Jiménez Codinach/ Josefina Z. Vázquez (Hrsg.): Planes en la nación mexicana. Band 1. Mexiko-Stadt 1987, S. 56-61.

<sup>33</sup> Vgl. dazu Horace V. Harrison: The Republican Conspiracy against Agustín de Iturbide. In: Thomas E. Cotner (Hrsg.): Essays in Mexican History. Austin, TX 1958, S. 142-165.

keiten gab der Stadtrat finanzielle Schwierigkeiten an. Da man das Fest mit der notwendigen Solennität habe durchführen wollen, sei es verschoben worden.<sup>34</sup> Zwar hatte der Stadtrat schon zu Beginn des Jahres über die notorische Geldnot geklagt, die eine Renovierung des Sitzungssaals erschwerte, obwohl die Sitzungen nun öffentlich abgehalten wurden und der Stadtrat deshalb dem Publikum ein besseres Bild vermitteln und z.B. auch eine Büste von Iturbide im Sitzungssaal aufstellen wollte.<sup>35</sup> Zu der Verzögerung der Feierlichkeiten dürften aber die Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Stadtrat und der Provinzdeputation, die seit der Etablierung der Deputation 1822 mehrfach auftraten, einen wesentlichen Beitrag geleistet haben. Bereits im Zusammenhang mit den geplanten Feierlichkeiten anlässlich der Konstituierung der verfassungsgebenden Versammlung versuchte der Stadtrat im April 1822, sich über die Provinzdeputation zu stellen bzw. deren höhere Stellung im Institutionengefüge nicht anzuerkennen.<sup>36</sup> Dass der Konflikt zwischen Rat und Provinzdeputation auch im Dezember 1822 noch nicht beigelegt war, lässt sich daraus erkennen, dass die Provinzdeputation in der Beschreibung der Feierlichkeiten nur einmal zu Beginn genannt wurde, dann aber scheinbar keine Rolle mehr spielte, obwohl sie das höchste Verfassungsorgan in der Provinz darstellte. Die Streitigkeiten zwischen den beiden Institutionen entzündeten sich u.a. an der Frage, wer in öffentlichen Akten welche Position einnehmen solle, was darauf verweist, dass Zeremonialstreitigkeiten Verfassungskonflikte sind.<sup>37</sup> Die Auseinandersetzungen standen im Zusammenhang mit der Machtverschiebung in der Provinz, die sich durch die allgemeinen Wahlen ergeben hatte. Während in der späten Kolonialzeit die in Antequera ansässige spanische Kaufmannschaft unbestritten die Elite der Provinz darstellte und den Stadtrat als höchstes Repräsentationsorgan in ganz Oaxaca dominierte, stand nun die Provinz-

---

<sup>34</sup> AGN, Gobernación s/s 40,4.

<sup>35</sup> AGN, Ayuntamientos 8, f. 100ff.

<sup>36</sup> Vgl. dazu Silke Hensel: Die Entstehung des Föderalismus in Mexiko. Oaxaca zwischen Stadt, Region und Staat, 1786-1835. Stuttgart 1997, S. 212-216. Über den Festakt zur Einrichtung der verfassungsgebenden Versammlung ist leider kein Bericht erhalten geblieben bzw. mir nicht bekannt.

<sup>37</sup> Vgl. Barbara Stollberg-Rilinger: Zeremonielle Inszenierung des Reiches, oder: Was leistet der kulturalistische Ansatz für die Reichsverfassungsgeschichte? In: Matthias Schnettger (Hrsg.): Imperium Romanum – Irregulare Corpus – Teutscher Reichs-Staat. Das Alte Reich im Verständnis der Zeitgenossen und der Historiographie. Mainz 2001, S. 233-246, hier S. 240.

deputation im Institutionengefüge über dem Stadtrat und war zudem zusammengesetzt aus Distriktbeamten und Pfarrern aus der Provinz.<sup>38</sup>

Auch in Antequera standen Prozessionen mit der Büste des Kaisers, eine Messe und der Schwur auf den Kaiser durch die Korporationen sowie das Volk im Mittelpunkt der Feierlichkeiten.<sup>39</sup> Die Prozession durch die Stadt erfolgte nach überkommenem Muster, in dem die Korporationen den Zug strukturierten. An ihrer Spitze trugen der Bischof Oaxacas und der Kommandant der Truppen die Büste des Kaisers, womit die beiden Institutionen der Kirche und des Militärs als tragende Säulen des Kaiserreichs dargestellt wurden. Auf dem Hauptplatz der Stadt angekommen, wurde die Büste Iturbides auf einem großen, reich geschmückten Podest abgestellt, auf dem 200 Personen Platz fanden. Am Nachmittag des gleichen Tages erschienen der Stadtrat und die Garnison der Stadt, alle in ihren Uniformen, wiederum auf dem Hauptplatz. Die Büste Iturbides wurde auf einem Karren erneut durch die Stadt geführt. Jetzt bemächtigte sich allerdings „das Volk“ des Karrens, spannte die sechs Maultiere aus, um ihn selbst durch die Straßen zu ziehen. All dies geschah laut Beschreibung in der größten Ordnung. Nachdem der Umzug wieder auf dem Hauptplatz angekommen war, hielt der Dekan des Domkapitels eine Ansprache, und es folgte der Schwur der Korporationen und aller Anwesenden auf den Kaiser. Danach schloss ein Umtrunk, zu dem auch die Frauen geladen wurden, den Tag ab. Am zweiten und dritten Tag setzten weitere Festelemente die Feierlichkeiten fort. Die Stadt war außerdem geschmückt, und es gab eine Reihe ephemerer Bauten mit allegorischen Darstellungen, von denen aber leider keine Beschreibungen erhalten sind.

Die Nähe der Feierlichkeiten anlässlich von Iturbides Thronbesteigung zu den monarchischen Festen der Kolonialzeit ließe sich vielleicht noch damit erklären, dass der Symbolhaushalt der damaligen Zeit begrenzt war und den Akteuren keine anderen, neuen Symbole und Rituale zur Verfügung standen, um den besonderen Anlass zu begehen und ihn gleichzeitig abzuheben von vergangenen Thronbesteigungen. Allerdings könnte ein solches Argument wohl kaum die überaus enge Anlehnung an die monarchischen Feste der Kolonialzeit erklären. Anders verhält es sich zudem mit der Ansprache des Distriktbeamten in Teutila. Er betonte vor allem die Notwendigkeit des Gehorsams gegenüber dem Monarchen und den etablierten Autoritäten – also auch ihm selbst gegenüber. Von der Verfassung oder dem Kongress als dem eigentlichen Repräsen-

---

<sup>38</sup> Vgl. Hensel: Entstehung des Föderalismus, S. 243-285.

<sup>39</sup> AGN, Gobernación s/s 40,4.

tanten der Nation und letzterer als Trägerin der Souveränität war hier nicht die Rede. So lässt sich der Eindruck nicht von der Hand weisen, dass der Distriktbeamte in der Thronbesteigung Iturbides tatsächlich die Rückkehr zu den alten Verhältnissen sah oder wünschte und vor allem diejenigen Seiten der imperialen Ordnung betonen wollte, die den alten Ordnungsvorstellungen nahe kamen. In der Kolonialzeit hatten die Distriktbeamten in den ihnen unterstehenden Jurisdiktionsbezirken neben dem Pfarrer die höchste Position innerhalb des kolonialen Herrschaftsgefüges inne. Als Vertreter der Kronbürokratie kontrollierten sie die Gemeinderäte der indigenen Dörfer und konnten ihre Position häufig auch zum eigenen wirtschaftlichen Vorteil nutzen.<sup>40</sup>

Bei den Feierlichkeiten in Antequera fällt ebenfalls auf, dass der Kaiser hier ebenso wie zuvor die spanischen Könige den alleinigen Mittelpunkt darstellte. Und anders als bei der Krönung in Mexiko-Stadt, die an sich bereits eine Veränderung gegenüber dem traditionellen Huldigungsschwur auf den König darstellte, lassen sich in Antequera keine neuen Elemente zur Repräsentation neuer Ordnungsvorstellungen nachweisen. Dass es sich um eine konstitutionelle Monarchie handelte, die hier zur Darstellung kam, lässt sich jedenfalls an den überlieferten Beschreibungen der Feierlichkeiten nicht nachvollziehen. Nicht einmal die neuen Verfassungsorgane wie der nationale Kongress oder die Provinzdeputation von Oaxaca, die erst 1822 eingerichtet worden war, fanden Erwähnung.

Dass bei dem feierlichen Schwur auf Agustín I. in den Distrikten Oaxacas wie Teutila eher auf Kontinuität gesetzt, als der Wandel der politischen Ordnung inszeniert wurde, lässt sich auch für das Verfassungsfest von 1820 konstatieren. Bei dieser Feierlichkeit wurde ebenfalls der Monarch in den Mittelpunkt gestellt, und der 1820 in Teutila zuständige Distriktbeamte entschied, den Gemeinden nur denjenigen Teil der Verfassung zu überreichen, der sich mit den Wahlbestimmungen zu den konstitutionellen Gemeinderäten befasste. Er gestand der indigenen Bevölkerung damit nicht zu, dass die

---

<sup>40</sup> Zur Rolle der Distriktsbeamten in der späten Kolonialzeit vgl. Horst Pietschmann: *Alcaldes mayores, corregidores und subdelegados. Zum Problem der Distriktsbeamtschaft im Vizekönigreich Neuspanien.* In: *Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas* Bd. 9 (1972), S. 173-270 und Silke Hensel: *Mediadores del poder. La actuación de los subdelegados y su significado para el dominio español en Nueva España, 1787-1821.* In: Marta Terán/ Víctor Gayol (Hrsg.): *La Corona rota. Identidades y representaciones en las Independencias Iberoamericanas.* Castelló 2010, S. 41-62.

Verfassung in Gänze für sie von Relevanz sein könne. Eine solche Darstellung von Kontinuität vor allem im Hinblick auf die etablierten Hierarchien war eine generelle Tendenz der Verfassungsfeiern von 1820/21 in der Provinz Oaxaca und ihrer Hauptstadt.<sup>41</sup> Die Feierlichkeiten zur Thronbesteigung Iturbides setzten hier also eine bereits zuvor zu beobachtende Praxis fort.

Während in der Hauptstadt Mexikos die Verfassungskonflikte der Zeit in dem Krönungszeremoniell zum Ausdruck kamen, zeigte sich in Oaxaca eine rückwärtsgewandte Gestaltung in Stadt und Land. Daraus sollte allerdings nicht der voreilige Schluss gezogen werden, allein in Mexiko-Stadt habe es ausreichend antimonarchische Kräfte gegeben. Vielmehr gilt es, weitere Provinzen zu untersuchen. Oaxaca könnte durchaus ein Sonderfall gewesen sein. Die Provinz war sehr stark indigen geprägt, sodass die lokalen Verwaltungsbeamten hier stärker als in vielen anderen Regionen auch im Bewusstsein einer vermeintlichen ethnischen Überlegenheit agierten. Außerdem hingen ihre aus der offiziellen Stellung resultierenden Nebeneinkünfte von einer Kontinuität der alten Ordnung ab. Schließlich war Oaxaca im Unabhängigkeitskrieg die einzige Provinz gewesen, die für längere Zeit von Aufständischen besetzt war. Dies sollte das Handeln der Autoritäten und der Provinzelite in den Jahren danach sehr stark prägen. Sie versuchten letztlich, die alte Ordnung in ihrer Provinz so weit wie möglich zu bewahren.

## FAZIT

Mexiko befand sich auch nach der Unabhängigkeit 1821 noch in einer Phase der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die grundlegende soziale Ordnung. Die Verfassung von Cádiz, die über die Unabhängigkeit hinaus in wichtigen Teilen galt, hatte zwar eine konstitutionelle Monarchie etabliert, da Verfassungen aber erst in der gesellschaftlichen Praxis ihre Geltung erlangen, ist die Untersuchung ihrer feierlichen Einsetzung bzw. anderer die grundlegende Ordnung betreffender politischer Feste zentral. Dies zeigen die dargestellten unterschiedlichen Feierlichkeiten anlässlich der Thronbesteigung des ersten mexikanischen Kaisers.

---

<sup>41</sup> Zu den Verfassungsfeierlichkeiten von 1814 und 1820/21 in Oaxaca vgl. Silke Hensel: Zur Bedeutung von Ritualen für die politische Ordnung. Die Proklamation der Verfassung von Cádiz in Oaxaca, Mexiko, 1814-1820. In: Zeitschrift für Historische Forschung Bd. 36, Nr. 4 (2009), S. 597-627.

Verfassungen konstituieren bei ihrem Erlass eine neue Ordnung und beanspruchen Geltung für die Zukunft, sie sollen Kontinuität stiften. Ihrer zentralen Aufgabe der Legitimation und Integration von politischen Gemeinwesen und deren Institutionen können Verfassungen aber nur gerecht werden, wenn ihre normativen Regeln und Sinnangebote in der gesellschaftlichen Wirklichkeit akzeptiert und praktiziert werden. Zwischen Herrschaftsträgern und Bürgern muss deshalb eine Kommunikation über Grundwerte und Verhaltensmuster zustande kommen. Dieser Prozess der Vermittlung und Versicherung von Grundmustern des politisch-sozialen Arrangements und der Loyalität gegenüber Herrschaftsträgern hat eine subjektive, symbolvermittelte Dimension, die sich unter anderem in politischen Festen manifestiert. Wie ich hier zu zeigen hoffte, wurden die Auseinandersetzungen um den Verfassungswandel der mexikanischen Unabhängigkeitszeit in den Feierlichkeiten zur Krönung des ersten mexikanischen Kaisers nicht nur zur Schau gestellt. Die Feierlichkeiten im Zusammenhang mit der Krönung Iturbides zum ersten mexikanischen Kaiser stellten vielmehr einen zentralen Ort dar, an dem die unterschiedlichen Verfassungskonzepte und Vorstellungen zur Souveränität und politischen Repräsentation ausgetragen wurden. Dabei zeigten sich ausgeprägte regionale Unterschiede zwischen der Hauptstadt einerseits und der stark indigen geprägten Provinz Oaxaca im Süden des Landes andererseits. Während der nationale Kongress im Zentrum des Landes durchaus einige zentrale Vorstellungen zur Souveränität der Nation und der eigenen Rolle als Repräsentant dieser Nation performativ bekräftigen konnte, setzten sich in Oaxaca viel stärker diejenigen Kräfte durch, die auf den Erhalt der überkommenen Ordnung setzten. Dies hing wesentlich mit der Bevölkerungs- und damit zusammenhängend der Machtstruktur in der Provinz zusammen.

#### RESUMEN

#### LA LUCHA POR UN NUEVO ORDEN. LAS FESTIVIDADES DE CORONACIÓN DEL PRIMER EMPERADOR MEXICANO Y LA CONSTITUCIÓN

Este artículo tiene como objetivo analizar las disputas por un nuevo orden político durante la independencia mexicana, episodio que se contemplará desde una perspectiva amplia que va más allá de la declaración de independencia. De cara al cambio radical del orden político, la Constitución de Cádiz desempeñó en este proceso un papel sobresaliente, puesto que estableció ante la ley los principios de la soberanía de la nación así como la igualdad legal de todos los



ciudadanos. Los elementos esenciales de la constitución gaditana no perdieron vigencia después de la declaración de Independencia en septiembre de 1821. Cuando los Borbones españoles rechazaron la corona mexicana que les fue ofrecida, se presentó el problema de cómo seguir adelante; Agustín Iturbide, que anteriormente había tenido conflictos con una parte de la asamblea constituyente, fue proclamado – bajo presión militar – primer emperador mexicano. Sin embargo, las festividades de coronación, celebradas en julio de 1822, dejaron ver que no se trató de un amplio consenso. Este artículo parte del supuesto que las festividades políticas tales como una coronación cumplen una función central en el análisis del cambio político, ya que contribuyen a que se traduzca la reglamentación abstracta y normativa a la práctica política.

Las festividades de coronación a Agustín I no constituyeron un acto secundario en el orden político, sino que representaron, más bien, un espacio central en el que se divulgaron los distintos conceptos constitucionales e ideas respecto de la soberanía y de la representación política y se hicieron asequibles a la población. Las festividades en honor al primer emperador nos permiten observar las huellas dejadas por las disputas capitalinas que se encendieron en torno a la soberanía. La ceremonia de la coronación en sí, además, planteó una novedad ya que la entronización de un nuevo rey español se solemnizó mediante una jura de lealtad. El orden tal como se exhibió en la coronación de Agustín I recurrió, por una parte, a elementos tradicionales procedentes de la época colonial, y, por otra, a otros totalmente nuevos que pusieron de manifiesto la soberanía de la nación, así como al mismo tiempo una legitimación divina del emperador.

Aparte de la ceremonia principal de coronación que se realizó en la capital y su significado para el orden político del recién independizado país, esta contribución investiga las festividades tales como se celebraron en la provincia de Oaxaca, tanto en su capital como en las comunidades indígenas de esta provincia, caracterizada por un muy alto porcentaje de población indígena. Al pasar revista a dichas ceremonias se aprecia que la jura de lealtad al nuevo emperador adquirió otro significado allí que en la ciudad de México. Tanto en Antequera como en los pueblos indígenas, se seguía el tradicional ceremonial borbónico y las instituciones y funcionarios de la corona encargados de la organización de las solemnidades en los distritos se esforzaron sobremedida por resaltar la continuidad con el Antiguo Régimen. Una y otra vez hacían hincapié en la importancia de la cuestión de la obediencia a las autoridades. Teniendo en consideración su orientación a la tranquilidad y el orden y el mantenimiento de las viejas relaciones del poder, cabe explicar dichas festividades a partir de la

---

situación demográfica. El pequeño grupo de españoles radicados en Oaxaca temía la influencia política de la población indígena, que en virtud de la constitución se habían convertido en ciudadanos con los mismos derechos. Más allá de lo anterior, la experiencia particular de Oaxaca, que durante la guerra de independencia fue la única provincia que estuvo largamente ocupada por las fuerzas insurgentes, debe haber tenido repercusiones. El significado emanado de las festividades de la coronación de Agustín I en Oaxaca nos permite concluir, que aquellas fuerzas políticas que prevalecieron la soberanía de la nación sobre la del monarca tuvieron fundamentalmente menos influencia. El proceso constitucional tomó en Oaxaca un rumbo muy diferente al del centro del país.



**HÉCTOR PÉREZ BRIGNOLI**

## **LA INDEPENDENCIA CENTROAMERICANA Y LA FORMACIÓN DE UNA CULTURA PÚBLICA FESTIVA**

Alejandro Marure, intelectual ilustrado, profesor de la Universidad de San Carlos de Guatemala, escribió su *Bosquejo histórico de las revoluciones de Centroamérica desde 1811 hasta 1834* por encargo del jefe de estado de Guatemala, Mariano Gálvez; publicó el primer volumen en 1837 y el segundo, en 1839. Aunque el encargo de Gálvez establecía el límite en 1834 Marure solo llegó hasta los acontecimientos de 1828. Leamos su descripción de la jura de la Independencia el 23 de setiembre de 1821, y notemos que escribe unos 15 años después de los eventos:

Ésta se verificó el 23 de setiembre en la plaza mayor de la capital con toda la pompa y magnificencia correspondientes a tan augusta ceremonia; el júbilo más puro, el entusiasmo del patriotismo, los sentimientos dulces de la unión y concordia tenían enajenados todos los ánimos; y Guatemala presentó, en estos momentos, un espectáculo tan interesante como nuevo, el de un pueblo que desde la triste condición de esclavo se elevaba al rango de la soberanía e independencia, que desde el seno de las preocupaciones se levantaba orgulloso proclamando los grandes principios del siglo y que verificaba esa transición prodigiosa sin que se derramase una sola lágrima, sin que hubiera una sola víctima, ¡quién había de pensar que tan hermoso fenómeno ocultase bajo su esplendor del foco horrible que iba a lanzar mil elementos de muerte sobre la más bella sección del nuevo mundo! ¡Quién se habría de imaginar entonces que algunos pocos ambiciosos harían pasar a las generaciones futuras, con la memoria de la gloriosa emancipación de su Guatemala, los tristes recuerdos de la guerra civil que ha desolado a la república central!<sup>1</sup>

En realidad Marure no describe el evento, sino que más bien interpreta un significado, a sus ojos, trascendente. En su descripción de los acontecimientos del 15 de setiembre, que conducen a la declaración de la independencia, Marure alude a una “inmensa muchedumbre” y a una “multitud” que emite un "sordo rumor" cada vez que se produce un voto en contra de la declaración. En cambio, el futuro general liberal y presidente de Guatemala, Miguel García Granados,

---

<sup>1</sup> Alejandro Marure: *Bosquejo histórico de las revoluciones de Centroamérica desde 1811 hasta 1834*. Tomo 1. Guatemala 1960, pp. 67-69.

quién tenía a la sazón 12 años y era hijo de españoles, recuerda así el 15 de setiembre de 1821:

En cuando a lo de la inmensa muchedumbre, debo decir – y yo tengo buena memoria – que a la novedad de los cohetes que tiraron los que querían reunir pueblo, para dar al movimiento un carácter popular e imponente, me fui a Palacio y no ví a esa inmensa muchedumbre de que habla Marure. La verdad es que el pueblo no tomó ninguna parte en aquel movimiento, al cual se mostró verdaderamente indiferente. El acto se ejecutó pacíficamente y sin derramarse una sola gota de sangre, y el mismo Gaínza quedó en el poder.<sup>2</sup>

El congreso federal decretó en 1824 la celebración oficial del 15 de setiembre como una fiesta cívica,<sup>3</sup> incluyendo la relectura del Acta de Independencia y una ceremonia en la que participaban funcionarios del gobierno y se realizaban oficios religiosos de acción de gracias; también se preveían actividades para promover y canalizar el regocijo popular. En los detalles específicos el congreso dejó la organización en manos de las autoridades locales de cada estado de la Federación. El decreto de conmemoración debe verse, claro está, a la par de la adopción de la bandera y el escudo de la naciente república, denominada primero *Provincias Unidas del Centro de América*, y luego, al adoptarse la constitución federal en noviembre de 1824, *Federación de Centroamérica*.

Ahora bien, el 15 de setiembre marcó apenas el inicio de un proceso, lleno de vicisitudes y conflictos, donde las fechas significativas variaban de un estado a otro. Otros momentos importantes, como la declaración de la Independencia absoluta el 1º de julio de 1823, o la aprobación de la Constitución federal el 22 de noviembre de 1824, no desplazaron el simbólico 15 de setiembre, lenta pero progresivamente aceptado en toda la región como fecha emblemática de la Independencia. Una vez disuelta la Federación, en 1839, el 15 de setiembre adquirió una significación simbólica adicional, ya que también rememora la patria centroamericana perdida.

El peso simbólico de la conmemoración y la fiesta cívica queda bien ilustrado por un decreto de la Asamblea Constituyente del recién creado Estado de los Altos,<sup>4</sup> emitido el 24 de enero de 1839. En este decreto se establece que el 5 de

---

<sup>2</sup> Miguel García Granados: Memorias del general Miguel García Granados. Tomo 1. Guatemala 1952, p. 21.

<sup>3</sup> David Díaz Arias: La fiesta de la independencia en Costa Rica, 1821-1921. San José 2007, pp. 13-14.

<sup>4</sup> El Estado de los Altos fue creado en febrero de 1838, como sexto estado de la Federación Centroamericana. Su existencia fue efímera, ya que una vez disuelta la Federación el caudillo conservador Rafael Carrera derrotó a los altenses en 1840 y reincorporó el estado a Guatemala. Un nuevo intento separatista en 1849 tendrá el mismo desenlace.

febrero de cada año se celebrará la fiesta cívica del Estado “del mismo modo que los días religiosos de entera guarda” y con “toda la solemnidad, pompa y regocijos públicos que sean posibles.”<sup>5</sup> La preocupación por esta celebración no deja de tener algo de insólito en un contexto en que el recién nacido Estado de los Altos luchaba por una sobrevivencia difícil que culminará con su desaparición en 1840. Debe notarse la competencia explícita, aunque positiva, entre celebración pública y celebración religiosa; el tema será después recurrente y en muchos casos abiertamente conflictivo.

La transformación de los estados de la Federación en repúblicas soberanas<sup>6</sup> no desplazó la celebración del 15 de setiembre, pero comenzará a imponer tensiones nuevas que se reflejan en la adopción de banderas, escudos e himnos renovados. El lenguaje del estado-nación se va desarrollando en forma lenta y desigual, a menudo caótica, pero siempre implicando la afirmación de particularidades locales, tanto del presente como del pasado. Y esta búsqueda de lo propio llevará también a inventar héroes y crear mitos fundacionales rememorados en las fiestas cívicas de 15 de setiembre. Se produjo así, un proceso de reinvenición sucesiva de la celebración, adicionando e incorporando nuevos significados; por otra parte, debe notarse que esto no fue algo típico o exclusivo de los países centroamericanos, sino más bien algo característico de las fiestas cívicas nacionales de todos los estados-naciones modernos.

El régimen de Rafael Carrera en Guatemala (1840-1865) se caracterizó por una fuerte centralización estatal y una virtual restauración del orden social colonial.<sup>7</sup> Las comunidades indígenas fueron protegidas y la Iglesia recuperó sus privilegios mientras que el régimen recreó la unión de la cruz y la corona que caracterizó, como bien se sabe, a la autoridad imperial española. Juan José de Aycinena, obispo, ministro prominente de Carrera, miembro de una familia rica y aristocrática, rector de la Universidad de San Carlos y probablemente el ideólogo más significativo del régimen conservador, pronunció rigurosamente cada 15 de setiembre, desde 1840 hasta 1864, discursos, o más bien sermones,

---

<sup>5</sup> Arturo Taracena Arriola: *Invenición criolla, sueño ladino, pesadilla indígena*. Los Altos de Guatemala. De región a Estado, 1740-1871. Guatemala 1999, p. 204.

<sup>6</sup> Guatemala en 1847, Costa Rica en 1848, Nicaragua en 1854, El Salvador en 1859 y Honduras en 1865.

<sup>7</sup> Sobre Carrera véase Ralph Lee Woodward Jr.: *Rafael Carrera and the Emergence of the Republic of Guatemala, 1821-1871*. Athens, GA 1993.

conmemorativos.<sup>8</sup> El tema recurrente de los discursos es lo que podríamos llamar una interpretación providencialista de la Independencia. En el Acta del 15 de setiembre se estableció (artículo 11) el mantenimiento de la religión católica, en consonancia con el Plan de Iguala.<sup>9</sup> Esta decisión es vista por Aycinena como el signo divino de que se estableció un nuevo pacto entre Dios y su pueblo elegido, en este caso, el de Guatemala. Año a año se reiteran estas ideas, ilustradas con ejemplos bíblicos, y alrededor de este hilo conductor omnipresente se incorporan comentarios coyunturales que expresan la filosofía conservadora de Aycinena contra el liberalismo y la esfera autónoma de la política: no hay felicidad posible fuera de la ley de Dios ni constitución que pueda estar por encima de la Constitución Universal contenida en los Evangelios. La reconstitución del Antiguo Régimen, expresada ya en el orden social y el régimen político, alcanzaba así una suprema coherencia ideológica mediante la cual la Independencia quedaba despojada de cualquier tinte revolucionario.

El cambio fue drástico cuando los liberales retornaron al poder, luego de la revolución de 1871. Bajo el régimen de Justo Rufino Barrios (1871-1885) la Iglesia perdió sus propiedades territoriales y el cultivo del café se expandió vigorosamente. Pero la modernización de la economía agroexportadora implicó el desarrollo de dos rasgos típicamente coloniales: a) la “protección” de las comunidades indígenas del altiplano occidental, en tierras no aptas (por la altitud) para el cultivo del café; b) la imposición, a las mismas comunidades indígenas, de formas de trabajo forzado para garantizar la mano de obra requerida por la cosecha del café.<sup>10</sup> Este sistema de trabajo compulsorio estuvo vigente legalmente hasta 1935 y es fundamental para entender, que detrás del radicalismo anticlerical y la bandera del progreso agitada por la Reforma Liberal de Barrios había una cara sombría (y pragmática) que excluyó violentamente del proyecto nacional a la mayoría de la población guatemalteca.<sup>11</sup>

Las celebraciones del 15 de setiembre cambiaron de carácter y además del catecismo liberal incorporaron el ideal utópico de la patria centroamericana.

---

<sup>8</sup> Ver David L. Chandler: Juan José de Aycinena. Idealista conservador de la Guatemala del siglo XIX. Antigua Guatemala 1988. Los discursos están reproducidos en las páginas 112-172, el último fue pronunciado en 1864. Aycinena murió en febrero de 1865.

<sup>9</sup> Aycinena nunca menciona esta conexión con el Plan de Iguala.

<sup>10</sup> Ver David McCreery: Rural Guatemala, 1760-1940. Stanford, CA 1994.

<sup>11</sup> Hacia 1880 un 65% de la población era indígena.

Ramón Rosa, político e intelectual hondureño, decía en un discurso pronunciado el 15 de setiembre de 1874 en el Palacio Nacional de Guatemala:

Si queremos independencia y patria, si queremos instituciones a la altura de la civilización de nuestros días, si queremos progreso, rómpase con el pasado que nos abrumba, lúchese y lúchese siempre hasta aniquilar los vicios coloniales que han sido nuestra perdición, nuestra deshonra. El poder teocrático ha esclavizado la conciencia y pervertido el sentido de los pueblos; pues combátase la teocracia y quítese el poder de dañar. El privilegio ha roto la igualdad social; pues extíngase los privilegios doquiera que se encuentren. La ignorancia ha impedido la práctica de las instituciones libres e imposibilitado la existencia del espíritu público; pues derrámese a manos llenas la instrucción en los pueblos, haciéndola obligatoria, forzosa. Nuestra pésima legislación ha embarazado el crédito y puesto trabas a la industria, a la agricultura y al comercio; pues háganse reformas legislativas que remuevan obstáculos de tanta trascendencia. El desierto ha favorecido a los indolentes y a los guerrilleros de montaña, el desierto que nos abrumba y nos mata; pues foméntese la inmigración que importa los capitales, el trabajo, la industria. Gobernar es poblar; he aquí el axioma administrativo que hoy reconocen los países de la América Latina. Encuentro cifrada la honra de la revolución del 71 en el reconocimiento que ha hecho de las verdades apuntadas; verdades que son impersonales, que no forman la fe sistemática de un partido, sino que son la expresión de las leyes de la naturaleza aplicadas a la sociedad en que vivimos.<sup>12</sup>

Asistimos pues a una “naturalización” del credo liberal; el deísmo reemplaza la teocracia conservadora. En este nuevo clima de ideas, desde Guatemala hasta Nicaragua, se impone la utopía de reconstruir la Federación Centroamericana. Ramón Rosa en el citado discurso lo articula con la conmemoración de la Independencia, procediendo, otra vez, a la “naturalización” de los hechos y vuelta a los orígenes:

Señores: grande y benemérita aparecerá ante la posteridad la generación presente, si logra asegurar las consecuencias naturales de nuestra emancipación política; pero más grande y bienhechora aparecerá ante la historia que ha de juzgarla, si esta generación de nuestros días se despoja de la larva del localismo y se lanza llena de vida, de resolución y de entusiasmo en pos del ideal más digno de ocupar la atención de los hijos de Centro América. Este ideal, señores, es volver a nuestro punto de partida, es reorganizar la Patria centroamericana, es aparecer ante el mundo unidos, respetables y felices.<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> Ramón Rosa: Oro de Honduras. Antología seleccionada por Rafael Heliodoro Valle. Tomo 1. Tegucigalpa 1948, pp. 171-176.

<sup>13</sup> *Ibidem*, p. 176.



En 1885 Justo Rufino Barrios proclamó la Unión Centroamericana y se preparó para someter a las repúblicas con la fuerza de las armas. Pero la suerte le fue adversa y murió al puro comienzo de la guerra en la batalla de Chalchuapa. El intento unionista llegó así a su fin y Barrios fue convertido por los liberales guatemaltecos en héroe y mártir del ideal centroamericano. Como escribió en sus memorias Francisco Lainfiesta:

Así fue como ante su cadáver la mayor parte de sus enemigos, que hubieran hecho trizas su memoria, si muere de otra suerte, guardaron respetuoso silencio, comprendiendo acaso que en sus decisiones crueles, el Gral. Barrios pudo ser impelido por las exigencias de un temperamento excepcional, superior a toda consideración relacionada con la justicia.<sup>14</sup>

Luego de la muerte de Barrios la celebración del 15 de setiembre incorporó la figura del “Gran Reformador” y su retrato presidía las celebraciones.<sup>15</sup> Dado el anticlericalismo del régimen, a partir de 1871, la Iglesia quedó fuera de las celebraciones y las fiestas públicas guatemaltecas se diferenciaron claramente en dos vertientes: a) los actos cívicos, promovidos por el gobierno; y b) las procesiones y celebraciones religiosas que marcaban profundamente la vida de todos los guatemaltecos en Semana Santa, Navidad y las festividades de los santos patronos locales. Esta escisión adquirió también una connotación étnica: en los pueblos de indios, la independencia era una fiesta exclusiva de los ladinos y empleados públicos.<sup>16</sup> La celebración del 15 de setiembre reflejaba, como no podía ser de otra manera, la exclusión de los indígenas del proyecto nacional guatemalteco.

Las fiestas cívicas liberales guatemaltecas culminaron durante la larga dictadura de Manuel Estrada Cabrera (1898-1920), el “Señor Presidente” de la famosa novela de Miguel Angel Asturias, con la celebración de las Minervalias o Fiestas de Minerva, a fines de octubre de cada año.<sup>17</sup> Estas fiestas combinaban desfiles escolares y militares, competencias deportivas, juegos florales,

---

<sup>14</sup> Francisco Lainfiesta: *Mis memorias*. Guatemala 1980, p. 341. El argumento de Lainfiesta reitera un consenso extendido entre los liberales guatemaltecos: a un caudillo excepcional como Barrios se le permiten acciones inadmisibles en el caso de los individuos corrientes.

<sup>15</sup> Sobre el desarrollo del liberalismo y la construcción nacional en Guatemala véase Steven Palmer: *A Liberal Discipline. Inventing Nations in Guatemala and Costa Rica, 1870-1900*. Ph.D., Columbia University 1980.

<sup>16</sup> Así lo constató, entre muchos ejemplos parecidos, Bunzel en su clásico estudio sobre Chichicastenango hacia 1930. Ver Ruth Bunzel: *Chichicastenango*. Guatemala 1981, p. 487.

<sup>17</sup> Mynor Carrera-Mejía: *Minerva en el trópico. Fiestas escolares durante el gobierno de Manuel Estrada Cabrera, 1899-1919*. Tesis de Maestría, Tulane University 2001 y Catherine Rondón: *Minerva y la palma. El enigma de don Manuel*. Guatemala 2000.

conciertos, bailes, etc. a lo largo de casi un mes, al fin del año escolar. Su inventor, Estrada Cabrera, las dedicaba a Minerva, diosa de la sabiduría y de las artes, y estaban orientadas a una participación popular amplia pero rigurosamente controlada. Los incipientes sectores obreros, prontamente manipulados por el dictador, también se unieron a ellas. El centro de las celebraciones eran los templos de Minerva, construcciones que imitaban en forma muy sumaria los templos griegos, y que se construyeron en la ciudad de Guatemala primero y luego en casi todas las cabeceras departamentales. Con intelectuales a sueldo que incluyeron las plumas centroamericanas más prestigiosas, el dictador construyó así un aparato ideológico que tenía mucho de ridículo, pero que era funcionalmente eficaz y complejo. Los desfiles, que incluían delegaciones de algunas comunidades indígenas, buscaban representar al conjunto del cuerpo social guatemalteco, bajo la mirada benevolente y controladora (la policía secreta de Estrada era particularmente temible) de don Manuel. Por detrás estaba la pretensión de competir seriamente con las celebraciones religiosas tradicionales, algo que los festejos del 15 de setiembre apenas conseguían. Pero como las Minervalias quedaron irremisiblemente asociadas a la figura personal del dictador, a su caída, desaparecieron. Y el 15 de setiembre volvió a cobrar el relieve anterior en cuanto a fiesta cívica central.

El unionismo centroamericano fue la ideología predominante del movimiento que logró la caída de Estrada Cabrera en 1920 y alcanzó su apogeo al año siguiente, cuando al calor de las celebraciones del centenario de la independencia<sup>18</sup> se firmó una propuesta de retorno a la unión política de las cinco repúblicas centroamericanas (Pacto de San José, enero de 1921). Sin embargo, el proyecto fracasó en pocos meses y puede verse más bien como un aspecto más de los rituales cívicos del centenario. El joven Juan José Arévalo, futuro presidente de Guatemala (1945-1950), recuerda así las celebraciones del magno evento en Guatemala:

Alborozo, delirio, en todos los corazones. Aires de fiesta soplaban desde mediados de año. [...] La destrozada ciudad de Guatemala apresuraría su reconstrucción, así fuese en parte, para ofrecer un marco apropiado a las ceremonias internacionales. Se necesitaba, por lo pronto, de un Palacio Nacional. No había tiempo ni dinero para erigirlo formalmente; entonces se fraguó uno de materiales ligeros, que las gentes llamaron “de cartón”. Lo levantaron en el Parque

---

<sup>18</sup> Ver Ana Patricia Fumero-Vargas: *National Identities in Central America in a Comparative Perspective. The Modern Public Sphere and the Celebration of Centennial of Central American Independence September 15, 1921*. Ph.D., University of Kansas 2005.

Central, en la Sexta Avenida, en los antiguos predios que ocupaban los Portales de la Comandancia de Armas dando frente a la Catedral. Tenía líneas modernistas, que sin mucho esfuerzo hacían recordar aquellos pabellones construidos en París durante la Exposición Internacional de fines de siglo, y que llamaban "Art nouveau". Bellos jardines sobre la Sexta, vías de acceso para los automóviles, y por dentro un solo ambiente espacioso y solemne. La República Francesa obsequió a Guatemala con el nuevo alumbrado eléctrico para la Sexta Avenida, desde el Parque Central hasta la Dieciocho Calle: postes metálicos de tres metros de altura, coronados con cuatro ampollas blancas de gran tamaño. Se corrigieron los pavimentos en avenidas y calles muy céntricas. En el Paseo de la Reforma, a la altura de Tívoli, se armaron varios edificios, también provisionales, destinados para la Feria Centroamericana ("Campo de la Feria"), y en el centro de la Plazuela se instaló el nuevo monumento al Presidente Reina Barrios. A lo largo del paseo, los hermosos toros y otras esculturas decorativas. En los salones de la Escuela Politécnica se dispuso una Exposición Centroamericana de Artes e Industrias. La Municipalidad inauguró en el Palacio Nacional (de cartón) una Galería de Próceres de la Independencia. El Ministerio de Instrucción Pública invitó para que se efectuase paralelamente a las fiestas un Congreso Pedagógico centroamericano, y la Universidad se aprestaba para un Congreso centroamericano de Estudiantes Universitarios. Los escritores participaron en las fiestas publicando una primorosa colección de libros pequeños, titulada "Biblioteca Centenario", con Acuña Duran a la cabeza. Al final del Paseo de la Reforma, en los jardines del bonito Museo Nacional, la estatua de Justo Rufino, mirando hacia el norte, presentía en silencio aquel renacimiento del alma de Centro América. Y como si al escenario convinieran nuevos incentivos históricos, se anunció que nos acompañaría durante las fiestas, como delegado de Francia, el glorioso general Mangin, héroe de la batalla Villers-Cotterets, en 1918. Con él vendrían vistosos aeroplanos franceses de nueva factura.

Los normalistas, especialmente los provincianos, espiábamos con el placer más íntimo aquellos preparativos arquitectónicos y culturales de las fiestas centenarias, y visitábamos en sábado y domingo los lugares de trabajo. Disfrutamos de un largo feriado días antes y días después del 15. El Gobierno de Herrera cantó como el cisne en aquellas fiestas, asistido por todos los partidos políticos y por el pueblo guatemalteco, profundamente unionista. Hasta las campanas de las Iglesias, bronceíneas voces coloniales, sonoras portavoces de un Imperio que se desarticuló cien años atrás, se echaron al vuelo desde el amanecer del fasto día en que la Patria enterraba sus primeros cien años de vida libre.<sup>19</sup>

Aunque los palacios de "cartón" se explican sobre todo por las destrucciones que ocasionaron en la ciudad de Guatemala los terremotos de 1917, en la descripción de las celebraciones se trasluce un aire de construcción falsa, de ritual

---

<sup>19</sup> Juan José Arévalo. La inquietud normalista. Estampas de adolescencia y juventud, 1920-1927. Guatemala 1980, pp. 30-31.

apresurado para no quedar fuera del progreso europeo, incluyendo la presencia de un “glorioso héroe de la primera guerra mundial” y de vistosos aeroplanos franceses. La mirada de Justo Rufino Barrios desde el bronce ratifica la incorporación de los caudillos liberales de la Reforma al panteón de los héroes nacionales y la no mención de los indígenas confirma una vez más la exclusión de la mayoría de la población guatemalteca del proyecto nacional. En diciembre de 1921, el golpe del general Orellana pondrá fin al gobierno de Herrera y por eso Arévalo menciona un canto del cisne que fue también canto del cisne de las expectativas democráticas y del unionismo centroamericano.

En Costa Rica las celebraciones del centenario<sup>20</sup> asumieron un cariz algo diferente. Desde finales del siglo XIX la celebración era sobre todo un rito escolar y los discursos, himnos y bailes reflejaban la profunda incorporación de la alfabetización en la cultura de la población costarricense.<sup>21</sup> La celebración principal tuvo lugar frente al Teatro Nacional de San José y consistió en la entronización de una estatua de Juan Mora Fernández, primer Jefe de Estado de Costa Rica; otras ceremonias incluyeron desfiles escolares frente al Monumento Nacional, conjunto escultórico que rememora la Guerra Nacional de 1856-57 contra la invasión filibustera de William Walker en Nicaragua. En este último evento Joaquín García Monge, un prominente intelectual y educador, pronunció un famoso discurso en el cual subrayó el nacionalismo centroamericano frente a las intromisiones extranjeras, recordando el episodio de Walker y la guerra nacional y aludiendo, entre líneas, a la situación de Nicaragua, ocupada en ese momento por un destacamento de *Marines* de los Estados Unidos. Otras actividades festivas incluyeron cenas y bailes conmemorativos rigurosamente estratificados según el grupo social, es decir, la élite empresarial y política por un lado, y los sectores obreros por otro.<sup>22</sup>

En Costa Rica las fiestas de la independencia evolucionaron, a lo largo de un siglo, de una celebración cívico-religiosa, que reemplazó la figura del Rey por la

---

<sup>20</sup> Ver Díaz Arias: La fiesta de la independencia, capítulo VII. Por el momento, este es el estudio monográfico más detallado de que disponemos sobre las fiestas de la independencia en un país centroamericano.

<sup>21</sup> Hacia 1920 la tasa de alfabetización llegaba al 75% en Costa Rica y sólo al 15% en Guatemala.

<sup>22</sup> Ver también Fumero-Vargas: National Identities in Central America, capítulo IV. Sobre el discurso de García Monge, Iván Molina Jiménez: Moradas y discursos. Cultura política en la Costa Rica de los siglos XIX y XX. Heredia 2010, pp. 127-153.

imagen de la Patria, a un conjunto de ritos civiles con ceremonias religiosas en los cuales la participación de los funcionarios públicos, incluyendo las fuerzas militares, era fundamental.<sup>23</sup> En la década de 1890 se conformaron dos cambios fundamentales: a) la incorporación de los héroes de la Guerra Nacional, a través de la figura emblemática del soldado heroico, hijo del pueblo casi anónimo, Juan Santamaría;<sup>24</sup> y b) la conversión de la fiesta cívica en una celebración fundamentalmente escolar, lo cual aseguraba, en un país crecientemente alfabetizado, una participación popular amplia, pero rigurosamente controlada y disciplinada.

Otro aspecto novedoso en las celebraciones de la independencia es la participación creciente de los sectores de trabajadores organizados desde comienzos del siglo XX.<sup>25</sup> Obreros y artesanos asumieron el discurso nacionalista de las élites y pronto lo incorporaron a su imaginario social, fieles a una tradición europea que se auto referenciaba en las revoluciones de 1789 y 1848. Conviene recordar, sin embargo, que en sociedades masivamente rurales, como fue el caso de las sociedades centroamericanas hasta bien avanzado el siglo XX, el peso relativo de los artesanos y obreros organizados era, en el conjunto, muy débil. En los medios urbanos, en cambio, la presencia obrera era mucho más visible y se manifestó en toda Centroamérica durante las celebraciones de la independencia a través de la prensa escrita, los desfiles, las fiestas y los bailes, eso sí, en espacios rigurosamente establecidos y codificados.

Como ya se mencionó en el caso de Guatemala, la participación de la Iglesia católica sufrió ajustes y reacomodos significativos. La república implicó el desarrollo de espacios institucionales y culturales secularizados, es decir, definidos fuera del ámbito religioso. En ciertos momentos de la República Federal (1829) y durante las reformas liberales de la segunda mitad del siglo XIX, el choque entre el gobierno y la Iglesia fue frontal y a menudo dramático. Pero al

---

<sup>23</sup> Díaz Arias: La fiesta de la independencia.

<sup>24</sup> Palmer: *A Liberal Discipline* y Steven Palmer: *Sociedad anónima, cultura oficial: inventando la nación en Costa Rica, 1848-1900*. En: Iván Molina Jiménez/ Steven Palmer (eds.): *Héroes al gusto y libros de moda. Sociedad y cambio cultural en Costa Rica (1750-1900)*. San José 1992, pp. 169-205. Ver también David Díaz Arias: *Historia del 11 de abril. Juan Santamaría entre el pasado y el presente (1915-2006)*. San José 2006.

<sup>25</sup> Ver Victor Hugo Acuña Ortega: *Clases subalternas y movimientos sociales en Centroamérica, 1870-1930*. En: Victor Hugo Acuña Ortega (ed.): *Historia general de Centroamérica*. Tomo IV. Madrid 1993, pp. 255-323 y Victor Hugo Acuña Ortega: *Nación y clase obrera en Centroamérica (1821-1865)*. En: Iván Molina Jiménez/ Steven Palmer (eds.): *El paso del cometa. Estado, política social y culturas populares en Costa Rica (1800-1950)*. San José 1994, pp. 145-165.

final se impusieron soluciones de transacción en las cuales la Iglesia aceptó las demarcaciones institucionales de los liberales a cambio del reconocimiento de su poder ideológico, expresado en la devoción popular, el control de algunos sectores de la educación, y la guía espiritual desde el púlpito, el confesionario, y las congregaciones y asociaciones controladas por los párrocos y los obispos. En el caso de las celebraciones de la independencia eso significó la presencia de la Iglesia a través del *Te Deum* y la Misa Solemne de Acción de Gracias. Incluso en Guatemala, donde el anticlericalismo imperó con dureza de 1871 a 1920, las celebraciones del Centenario coincidieron con la llegada del nuevo arzobispo Monseñor Muñoz y Capurón y permitieron la celebración de ceremonias paralelas y funcionalmente complementarias.<sup>26</sup> En Costa Rica, para mencionar otro ejemplo del Centenario, se declaró al Obispo Thiel como Benemérito de la Patria y se decidió erigir un monumento en su memoria.<sup>27</sup>

En El Salvador, Honduras y Nicaragua las celebraciones de la Independencia evolucionaron en forma parecida a lo ya reseñado para Guatemala y Costa Rica: afirmación progresiva del espacio cívico a lo largo del siglo XIX, incorporación de héroes nacionales y consolidación de la presencia de la fiesta escolar a la par de los ritos militares. Obviamente el peso escolar, siempre vistoso en las ciudades, dependía en realidad de la profundización de la alfabetización, algo que diferenció notablemente a Costa Rica del resto de Centroamérica ya desde finales del siglo XIX.<sup>28</sup>

En El Salvador<sup>29</sup> se glorificó primero a Morazán, el paladín de la Federación Centroamericana fusilado en Costa Rica en 1842, primero al ser trasladados sus restos a San Salvador en 1858<sup>30</sup> y luego en ocasión de la inauguración de un monumento a su memoria en 1882; pero pronto se le agregó la figura también

---

<sup>26</sup> Ver Fumero-Vargas: *National Identities in Central America*, p. 100ss.

<sup>27</sup> De origen alemán, Bernardo Augusto Thiel falleció en 1904 y tuvo una fuerte confrontación con los liberales entre 1882 y 1885, pero fue un distinguido intelectual que investigó la historia de la Iglesia, realizó visitas pastorales y produjo informes de gran valor etnológico sobre los pueblos indígenas, e inició los estudios demográficos en Costa Rica.

<sup>28</sup> Ver la nota 21. Hacia 1925 la tasa de alfabetización era de 26% en Honduras, 21% en El Salvador y 28% en Nicaragua. Las tasas se calculan con respecto a la población total y se basan en datos censales.

<sup>29</sup> Ver Carlos Gregorio López Bernal: *Tradiciones inventadas y discursos nacionalistas. El imaginario nacional de la época liberal en El Salvador, 1876-1932*. San Salvador 2007.

<sup>30</sup> Los restos de Morazán fueron trasladados a El Salvador en 1849 y estuvieron en Sonsonate, Santa Ana y Cojutepeque antes de su inhumación en San Salvador del 14 al 17 de setiembre de 1858. *Ibidem*, pp. 98-104.

heroica de Gerardo Barrios, compañero de Morazán y presidente de El Salvador (1858-1865), fusilado por los conservadores en 1865. Durante las celebraciones del Centenario se incorporaron al panteón nacional al padre José Simeón Cañas, adalid de la liberación de los esclavos en 1821, al cura José Matías Delgado y a Manuel Arce, controvertido primer presidente de la Federación (1824-1827) pero salvadoreño al fin de cuentas. En El Salvador las fiestas del 15 de setiembre siempre compitieron con las “fiestas agostinas” celebradas cada año a comienzos de agosto en honor del Salvador del Mundo, motivo religioso que dio origen al nombre de la provincia colonial primero y de la república después.

Honduras tuvo su héroe “natural” en Francisco Morazán, el gran caudillo liberal de la Federación caído trágicamente en Costa Rica. Desde 1878 una magnífica estatua ecuestre emplazada en el parque central de Tegucigalpa lo mostraba para la veneración cívica con un vistoso atuendo de mariscal francés.<sup>31</sup>

En Nicaragua<sup>32</sup> la búsqueda heroica fue más compleja debido a la continuidad de los conflictos entre liberales y conservadores. Pero un decreto del caudillo conservador Emiliano Chamorro en 1917, emitido durante la ocupación norteamericana (1912-1933), proveyó una solución apropiada. En la batalla de San Jacinto, ocurrida el 14 de setiembre de 1856, el general José Dolores Estrada derrotó a los filibusteros de William Walker durante la Guerra Nacional; en vísperas del 15 de setiembre, la conmemoración del evento permitió unir ambas celebraciones: la Independencia de 1821 sellada con la fuerza de las armas en 1856, cuando la existencia misma de la república estuvo seriamente en entredicho. Para ese mismo día, 14 de setiembre, se estableció la ceremonia oficial de jura de la bandera por los escolares.

Los héroes nacionales, inexistentes durante las jornadas de 1821, fueron así incorporados a los festejos de la Independencia muchas décadas después. Otras adiciones simbólicas ocurrieron también entre 1892 y la década de 1920. Los festejos del cuarto centenario de la llegada de Colón a las Américas fueron ocasión para una reconciliación definitiva con la Madre Patria y en todos los países aparecieron los monumentos a Colón y se fue imponiendo la celebración festiva del 12 de octubre. En Costa Rica, como parte de las celebraciones del centenario de la Independencia se emplazó en San José una estatua de Isabel la

---

<sup>31</sup> Hasta hoy, las malas lenguas, haciéndose eco de un rumor no comprobado, afirman que los comisionados de encargar la estatua en Europa simplificaron las cosas comprando una ya disponible del Mariscal Ney.

<sup>32</sup> Ver Fumero-Vargas: *National Identities in Central America*, capítulo 5.

Católica.<sup>33</sup> Las élites dirigentes agregaron así la herencia española, a través de la lengua, la religión católica y la cultura criolla, a las configuraciones ideológicas nacionales. Los componentes indígenas, tempranamente incorporados en México,<sup>34</sup> aparecieron mucho más tarde y en buena parte como producto de la ideología indigenista que se expandió en toda América Latina en la década de 1920. El movimiento comenzó en El Salvador con la invención del cacique Atlacatl, mítico señor de Cuzcatlán a la llegada de los españoles y continuó con la glorificación de Tecum Umán, el rey de los Quichés enfrentado con Pedro de Alvarado, y del cacique Lempira, indómito defensor de las tierras “hondureñas” ante la invasión española. Sólo en Costa Rica, donde la ideología oficial buscaba el blanqueamiento de los costarricenses a través de la insistencia en su origen básicamente hispano, no hubo celebración de los ancestros indígenas idealizados.<sup>35</sup>

Hacia 1920 el arco ideológico nacional había ampliado los significados cívicos de la Independencia incorporando héroes locales, recuperando la herencia hispánica y adosando en los monumentos y estampas a míticos guerreros indígenas. La nación así construida aspiraba a la eternidad, ya que las raíces españolas e indígenas se perdían en la profundidad de los tiempos. Por otra parte, conviene recordar que esta búsqueda por el espesor de la cultura propia, debe también entenderse en el contexto de los desafíos planteados, a partir de 1898, por el avance imperial de los Estados Unidos en la cuenca del Caribe.<sup>36</sup>

Al final de este largo periplo, de 1821 a 1921, vale la pena preguntarse por el significado profundo de las configuraciones nacionales centroamericanas. La idea de nación fue el cemento ideológico de los nuevos estados y por ende pasó a formar parte sustancial del imaginario social<sup>37</sup>; pero las relaciones internas

---

<sup>33</sup> Nótese también que las unidades monetarias de El Salvador y Costa Rica tomaron su nombre del “descubridor” de América.

<sup>34</sup> Ver Enrique Florescano: *Memoria mexicana*. México 1994 y Enrique Florescano: *Etnia, Estado y nación. Ensayo sobre las identidades colectivas en México*. México 1996.

<sup>35</sup> Steven Palmer: *Hacia la ‘auto-inmigración’*. *Nacionalismo oficial en Costa Rica, 1870-1930*. En: Arturo Taracena Arriola/ Jean Piel (eds.): *Identidades nacionales y estado moderno en Centroamérica*. San José 1995, pp. 75-86.

<sup>36</sup> Como es bien conocido la reacción intelectual incluyó figuras emblemáticas como José Enrique Rodó, Manuel Ugarte, Joaquín García Monge, José Vasconcelos y Víctor Raúl Haya de la Torre.

<sup>37</sup> Sigo la definición de Charles Taylor: es el modo en que las personas imaginan su existencia y relaciones sociales, incluyendo también las expectativas y las imágenes



estuvieron siempre llenas de tensión. La identidad profunda de las poblaciones centroamericanas reposaba sobre las redes de poder y relaciones locales, se expresaba en las prácticas religiosas e incluía también las vivencias del territorio y sus paisajes; en vastas regiones sobrevivían distinciones étnicas y culturales, con orígenes a veces ancestrales, pero moldeadas por los filtros y codificaciones de la sociedad colonial. Y era sobre este sustrato que circulaban las nuevas identidades nacionales, formuladas a través de la ciudadanía y la nueva “religión” del civismo nacionalista, creadas por las élites dirigentes. El desarrollo de la nación, en este sentido, suponía la expansión vigorosa de una esfera pública autónoma y de la alfabetización popular a través de la escuela, tal como se produjo en los modelos europeos que no cesaban de inspirar a las élites latinoamericanas. La falta de cualquiera de estos elementos convierte los estados-naciones en malas copias o en tristes caricaturas, o, como lo dijo en una fórmula brillante Roberto Schwarz, en otra “idea fuera de lugar”.<sup>38</sup>

Guatemala es un ejemplo extremo de una nación escindida, ya que como vimos el proyecto nacional de las élites excluyó a la población indígena, es decir, a la mayoría de los habitantes del país. En el polo opuesto, la nación costarricense se agrupaba tras la ideología de ancestros hispanos, pobres, humildes y trabajadores, algo funcional en un contexto de poblaciones indígenas y afroamericanas exiguas; por otra parte, el gobierno promovió la educación pública en forma sistemática mientras que la circulación de periódicos per capita, a finales del siglo XIX, se contaba entre las más elevadas de toda América Latina.

Las exclusiones, sobre todo a través de un sistema educativo pobre y reducido, predominaban en El Salvador, Honduras y Nicaragua. La nación era también, en consecuencia, algo escindido, virtualmente ausente del imaginario social de las masas campesinas que constituían la mayoría de la población. Los numerosos estudios etnográficos de las comunidades indígenas de Guatemala, realizados entre 1920 y 1960, ilustran un aspecto fundamental de las prácticas religiosas vinculadas con las cofradías y los santos patronos de cada pueblo: en dichas prácticas, la vivencia significativa de los participantes consiste en una

---

normativas profundas que subyacen a estas expectativas. Charles Taylor: *Imaginarios sociales modernos*. Barcelona 2006, p. 37. En la sociedad moderna es frecuente que los imaginarios sociales se deriven de teorías desarrolladas primero por las élites y luego infiltradas a través de la educación y los medios de comunicación al conjunto de la sociedad.

<sup>38</sup> Roberto Schwarz: *As idéias fora do lugar*. En: *Estudos CEBRAP* vol. 3 (1973), pp. 151-161.

conexión con todo el universo.<sup>39</sup> La distancia con los espacios seculares del estado-nación es obviamente abismal y sólo comenzará a ser llenada por las presiones económicas que inducirán la emigración, desde la década de 1950, y la represión militar brutal durante la guerra civil de los años 80. *Mutatis mutandi*, un razonamiento similar se puede aplicar a las comunidades campesinas de El Salvador, Honduras y Nicaragua.

Un comentario final sobre el discurso nacional de las élites, con lo cual volvemos a las celebraciones cívicas del 15 de setiembre. Los cien años recorridos desde 1821 a 1921 muestran que salvo en el caso de Costa Rica, este discurso se asemeja mucho a los palacios de “cartón” evocados por Arévalo en sus memorias de las celebraciones del Centenario. Uno diría que se trata de narrativas sin convicción, copiadas de Europa porque hay que copiar el progreso, pero vacías. Hacia 1921 sólo los trabajadores organizados y los sectores medios emergentes creían en la nación moderna; paradójicamente las oligarquías terratenientes parecían ser tan apátridas como el mercado o el capital.

#### ZUSAMMENFASSUNG

#### DIE UNABHÄNGIGKEIT ZENTRALAMERIKAS UND DIE ENTSTEHUNG EINER ÖFFENTLICHEN FESTKULTUR

Die Entstehung einer öffentlichen Festkultur war integraler Bestandteil der Nationsbildung in Hispanoamerika. Der Artikel zeigt im Fall Zentralamerikas für die Zeit von 1821 bis 1921, wie die Unabhängigkeitsfeiern durch die schrittweise Schaffung eines Heldenpantheons und durch die allmähliche Einbeziehung breiterer Bevölkerungsschichten zur Konstituierung dieser Festkultur geführt haben. Diese Entwicklung zeigt auch die Begrenztheit des liberalen nationalen Projekts, zumal die Beteiligung breiter Schichten davon abhing, wie umfassend ethnische Diskriminierung und der Alphabetisierungsgrad der Bevölkerung waren. Es lassen sich deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen zentralamerikanischen Staaten beobachten, wobei in

---

<sup>39</sup> Ver por ejemplo Rubén R. Reina: La ley de los santos. Un pueblo pokomam y su cultura de comunidad. Guatemala 1973.

Guatemala eine besonders starke Ausgrenzung und in Costa Rica eine stärkere Integration zu beobachten sind.

INGA LUTHER

## **DIE VERHEISSUNGEN DER NATION. REDEN ZUR UNABHÄNGIGKEIT GUATEMALAS AUS DEN JAHREN 1921 BIS 1936<sup>1</sup>**

### **EINLEITUNG**

Alle kultivierten Völker feiern die großen Tage ihrer Geschichte, um eine Vergangenheit zu haben, welche der Gegenwart Würde verleiht, und um durch die feste Erinnerung der Feiern den besten Geist der Solidarität, Respekt vor der Tradition und den Patriotismus zu formen.<sup>2</sup>

Dieses Zitat aus einer Rede von Jorge del Valle Matheu zum Unabhängigkeitsfeiertag Guatemalas im Jahr 1933 zeigt, mit welcher Bedeutung die jährlichen Feiern zur Erinnerung an die Unabhängigkeit von Spanien aufgeladen wurden. Del Valle wendet sich an sein Publikum als „Volk“ und spricht in einem seiner ersten Sätze der Rede bereits von „Solidarität“ und „Tradition“. Er verbindet hier gleich zu Beginn die Feier des historischen Ereignisses mit der Beschwörung einer Gemeinschaft.

Die Analyse des vorliegenden Beitrags von Reden zum Unabhängigkeitsfeiertag in Guatemala aus den Jahren 1921 bis 1936 zeigt, mit welcher Bot-

---

<sup>1</sup> Der Beitrag entstand im Rahmen der laufenden Dissertation zur Promotion mit dem Arbeitstitel „Die Inszenierung der Nation. Unabhängigkeitsfeiertage in Guatemala 1921-1954“. Die hier getroffene zeitliche Auswahl beschränkt sich auf die Regierungszeiten der Staatspräsidenten Carlos Herrera (1920-1921), José María Orellana (1921-1926), Lázaro Chacón (1926-1930) und Jorge Ubico (1931-1944).

<sup>2</sup> „Todos los pueblos cultos glorifican las grandes fechas de su historia para tener un pasado que dignifique al presente, y formar en el sólido recuerdo de las conmemoraciones, el mejor espíritu de solidaridad, de respeto a la tradición y de patriotismo.“ Jorge del Valle Matheu: Discurso oficial. 15 de septiembre de 1933. In: Vincenzo Solombrino Orozco (Hrsg.): Selección de discursos en conmemoración de la Independencia nacional. Guatemala 1985, S. 211.

schaft sich die Festredner an ihre Zuhörerschaft wandten. Denn die Geschichtsnarrationen zur Erinnerung an die Unabhängigkeit wurden genutzt, um die Bevölkerung, oder zumindest Teile der Bevölkerung, für eine „nationale Gemeinschaft“ in der Gegenwart und in der Zukunft zu begeistern.

Die Unabhängigkeitsfeiern waren für den Staat Guatemala ein zentrales Datum, um sich als „Nation“<sup>3</sup> zu inszenieren. Das Konzept der Nation wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts in ganz Lateinamerika als Staatsmodell übernommen. Für die nach Unabhängigkeit strebenden kreolischen Eliten Lateinamerikas war das aus den USA und Europa transferierte republikanische Staatsmodell eine Möglichkeit, von der Kolonialmacht Spanien unabhängige und souveräne Staaten zu schaffen. Die Idee der Nation war ein Konzept, das sich in Europa in Folge der Aufklärung und des Liberalismus herausgebildet hatte.<sup>4</sup> Die Idee der Nation diente im dazu teilweise parallel laufenden Prozess der Staatenbildung im postkolonialen Lateinamerika des 19. Jahrhunderts als legitimatorische Grundlage zur Etablierung von liberalen Staaten. Für die liberalen Eliten bedeutete die Nation vor allem die Konstituierung ihrer eigenen politischen Souveränität und Herrschaftsansprüche.<sup>5</sup> Die zentralen, offiziellen Reden, die *discursos oficiales*, waren von Anfang an ein fester Bestandteil der Feiern zur Unabhängigkeit in Guatemala wie auch in ganz Lateinamerika. Die Redner waren meist namhafte Intellektuelle, Diplomaten oder hochrangige Politiker. Anlässlich der Unabhängigkeitsfeiertage riefen sie der Öffentlichkeit die Gründungsgeschichte der Republik in Erinnerung. Ihre Erzählungen der Geschichte der Unabhängigkeit von der Kolonialmacht Spanien waren jedoch jedes Jahr unterschiedlich. Die Schwerpunktsetzungen, historischen Zusammenhänge und Vergangenheitsbezüge waren jeweils vom sozialen Hintergrund und von der intellektuellen Herkunft des Redners sowie dem historischen und politischen Kontext abhängig. An den überlieferten Texten der verschiedenen

---

3 Der Begriff Nation wird hier nicht als analytisch-wissenschaftliche Kategorie gefasst, sondern als empirisch-politischen Begriff, der auf seine diskursive und praktische Verwendung hin untersucht werden muss. Vgl. Rogers Brubaker: *Nationalism Reframed. Nationhood and the National Question in the New Europe*. Cambridge 1996, S. 7.

4 Zu den historischen Prozessen der Konstruktion der Nation in Europa vgl. v.a. die grundlegenden Werke von Ernest Renan: *Qu'est-ce qu'une nation?* Marseille 2007 und Eric Hobsbawm: *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt am Main 1991.

5 Zur Entwicklung des als „patriotismo criollo“ bezeichneten Nationalismus der liberalen Eliten in Guatemala vgl. Arturo Taracena Arriola/ Gisela Gellert/ Enrique Gordillo Castillo/ Tania Sagastume Paiz: *Etnicidad, Estado y nación, 1808-1944*. Antigua Guatemala 2002. Zum Begriff des „kreolischen Nationalismus“ auch Anderson: *Die Erfindung der Nation*, Kapitel 3.

Reden lassen sich jedoch wiederkehrende Geschichtskonstruktionen im Kontext der 1920er und 1930er Jahre herauslesen.<sup>6</sup>

Die Unabhängigkeit von Spanien wurde in Guatemala wie auch in den anderen zentralamerikanischen Verwaltungseinheiten der spanischen Kolonie im Jahre 1821 proklamiert. Wenngleich das Datum selbst nicht die sofortige Etablierung eines liberalen, republikanischen Staates bedeutete,<sup>7</sup> wurde die Ausrufung der Unabhängigkeit zum Gründungsmythos einer „Geburtsstunde der Nation“.

Der elitäre Nationalismus des 19. Jahrhunderts zielte zunächst nicht darauf ab, bei der Mehrheit der Bevölkerung Legitimität und Unterstützung zu erfahren.<sup>8</sup> Im Gegenteil: Die Angst vor Erhebungen von Sklaven und Indigenen war ein zentraler Bestandteil der kreolischen, liberalen Unabhängigkeitsbewegungen und der darauf folgenden Nationenbildungsprozesse. Anderson erwähnt dies in seinem Kapitel zum Nationalismus der kreolischen Eliten im Lateinamerika des 19. Jahrhunderts:

Nicht das Bestreben, „die unteren Klassen in das politische Leben einzubinden“, war in so bedeutsamen Fällen wie Venezuela, Mexiko und Peru ein Schlüsselfaktor, der anfänglich das Streben nach Unabhängigkeit von Madrid vorantrieb, sondern die Furcht vor der politischen Mobilisierung der „unteren Klassen“: Erhebungen der Indianer oder Negerklaven.<sup>9</sup>

Im 19. Jahrhundert ging es für die kreolischen Eliten vor allem darum, eine vorgestellte kreolische Gemeinschaft<sup>10</sup> in Abgrenzung zum spanischen Mutter-

---

6 Zur „Erfindung von Traditionen“ vgl. Eric Hobsbawm/ Terence Ranger: *The Invention of Tradition*. Cambridge 1995. Zum Konstruktcharakter von Nationen vgl. Anderson: *Die Erfindung der Nation*.

7 Die zentralamerikanischen Länder schlossen sich zunächst der mexikanischen Monarchie unter Iturbide an. 1823 gründeten sie die Zentralamerikanische Föderation, die bis 1836 bestand. Nach einer Periode der konservativen Herrschaft in Guatemala, die viele Elemente des kolonialen Systems wiederbelebte, setzten sich 1871 schließlich liberale Eliten mit einem republikanischen Staatsmodell durch.

8 Gerade in der Zeit der liberalen Republik seit 1871 waren die Herrschaftsstrategien zur Etablierung des neuen (National-)Staates und die Politik der Weltmarkt- und Exportorientierung auf verschärfte Maßnahmen von Enteignung, Zwangsarbeit und Ausbeutung der Arbeitskraft der indigenen Bevölkerung gestützt, vgl. Taracena Arriola u.a.: *Etnicidad*, Kapitel 4, S. 267ff.

9 Anderson: *Die Erfindung der Nation*, S. 56.

10 Benedict Anderson führte 1983 den Begriff der vorgestellten Gemeinschaft, *imagined community*, ein, der seitdem zum zentralen Referenzpunkt der Nationalismusforschung avancierte. Ebenda.

land zu schaffen, die sich auf die elitären Kreise beschränkte.<sup>11</sup> Im Zeitraum des beginnenden 20. Jahrhunderts, mit dem sich die vorliegende Analyse befasst, ging es jedoch immer mehr auch darum, an die im 19. Jahrhundert geschaffene Nationalität eine „Volksgemeinschaft“ anzubinden.<sup>12</sup>

Taracena weist darauf hin, dass die wachsenden ladinischen Mittelschichten<sup>13</sup> eine immer größere Rolle für das Projekt der Nation spielten.<sup>14</sup> Ladinos stiegen um die Jahrhundertwende vermehrt in die Oberschicht auf.<sup>15</sup> Vor allem aber wurde eine wachsende Schicht von Arbeitern, Handwerkern und kleineren Angestellten zu den neuen Protagonisten des nationalen Projekts. Sie bildeten für den Staat eine wichtige Grundlage der Legitimation und Stabilität. Aber auch jene, die mit negativen Stereotypen wie Rückschrittlichkeit und Verhinderung der Entwicklung bedacht wurden, spielten zunehmend eine wichtige Rolle für die nationale Verortung. Indigene Akteure einer kleineren indigen-städtischen Mittelschicht erhoben ebenfalls Anspruch auf eine Rolle im Gefüge der Nation,<sup>16</sup> wenngleich ihnen in Diskursen etablierter Intellektueller

---

11 Zum „creole patriotism“ vgl. Rebecca Earle: *The Return of the Native. Indians and Myth-making in Spanish America, 1810-1930.* Durham 2008, S. 3.

12 Anderson schreibt in Bezug auf die nicht-europäischen Nationalismen im frühen 20. Jahrhundert von einer „Epoche der Weltgeschichte, da die Nation zu einer internationalen Norm wurde und das ‚Nation-Sein‘ auf viel komplexere Weise als bisher ‚modelliert‘ werden konnte.“ Anderson: *Die Erfindung der Nation*, S. 139. Zum „third world nationalism“ im 20. Jahrhundert vgl. auch Partha Chatterjee: *Nationalist Thought and the Colonial World. A Derivative Discourse.* London 1986.

13 Die Kategorien „Ladinos“ und „Indigene“, die im Folgenden verwendet werden, sind historisch entstandene Konstruktionen von Bevölkerungsgruppen und somit nur unter Vorbehalt zu verwenden. Es bedürfte einer ausführlichen Differenzierung einzelner Akteure oder Akteursgruppen, um diese unzureichenden „ethnisch“ konnotierten Begrifflichkeiten analytisch zu umgehen.

14 Taracena Arriola u.a.: *Etnicidad*, S. 132.

15 Das traf auch auf den späteren Präsidenten Jorge Ubico zu, der nicht aus einer der traditionellen Herrschaftsfamilien der Oligarchie stammte. Ubico vertraute nicht ausschließlich auf die Unterstützung durch loyale Eliten, sondern baute sich unter anderem durch eine populistische Propaganda-Politik zusätzlich Legitimation für seine Herrschaft auf. Zur Herrschaft Ubicos vgl. Stefan Karlen: *„Paz, progreso, justicia y honradez“.* Das Ubico-Regime in Guatemala 1931-1944. Stuttgart 1991; Sergio Tischler Visquerra: *Guatemala 1944. Crisis y revolución. Ocaso y quiebre de una forma estatal.* Guatemala 2001 und Kenneth J. Grieb: *Guatemalan Caudillo. The Regime of Jorge Ubico.* Guatemala 1931-1944. Athens, OH 1979.

16 Dies ist zumindest für städtische indigene Akteure aus Quetzaltenango von Grandin erforscht worden, vgl. Greg Grandin: *The Blood of Guatemala. A History of Race and Nation.* Durham, NC 2000, S. 131ff und Greg Grandin: *Por la regeneración de la raza y el progreso material de la ciudad. La nacionalización de la etnicidad en Quetzaltenango.* In: Jean Piel/

eher die Rolle der Gegenspieler oder rückwärtsgewandten bzw. historisch „degenerierten“ Verhinderer der nationalen Entwicklung zugeschrieben wurde.<sup>17</sup> Die Beschäftigung eben dieser Intellektuellen mit der von ihnen als „Problem“ beschriebenen Integration der indigenen Bevölkerung in die Nation zeigt jedoch eine steigende Bedeutung der Vorstellung eines „Volkes“. Die „Lösung“ dieses Problems lag im Zeitgeist der 1920er und 1930er Jahre in Assimilations- und „Zivilisierungs“-Bestrebungen. Durch die Anpassung aller an die Normen der „nationalen Gemeinschaft“ sollte ein gleiches, homogenes „Nationalvolk“ entstehen.

Das seit Estrada Cabrera in Guatemala eingeführte Phänomen öffentlicher, staatlich organisierter Masseninszenierungen,<sup>18</sup> die verstärkte politische Artikulation von breiteren, vor allem städtischen Bevölkerungsgruppen, z.B. Arbeiterorganisationen und der Sturz von Estrada Cabrera durch öffentliche politische Proteste 1920 sind weitere Indizien für eine Veränderung gesellschaftlicher Voraussetzungen und damit auch der Vorstellungen von Nation.<sup>19</sup> Ich gehe davon aus, dass sich in Guatemala der elitäre Nationalismus allmählich zu einem Nationalismus entwickelte, der sich zunehmend um Legitimation durch ein „Volk“ bemühte. Mich interessiert deshalb hier nicht der Ausschluss der Bevölkerungsmehrheit aus dem elitären, kreolischen Projekt der Nation, sondern der Umstand, wie das Nationenprojekt breiten Bevölkerungsschichten über die offiziellen Reden vermittelt werden sollte, um diese als „Nationalvolk“ zu gewinnen.

Um dieses Bemühen um das „Volk“ besser zu verstehen, frage ich in der Analyse der Reden zur Feier der Unabhängigkeit, wie die Festredner das Projekt der Nation für verschiedene gesellschaftliche Gruppen attraktiv machten. Welche Visionen, Versprechen oder Verheißungen wurden mit der Idee der

---

Todd Little-Siebold (Hrsg.): *Entre comunidad y nación. La historia de Guatemala revisitada desde lo local y lo regional*. Antigua Guatemala 1999, S. 75-96.

<sup>17</sup> Taracena Arriola u.a.: *Etnicidad*, S. 131 und Marta Elena Casaús Arzú: *Los proyectos de integración social del indio y el imaginario nacional de las elites guatemaltecas. Siglos XIX y XX*. In: *Revista de Indias* Bd. 217 (1999), S. 775-813.

<sup>18</sup> Manuel Estrada Cabrera, Präsident Guatemalas von 1898-1920, führte die so genannten *Minervalias* ein, bei denen in allen Orten der Republik Schüler und Schülerinnen in Form von Paraden dem Präsidenten huldigten. Vgl. Catherine Rendón: *Minerva y la palma. El enigma de don Manuel*. Guatemala 2000.

<sup>19</sup> Vgl. hierzu auch Ana Patricia Fumero-Vargas: *National Identities in Central America in a Comparative Perspective. The Modern Public Sphere and the Celebration of Centennial American Independence September 15, 1921*. Diss.: University of Kansas 2005.



Nation verknüpft, sodass breitere Bevölkerungsschichten über die Eliten hinaus angesprochen werden konnten?

Die Reden, die bei den Unabhängigkeitsfeierlichkeiten gehalten wurden, erfüllten die Funktion, die geschichtliche Erzählung der Unabhängigkeit als Gründungsgeschichte der Nation an die Öffentlichkeit zu bringen und einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Die zuständigen staatlichen Ministerien sowie ein Festkomitee organisierten die Teilnahme von Schulen, Militär und zeitweise anderen Organisationen wie zum Beispiel Handwerksverbänden oder Arbeitervereinigungen an den Paraden und Veranstaltungen.<sup>20</sup>

Wie ich zeigen werde, verknüpften die Redner verschiedene Geschichtsnarrationen mit Verheißungen einer nationalen Gemeinschaft. Diese Erzählweisen geben Aufschluss über die Werte und Tugenden, die für die nationale Gemeinschaft gelten sollten. Damit lassen sich auch Rückschlüsse über die Legitimierung von Inklusion und Exklusion verschiedener Bevölkerungsgruppen ziehen. Die Analyse der Reden zeigt zwei auffällige Begrifflichkeiten, die ich als Verheißungen der Nation bezeichne: die Bestimmung der nationalen Gemeinschaft als „kultiviertes Volk“ („pueblo culto“) und der Begriff des Fortschritts („progreso“). Beide Begriffe konstruieren eine Gemeinschaft, zu der ein Zugehörigkeitsgefühl im positiven Sinne entwickelt werden sollte.

### **DIE NATIONALE GEMEINSCHAFT ALS „KULTIVIERTES VOLK“**

Die Beschreibung der nationalen Gemeinschaft als „kultiviertes Volk“<sup>21</sup> stellt die Nationalkultur als etwas Höheres dar. Die Redner erzeugen eine Imagination, die dem Publikum suggeriert, zu etwas Außergewöhnlichem, zu einer höheren Nation zu gehören. Sie intendieren damit ein Gefühl der Überlegenheit.

---

<sup>20</sup> Es gab auch privat organisierte Veranstaltungen wie Bälle oder Empfänge in den Clubs der gehobenen gesellschaftlichen Kreise. Zu Organisation, Ablauf und historischer Entwicklung der Feiern vgl. Brignoli im selben Band und ebenda.

<sup>21</sup> „pueblo culto“, Valle Matheu: Discurso oficial, S. 211/214. Ähnlich bei Rivas: „países más cultos“, Ernesto Rivas: Discurso oficial. 15 de septiembre de 1932. In: Orozco (Hrsg.): Selección de discursos, S. 209. Übersetzungen aller Zitate der Quellentexte von der Autorin.

Als historischen Beweis für die Hochkultur Guatemalas führte José Azurdia<sup>22</sup> in seiner Rede von 1923 die vorkoloniale Geschichte der Maya an. Azurdias Rede begann mit einer historischen Erzählung der vorkolonialen Maya als hoch entwickelte Zivilisation wie folgt: „Die Zivilisation war hochwertig und stark zu Beginn der Entdeckung.“<sup>23</sup> Die Wurzel der guatemalteckischen Nation liege in dieser „Zivilisation“. „Die Maya, fruchtbares Triebmittel“,<sup>24</sup> seien die Grundlage gewesen für alle weiteren historischen Entwicklungen nach den Eroberungen durch Azteken, K'iches und spanische Kolonisatoren. Azurdia verwehrte sich an anderer Stelle gegen die Diffamierung der vorkolonialen Maya als „Wilde“: „[...]Die Maya praktizierten ein hohes Niveau des sozialen Lebens, das nicht mit einem Zustand wilder Menschen aus dem Wald vergleichbar ist.“<sup>25</sup> Er setzte die Zivilisation gegen die durch „die Wilden“ und den „Wald“ symbolisierte Natur und bezog Stellung gegen das aus der Kolonialzeit überlieferte Denkmuster, die Indigenen seien Teil der vorgefundenen Natur und die europäischen Kolonisatoren Überbringer der Zivilisation gewesen. Die Hochkultur Guatemalas wurde mit anderen Hochkulturen auf eine Stufe gestellt. „Ihre Theogonie ist nicht minderwertiger als die östlichen Theogonien.“<sup>26</sup> Der Redner nannte als Vergleichsgröße die Hochkulturen Ninive, Babylonien, Indien, Persien und Ägypten.

In Reden zur Unabhängigkeitsfeier aus anderen Jahren kamen die Maya-Vorfahren der vorkolonialen Zeit weniger ausführlich, aber in ähnlicher Weise zur Sprache.<sup>27</sup> Alvarado Tello<sup>28</sup> zum Beispiel stellte in seiner Rede von 1925

---

22 Azurdia war als Vorsitzender des Regierungsrates für Hygiene (Presidente del Consejo Supremo de Salubridad) und später als erster Generaldirektor für Hygiene (Director General de Salubridad) im Innenministerium der Regierung Orellana für den Aufbau eines staatlichen Gesundheitswesens mit verantwortlich. Jorge Luján Muñoz/ J. Daniel Contreras R.: *Historia General de Guatemala. Época contemporánea: 1894-1944*. Guatemala 1996, S. 308.

23 „La civilización del Nuevo Mundo era alta y era intensa en los albores del descubrimiento.“ José Azurdia: *Discurso oficial*. 15 de septiembre de 1923. In: Orozco (Hrsg.): *Selección de discursos*, S. 133.

24 „El maya levadura prolífica“, ebenda, S. 133.

25 „[...]Los mayas pusieron en práctica principios de altas miras sociales que no encajan en la condición salvaje del hombre de las selvas.“, ebenda, S. 135.

26 „Su teogonía no es inferior a las teogonías orientales.“, ebenda, S. 133.

27 Im Zusammenhang mit der Kolonialzeit wurden auch Indigene erwähnt, hier jedoch als passive Figuren „ohne Geist und Willen“ („sin espíritu ni voluntad“, Valle Matheu: *Discurso oficial*, S. 212), „entrechtete Parias“ („parias ilotizados“, Antonio Batres Jáuregui: *Discurso oficial*. 15 de septiembre de 1921. In: Orozco [Hrsg.]: *Selección de discursos*, S. 145) oder „enorme Masse von versklavten Indigenen“ („enormes masas de indígenas esclavizadas e

die Maya als großes patriotisches (!) Volk dar, deren Entwicklungsstand die Versklavung durch die Kolonisatoren nicht rechtfertige.<sup>29</sup> In der geschichtlichen Konstruktion der Rede von Batres Jáuregui<sup>30</sup> von 1921 waren die Maya ebenfalls eine „bewundernswerte Zivilisation“,<sup>31</sup> allerdings beschrieb er die „autochthonen Menschenrassen“<sup>32</sup> innerhalb einer Naturbeschreibung Guatemalas und blieb vergleichsweise unbestimmt in seiner Bewunderung für die Maya. Während Azurdia die Maya deutlich von den „Wilden“ abzugrenzen versuchte, blieb Batres trotz der Betonung der „Zivilisation“ der Maya bei der Einordnung der Indigenen in den Bereich der Natur. Während bei Batres noch stärker das traditionelle koloniale Denken hervortrat, Indigene und Natur gleichzusetzen, waren es bei Azurdia eben nicht mehr nur die Europäer, welche die „Zivilisation“ ins Land brachten. Hier war die „Zivilisation“ der Maya ebenbürtig mit den anderen Hochkulturen der Welt. In seiner Version versuchte er, die Kultur der modernen Nation in einer eigenen „guatemalteckischen“ Geschichte zu verankern.

Der Rückgriff auf die vorkoloniale Maya-Vergangenheit ist aus Geschichtskonstruktionen des 19. Jahrhunderts bekannt. Die Vergangenheitsbezüge zu den Maya dienten in der Vorstellung der Nationalisten des 19. Jahrhunderts als lokale Verortung der Nation. Die Nation Guatemala bekam eine authentische Vergangenheit verliehen, indem sie mit „natürlichen“ Vorfahren ausgestattet wurde.

---

ilotizadas“. Batres Jáuregui: Discurso oficial, S. 151). Vgl. auch Bernardo Alvarado Tello: Discurso oficial. 15 de septiembre de 1925. In: Orozco (Hrsg.): Selección de discursos, S. 159.

28 Alvarado Tello war während der Regierung Herrera 1921 Mitglied des Partido Liberal Federalista und beteiligt am Sturz von Herrera. Zunächst Kabinettsmitglied in der Regierung Orellana (1921-1926), lancierte er später seine eigene Präsidentschaftskandidatur mit der Partei Los Independientes. Luján Muñoz/ Contreras R.: Historia General de Guatemala, S. 37/39.

29 Alvarado Tello: Discurso oficial, S. 159.

30 Antonio Batres Jáuregui war ein bekannter liberaler Intellektueller und Politiker und gehörte zu den frühen Indigenisten. Batres war in verschiedenen einflussreichen Positionen an verschiedenen Regierungen beteiligt, s. Luján Muñoz/ Contreras R.: Historia General de Guatemala, S. 256. 1894 veröffentlichte er das Buch „Los Indios, su historia y su civilización“, Antonio Batres Jáuregui: Los indios, su historia y su civilización. Guatemala 1894. Er war einer der bedeutendsten Verfasser offizieller Geschichtsschreibung in Guatemala. Ausführlich zu Batres' Gedankengut: Casaús Arzú: Los proyectos de integración social del indio.

31 „civilización admirable“, Batres Jáuregui: Discurso oficial, S. 109.

32 „razas humanas autóctonas“, ebenda.

Metaphern von der Nation als Familie oder von Mutter-Sohn-Beziehungen bestätigen das Fortdauern dieses Konzepts in den Reden der 1920er und 1930er Jahre.<sup>33</sup> Die Nation wurde damit in die Kontinuität einer jahrhundertalten Geschichte gestellt.<sup>34</sup> Die noch junge Nation bekam durch diese konstruierte Vergangenheit den Anschein des Immer-Da-Gewesenen. Die mythische, vorkoloniale Geschichte der Maya gewährleistete das Einheimisch-Sein der kreolischen Nationalisten, die sich ja gerade von ihrem „Mutterland“ abgewendet hatten. Anderson formuliert es so: „Diese rückwärts gewandte Kunst des Bauchredens half den Weg frei zu machen für ein selbstbewußtes Gefühl von Einheimischkeit (indigenismo) [...]“<sup>35</sup>

Azurdia, Alvarado Tello und andere Redner bedienten mit ihren Darstellungsweisen den indigenistischen Diskurs der 1920er Jahre, der an die Vergangenheitskonstruktionen des 19. Jahrhunderts anknüpfte. Die Indigenisten beschäftigten sich mit dem von ihnen empfundenen Widerspruch zwischen der Misere der indigenen Bevölkerung und der Entwicklung einer modernen Nation.<sup>36</sup> Die Geschichtskonstruktion des Indigenismus überhöhte die vorkoloniale Maya-Vergangenheit, sah aber in der Kolonialzeit einen Prozess der „Degeneration“ der Indigenen, die die Indigenen unfähig gemacht hatte, sich an der nationalen Entwicklung zu beteiligen.<sup>37</sup> Die Beschäftigung mit der indigenen Bevölkerung der Gegenwart war jedoch auch ein deutliches Zeichen für das steigende Interesse an einem neuen Verständnis der Nation als Gemeinschaft mit dazugehörigem Volk, das sich vom kreolischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts abhob.<sup>38</sup>

---

<sup>33</sup> Azurdia: Discurso oficial, S. 132/135.

<sup>34</sup> Vgl. Earle: The Return of the Native, S. 211.

<sup>35</sup> Anderson: Die Erfindung der Nation, S. 198.

<sup>36</sup> Prominentestes Beispiel: Miguel Angel Asturias: Sociología Guatemalteca. El problema social del indio. Tesis de licenciatura 1923. Guatemala 2007. Weitere wichtige Vertreter des Indigenismus der 1920er Jahre waren Jorge García Granados, Jorge del Valle Matheu, Carlos Wylid Ospina, Carlos Samayoa Chinchilla, David Vela und Jorge Luis Arriola. Vgl. Marta Elena Casañas Arzú: Las elites intelectuales y la generación del 20 en Guatemala. Su visión del indio y su imaginario de nación. In: Marta Elena Casañas Arzú/ Oscar Guillermo Peláez Almengor (Hrsg.): Historia intelectual de Guatemala. Ciudad Universitaria Guatemala 2001, S. 1-50.

<sup>37</sup> Das Argument der Degeneration ist gut nachzuvollziehen bei Alvarado Tello: Discurso oficial, S. 159.

<sup>38</sup> Vgl. dazu auch die historische und biografische Einordnung der vielzitierten Diplomarbeit von Miguel Angel Asturias durch Julio César Pinto Soria in der Einführung zur Neuauflage von Asturias: Sociología Guatemalteca, 2007.

Das Konzept der Zivilisation gewann in der intellektuellen Strömung des Indigenismus verstärkt an Bedeutung,<sup>39</sup> was auch in den Reden zur Unabhängigkeit nachzuvollziehen ist. Es tauchen drei Aspekte des Konzepts Zivilisation auf: Wie bereits gezeigt wurde erstens die Zivilisation in den Gegensatz zur Natur gestellt. Wie aus den folgenden Zitaten ersichtlich wird, wurde zweitens die Zivilisation als Grad des menschlichen Entwicklungsstandes konstruiert und drittens mit Europa gleichgesetzt.

Nach der Vision des Redners Rodríguez Beteta<sup>40</sup> aus dem Jahr 1924 solle die Jugend der Nation den zivilisiertesten Ländern der Welt nacheifern.<sup>41</sup> In seiner historischen Herleitung der Zivilisationsbestrebungen unterscheidet er die verschiedenen Abstufungen des zivilisatorischen Strebens: Die Indigenen seien „der elementaren zivilisatorischen Bedürfnisse beraubt,“<sup>42</sup> dazwischen stehe die „mittlere Klasse“, die schon eine „ungefähre Idee von der Zivilisation“ habe und durch ihren „Wunsch, auch zu den Genüssen und Privilegien der Oberen zu kommen“,<sup>43</sup> eine Chance des Aufstiegs habe. Auf der Stufe der Zivilisation ganz oben stehe die „führende Klasse“ als die „zivilisierteste“, die die Aufgabe habe, „über die anderen [Klassen] die Sichtweise der europäischen Zivilisation zu bringen, in dessen Namen sie die Unabhängigkeit herbei führten.“<sup>44</sup>

Die Indigenisten der „Generation 1920“ vertraten die Vorstellung, die „Regeneration der Patria“ könne durch eine „redención“ oder „regeneración“ der „degenerierten“ indigenen Bevölkerung voran getrieben werden.<sup>45</sup> Dazu entwickelten die Vertreter des Indigenismus verschiedene Ideen, die sich mal stärker an dem Prinzip der kulturellen Assimilation und mal stärker an Prinzipien einer biologischen Aufwertung der „Rasse“ orientierten. Die Diversität der guatemalteckischen Bevölkerung wurde als Hindernis für die Weiterentwicklung des nationalen Projekts betrachtet. Deshalb war für die Indigenisten eine Homogenisierung der Nation ein erstrebenswertes Ziel,

39 Taracena Arriola u.a.: *Etnicidad*, Kapitel 3.

40 Virgilio Rodríguez Beteta war Intellektueller der Generation 1920 und als Diplomat und Botschafter mehrfach im Ausland tätig. Luján Muñoz/ Contreras R.: *Historia General de Guatemala*, S. 552.

41 Virgilio Rodríguez Beteta: *Discurso oficial*. 15 de septiembre de 1924. In: Orozco (Hrsg.): *Selección de discursos*, S. 157.

42 „desprovista de las necesidades más elementales de la civilización“, ebenda, S. 146.

43 „clase intermedia“, „vaga idea de lo que era la civilización“, „deseo de igualar en goces y privilegios a los de arriba“, ebenda.

44 „clase dirigente“, „más civilizada“, „hacer triunfar sobre las otras los puntos de vista de la civilización europea en cuyo nombre hacía la Independencia“, ebenda, S. 147.

45 Casaús Arzú: *Los proyectos de integración social del indio*, S. 806f.

nämlich „aus Guatemala eine rassisch, kulturell, sprachlich und ökonomisch identische Nation zu machen“.<sup>46</sup> Viele Intellektuelle folgten den liberalen Diskursen, wonach die „Erlösung“ der Indigenen die „Regeneration“ durch Erziehung, Zivilisierung („civilización“) und „Verwestlichung“ („occidentalización“) sei. Konkret hieß das soziale Besserstellung, Hygiene, Bildung und Erziehung im Sinne einer europäisch-westlichen Kultur und die Beteiligung am freien Arbeitsmarkt.

Die Konzepte der kulturellen Assimilation und Zivilisierung orientierten sich stark an den Vorstellungen von Europa. Valle Matheu<sup>47</sup> (1933) begann seine Erzählung der Unabhängigkeit mit der Geschichte des „edlen spanischen Volkes“ („noble pueblo español“),<sup>48</sup> das ein historisches Vorbild für die zentralamerikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen gewesen sei. Auch in der Rede Azurdias ging es wiederholt darum, den Status der guatemalteken Nation im Vergleich zu Europa hervor zu heben: „Wir, die kleinen Länder, glauben daran, dass wir durch den Willen groß sind. Die Größe eines Volkes misst sich nicht an seiner Fläche [...]. Sie wird an seiner Kultur sichtbar [...].“<sup>49</sup>

Daraus spricht die Erfahrung, dass Guatemala im internationalen Vergleich ein kleines und politisch eher unbedeutendes Land war. Die Zuhörer sollten dennoch daran glauben, dass sie zu einer großartigen, höheren Kultur gehörten, weil sie mit den großen Kulturnationen gleichauf seien.<sup>50</sup> Azurdia zog den direkten Vergleich zu den europäischen idealisierten Nationen. Die Schweiz sei das perfektteste und vollendetste Beispiel für eine demokratische Republik.<sup>51</sup> Außerdem wurden Holland und die skandinavischen Länder als Vorbilder

---

46 Asturias zitiert in Taracena Arriola u.a.: *Etnicidad*, S. 112.

47 Valle Matheu, ebenfalls Mitglied der Generation 1920, publizierte 1932 seine Dissertation „Ensayo de Sociología Guatemalteca“ und gilt als ein Vorreiter der Soziologie in Guatemala. Vgl. ebenda, S. 119ff.

48 Valle Matheu: *Discurso oficial*, S. 211.

49 „Los países pequeños, pensemos, con querer son grandes. La grandeza de un pueblo no se mide [...] por su extensión. Se aprecia por su cultura [...].“ Azurdia: *Discurso oficial*, S. 144.

50 Anderson weist auf die „wachsende Fähigkeit“ der amerikanischen Nationalismen hin, „sich selbst als Gemeinschaften zu verstehen, die denen in Europa parallel gelagert und vergleichbar“ sind. Anderson: *Die Erfindung der Nation*, S. 193.

51 „[...]E]l ejemplar más acabado y perfecto de la República democrática.“ Azurdia: *Discurso oficial*, S. 144.

genannt.<sup>52</sup> Die Orientierung an europäischen Maßstäben bestimmten letztlich, was eine Kulturnation sei. Rivas behauptete, dass die Durchsetzung der Republik nur möglich gewesen sei, weil die „Volksmasse“ aus den „kultiviertesten“ Ländern der Erde<sup>53</sup> das Gedankengut der Aufklärung aufgenommen habe. Die Ideen der Unabhängigkeit und der damit einhergehenden sich endgültig durchsetzenden Republik kamen demnach aus dem idealisierten Europa, das hier als Orientierungspunkt fungiert. In dem Moment, in dem Guatemala diese Ideen aufnahm, stieg es in den Kreis der Kulturvölker auf.

Die Verheißung bestand nun also darin, zur höherwertigen, an Europa orientierten Kultur der Zivilisation zu gehören. Das *pueblo culto* grenzte sich ab von einer minderwertigen Kultur, die zwar in den Reden nicht immer explizit benannt wurde, aber immer mitgedacht werden muss. Die zivilisierte Kultur stand gegen Barbarei und Rückschritt. Die Nation Guatemala sollte keine unterentwickelte Randprovinz sein, sondern zu den wichtigen Nationen der Welt dazugehören. Als Vergleichsgrößen dienten die „westlichen Hochkulturen“. Obwohl mit der Hochkultur der Maya historisch argumentiert wurde, um die hochwertige, zivilisierte Kultur aus der Vergangenheit abzuleiten, schwang die Möglichkeit des Gegenteils, nämlich einer primitiven, minderwertigen „indigenen“ Kultur wie eine Drohung immer mit. Die hohe Wertigkeit der guatemaltekischen Nation wurde nicht selbstverständlich vorausgesetzt, sondern musste erst errungen und bewiesen werden.

Die Darstellung der Unabhängigkeitshelden, der „*próceres*“, erfüllte in den Geschichtskonstruktionen der Redner eine ähnliche Beweisfunktion für die Wertigkeit nationaler Kultur. Azurdia bezeichnete die gelehrten und intellektuellen Unabhängigkeitshelden, die sich in der Wissenschaft oder in anderen angesehenen Bereichen hervorgetan hätten, als „Säulen unserer Kultur“.<sup>54</sup> Die historischen Protagonisten wurden einem in hohem Maße gebildeten, elitären

---

<sup>52</sup> Das ist natürlich kein Zufall, dass hier diese Länder auftauchen. Beeinflusst von der Rassetheorie waren es gerade diese europäischen Länder, aus denen Einwanderer erwünscht waren, um die guatemaltekische Nation aufzuwerten. Vgl. Marta Elena Casaús Arzú: Guatemala. Linaje y racismo. Guatemala 2007 und Casaús Arzú: Los proyectos de integración social del indio.

<sup>53</sup> „Con la instrucción las masas por base, y con una visión más clara de las causas que se oponían a la infiltración de los ideales predominantes en los países más cultos de la tierra [...].“ Rivas: Discurso oficial, S. 209.

<sup>54</sup> „sillares de nuestra cultura“, Azurdia: Discurso oficial, S. 138.

Milieu zugeordnet. Die Helden der Nation in Azurdias Rede waren nicht einfache Leute, Bauern oder Arbeiter, sondern die Elite des Landes, die ein hohes Niveau der Nationalkultur verkörperten. Ihre Geschichte wurde symbolisch mit der „Ehre“ und dem „Prestige“ der Nation verbunden.<sup>55</sup>

Bei Batres Jáuregui (1921) wurde die Geschichte jedes einzelnen Unabhängigkeitshelden ausführlich erzählt.<sup>56</sup> Sie seien ehrenvoll, enthusiastisch, sehr gebildet und eloquent gewesen, hätten für ihre Ideale gebrannt, sich gegen Einzelinteressen und Privilegien gestellt und sich gegenseitig mit ihrer Intelligenz und Redegewandtheit ausgestochen. Sie stünden auf einer Stufe mit den großen Unabhängigkeitshelden Amerikas wie Bolívar, San Martín, Sucre, Morelos und Hidalgo.<sup>57</sup>

Interessanterweise spielten die einzelnen Unabhängigkeitshelden nur in einigen Reden eine so deutliche Rolle. In den historischen Erzählungen der meisten anderen Redner werden sie eher als „Bewegungen“ oder „Gruppen“ gefasst, die sich mehr oder weniger kämpferisch für die Befreiung der Nation eingesetzt hätten.<sup>58</sup> Bei diesen Konstruktionen der Geschichte standen vielmehr die Darstellungen der *Völker* im Vordergrund. Hier erhält der Begriff des „kultivierten Volkes“ seine Bedeutung als nationale Gemeinschaft.

Valle Matheu zum Beispiel hob in seiner Rede wiederholt die Zugehörigkeit Guatemalas zu den „kultivierten Völkern“<sup>59</sup> hervor. Er nannte zwei Eigenschaften, die diese Zugehörigkeit zu den kultivierten Völkern ausmache: „Alle kultivierten Völker leben von kompetent verwalteten Ressourcen und von historischen Symbolen, die ein geistiger Speicher ihrer Herrlichkeit sind, und Guatemala hat diese beiden Anteile, welche die Völker würdig machen und mit Tugend ausstatten.“<sup>60</sup>

Valle Matheu beschwor hier die Gemeinschaft des Volkes, die durch die von ihm genannten Bedingungen – Verwaltung der Ressourcen und historische Symbole – tugendhaft und kultiviert würden. In verschiedenen anderen Reden

---

55 Ebenda, S. 142.

56 Batres Jáuregui: Discurso oficial, S. 110ff.

57 Ebenda, S. 110.

58 Rodríguez Beteta: Discurso oficial, S. 147; Valle Matheu: Discurso oficial, S. 211f. und Rivas: Discurso oficial, S. 207.

59 Valle Matheu: Discurso oficial, S. 214.

60 „Todos los pueblos cultos viven de recursos hábilmente administrados, y de símbolos históricos que son un remanso espiritual de la grandeza y Guatemala tiene esas dos partes que dignifican a los pueblos, con títulos de virtud.“ Ebenda.



wurde auf Tradition, Patriotismus, gemeinsames nationales Bewusstsein und den solidarischen Geist hingewiesen. Symbole wie die Fahne oder das nationale Wappen wurden genannt, um den Gemeinschaftssinn auszudrücken.<sup>61</sup> Die höhere Kultur ist an die entsprechenden nationalen Rituale und Symbole geknüpft.

Im Ergebnis ergibt sich folgendes Bild einer verheißungsvollen Nation: Der Kulturbegriff, der sich in den Reden manifestiert, wurde durch den Begriff der Zivilisation definiert. Der Begriff Zivilisation setzte sich in der Verwendung der Redner wiederum aus einer Orientierung an Europa und einer Vorstellung von Entwicklung zusammen. Die zivilisatorische Kultur wurde als Verheißung überhöht, indem sie immer wieder als höchste Wertigkeit und Tugend angepriesen wurde.

Aber erst in der Verbindung mit der Konstruktion von einer Gemeinschaft, nämlich dem Volk, lag der eigentliche Zugang zum angesprochenen Publikum. Der Begriff vom Volk in Verbindung mit der definierten „Kultiviertheit“ ließ die Anbindung an die Bevölkerung über die Eliten hinaus möglich erscheinen und rückte die Kultur in eine erreichbare Nähe für alle. Die heraufbeschworene Gemeinschaft des „Volkes“ wurde durch ihren Status, ihre hohe Kultur und Überlegenheit in Abgrenzung zu einem „primitiven“ oder „nicht-zivilisierten“ Anderen zur Verheißung. So schufen die Redner die Illusion einer Gemeinschaft, zu der alle dazu gehören konnten.

### DER GEMEINSAME WEG FORTSCHRITT

Während es bisher um eine vergangenheitsbezogene Sicht auf die nationale Gemeinschaft ging, geht es bei der zweiten Verheißung der Nation, die sich aus den Reden zur Unabhängigkeit herauslesen lässt, um den Blick in die Zukunft. Das Geschichtsbild des Fortschritts existierte als Universalität beanspruchendes, dominantes Geschichtsbild bereits im Europa des 18. Jahrhunderts.<sup>62</sup> Interessant für den Fall Guatemala ist, wie die Verheißung des Fortschritts mit der Konstruktion einer nationalen Gemeinschaft verbunden wurde. Die nationale Kultur, die, wie oben gezeigt wurde, als westlich orientierte Hoch-

---

<sup>61</sup> Ebenda, S. 211.

<sup>62</sup> Karl-Ernst Jeismann: Geschichtsbilder. Zeitdeutung und Zukunftsperspektive. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* Bd. 51-52 (2002), S. 16.

kultur beschrieben wurde, sollte auf dem gemeinsamen Entwicklungsweg zu einer modernen, fortschrittlichen Kultur werden.<sup>63</sup>

Die Konstruktion der fortschrittlichen, zukunftsorientierten Nation begann allerdings wiederum mit einem Rückgriff auf die Vergangenheit, nämlich auf die Geschichte der Maya-Vorfahren. Die vorkolonialen Maya stellten, wie bereits gezeigt, in der Rede Azurdias von 1923 den Ideal- oder Urzustand der Nation dar. Mit einem in die Zukunft gerichteten Blick rief der Redner seine Zuhörer und Zuhörerinnen auf, diesem Ideal nachzueifern: „Fangen wir endlich an, die Ernte der Samen einzuholen, die unsere historischen Vorfahren gesät haben.“<sup>64</sup> Mit „historischen Vorfahren“ wurden Eigenschaften, Werte und Tugenden verknüpft, die die Vorstellung des Redners von der nationalen Gemeinschaft der Gegenwart deutlich machen. Zur „fortschrittlichen Kultur, Politik und individuellen und kollektiven Moral“<sup>65</sup> gehörten laut Azurdia zum Beispiel Naturwissenschaft, Arbeitsmoral, Monumente und Symbole, militärische Ausbildung und körperliche Ertüchtigung, ein funktionierendes soziales Gefüge, Infrastruktur, Architektur und Landwirtschaft.<sup>66</sup> All diese Komponenten machten aus den Maya ein blühendes, wohlhabendes Volk.<sup>67</sup>

Die Vorfahren wurden in einer Art und Weise idealisiert und als Vorbilder aufgebaut, die der Zukunftsvision des Fortschritts entsprach. Einerseits steckten hinter der Erwähnung von Wissenschaft und Technik sowie dem hohen Wert der Arbeit sehr konkrete, zukunftsgerichtete politische und wirtschaftliche Ziele der Gegenwart. Den Maya naheifern hieß Produktion und Entwicklung zu unterstützen und die eigene Arbeitskraft dieser Entwicklung zur Verfügung zu stellen.

Andererseits wurden die zivilisatorischen Errungenschaften der Maya wieder mit gemeinschaftsstiftenden Merkmalen wie Monumenten und Symbolen, Moral, Bildung, Erziehung und sozialen Kriterien verknüpft. Damit wurde die

---

63 Die Euphorie des technischen Fortschritts spiegelte sich in den 1920er Jahren auch in weiteren Elementen der Unabhängigkeitsfeiern. Es wurden zum Beispiel Wettbewerbe im Maschineschreiben und Telegrafieren ausgetragen. Zu den Feiern gehörten große Ausstellungen sowohl landwirtschaftlicher als auch technischer und industrieller Produkte. Vgl. Fumero-Vargas: *National Identities in Central America in a Comparative Perspective*.

64 „Principiemos por fin a recoger las cosechas de la simiente que regaron todos nuestros históricos progenitores [...]“ Azurdia: *Discurso oficial*, S. 134.

65 „progresiva cultura, política y moral, individual y colectiva“, ebenda, S. 135.

66 Ebenda.

67 „la prosperidad de aquellos“, ebenda, S. 142.

Verheißung des Fortschritts abermals eine Verheißung für die gesamte Gemeinschaft, die nur als solche die Entwicklungsleistungen erbracht habe.

Die Vision des Fortschritts wurde auch an anderer Stelle in einen Zusammenhang mit der Gemeinschaft gestellt. Die Gemeinschaft, nämlich das Volk, sehne sich nach dem Fortschritt, der Aufgabe und Erfüllung zugleich sei. Rivas formuliert es 1932 so: In der modernen Wissenschaft liege die „rettende Antwort“ für die „ganze Menschheit“.<sup>68</sup> Die Verheißung war also nicht nur der Fortschritt selbst, sondern das Versprechen, dass alle Mitglieder der Gemeinschaft vom Fortschritt profitierten. Mehrfach wurde erwähnt, dass eine „Verbesserung und Wohlstand für die niederen Klassen“<sup>69</sup> in Folge des Fortschritts erreicht werden könnten. Damit erzeugten die Redner die Illusion, die Gesellschaft befinde sich auf einem gemeinsamen Weg des Fortschritts, an dem alle teilhaben könnten.

Das von Batres 1921 erklärte Ziel war, eine „Hochburg der Kultur und des Reichtums“<sup>70</sup> zu schaffen. Der Traum von einer „von Modernismus, Eintracht und Reichtum gesättigten“<sup>71</sup> Gesellschaft wurde als Traum von Aufstieg und Teilhabe konstruiert. Rivas benutzte 1932 hierfür ein historisches Argument, indem er die Akteure der Unabhängigkeit als „ärmere Criollos“<sup>72</sup> bezeichnete. Ihm zufolge lehnten sie sich gegen die privilegierten Machthaber auf, um am Reichtum teilzuhaben. Die Botschaft an sein Publikum war die Hoffnung auf Wohlstand und Besserung der Lebensumstände der armen Bevölkerung. Die Beteiligung an den Fortschrittsbemühungen innerhalb des nationalen Projektes sollte sich für alle lohnen. Rodríguez Beteta versprach 1924 niedrige Brotpreise und die Lösung des „Indioproblems“.<sup>73</sup> Wie oben bereits angesprochen, bestand das so genannte „Indioprobem“ aus Sicht der Indigenisten in der Rückschrittlichkeit der indigenen Bevölkerung und die „Lösung“ des „Problems“ in ihrer „Zivilisierung“.

Rodríguez Beteta gehörte ebenfalls zu den indigenistischen Intellektuellen der Generation 1920. In diesem Fall bedeutete die „Zivilisierung“ der Indigenen ihre Eingliederung in das nationale Wirtschaftssystem, wodurch sie in die

---

<sup>68</sup> „La humanidad [...] en busca de una respuesta salvadora“, Rivas: Discurso oficial, S. 210.

<sup>69</sup> „mejora y el bienestar de las clases de abajo“, Rodríguez Beteta: Discurso oficial, S. 155.

<sup>70</sup> „emporio de cultura y de riqueza“, Batres Jáuregui: Discurso oficial, S. 115.

<sup>71</sup> „saturada de modernismo, de concordia y de riqueza“, Rivas: Discurso oficial, S. 210.

<sup>72</sup> „los criollos más humildes“, ebenda, S. 107.

<sup>73</sup> Rodríguez Beteta: Discurso oficial, S. 156f.

Gemeinschaft der Nation eingebunden werden könnten. Das Ziel der Indigenisten, ein einheitliches, homogenes Volk zu schaffen, war hier mit dem Fortschritt verbunden. Das steigende Interesse der Nationalisten des frühen 20. Jahrhunderts am „nationalen Volk“ zeigte sich auch in der Zukunftsvision der gerechten, wohlhabenden Gesellschaft.

Die Redner sprachen etwa vom gemeinsamen „Weg des Wohlstandes“,<sup>74</sup> auf dem sich das Volk bewege, dem „gemeinsamen Schicksal“<sup>75</sup> oder der „gemeinsamen Suche nach dem luxuriösen Talisman Fortschritt“.<sup>76</sup> Der technische und wirtschaftliche Fortschritt wurde mit Vokabeln wie „Erlösung“,<sup>77</sup> „Rettung“ oder „Schicksal der Menschheit“<sup>78</sup> überhöht. Die Redner schwörten damit in einem einigenden Aufruf an das Volk die Zuhörer auf das gemeinsame Ziel, den unaufhaltsamen Gang Richtung Fortschritt, ein. Mariscal rief seinem Publikum zu: „Vorwärts! Es gibt keinen Grund, den atemberaubenden Marsch des Fortschritts auf der Suche nach der Wahrheit aufzuhalten [...]“<sup>79</sup> In gleichem Tonfall proklamierte Azurdia: „[...]E]in Volk kann und soll nicht auf dem breiten Weg der Prosperität anhalten. Für die Völker bedeutet Anhalten Zurückgehen, Untergehen und sich Umbringen [...]. Die Menschheit kann auf ihrem Marsch des Fortschritts nicht aufgehalten werden.“<sup>80</sup>

Anderson schreibt, es sei eine „politische Liebe“,<sup>81</sup> die auch die Untertanen in den Kolonien zu glühendem Patriotismus gebracht habe. Die Verheißungen des Fortschritts, nämlich Wohlstand und Verbesserung der individuellen Lebenssituation, waren mit der Konstruktion einer interesselosen Gemeinschaft verbunden. Sie sollte eine reine, gleiche, prosperierende und gerechte

---

74 Azurdia: Discurso oficial, S. 139.

75 Batres Jáuregui bezieht sich auf das Prinzip des „destino manifiesto“ aus der protestantischen Ethik. Batres Jáuregui: Discurso oficial, S. 116.

76 „busca del talismán lujoso del progreso“, Azurdia: Discurso oficial, S. 142.

77 Batres: Discurso oficial, S. 115.

78 Rivas: Discurso oficial, S. 210.

79 „¡Adelante! No hay por qué detener la marcha vertiginosa del progreso en busca de la Verdad [...]“ Avelino F. Mariscal: Discurso oficial. 15 de septiembre de 1934. In: Orozco (Hrsg.): Selección de discursos, S. 216.

80 „[...]U]n pueblo que no puede ni debe pararse en el amplio camino de prosperidad. Para los pueblos, el pararse es retroceder, hundirse y suicidarse [...]. La humanidad no se detiene de su marcha de progreso.“ Azurdia: Discurso oficial, S. 139.

81 Anderson: Die Erfindung der Nation, S. 144.

Gesellschaft der Zukunft sein. Die Doktrin des Fortschritts wurde so dargestellt, als ob die gesamte Bevölkerung gemeint sei.

Die Analyse zeigt, dass der Begriff Fortschritt als gemeinsamer, historischer Weg definiert wurde, der mit den Maya-Vorfahren begann und über die Gegenwart bis in die Zukunft reichte. Das im Fortschritt liegende Versprechen war Reichtum und Wohlstand für alle Mitglieder einer Gemeinschaft. Wiederum wurde hier also die Verheißung mit einer Konstruktion von Gemeinschaft verknüpft, deren Mitglieder gleich und gerecht von den gemeinsamen Anstrengungen profitieren konnten.

Die Beschwörung des Fortschritts in den Reden zur Unabhängigkeit darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass der Herrschaftsanspruch der Regierenden parallel dazu immer auch deutlich benannt wurde. Mariscal zum Beispiel sprach 1934 von den Völkern auf dem Weg der „Eroberung ihres Wohlstands und ihrer Kultur“, sagte aber auch, dass die Regierung die „leitende Gesinnung“<sup>82</sup> vorgebe und das Volk davon überzeuge, welches der richtige Weg sei. Die Verheißung einer wohlhabenden Gemeinschaft aller wurde hier durch die Berufung auf die Herrschaftsinteressen relativiert, die nach wie vor bestehen blieben. Dies zeigt einmal mehr die Ambivalenz der Verheißungen der Nation und stellt das Bemühen um die Ausweitung des Nationalismus in den Kontext der bestehenden Herrschaftsverhältnisse.

### AUSBlick

Ich habe eingangs die Frage gestellt, wie die Redner der offiziellen Unabhängigkeitsfeiern die Idee einer nationalen Gemeinschaft für ihr Publikum attraktiv machten. Die Analyse der Reden zur Unabhängigkeit hat gezeigt, dass mit Hilfe von Vergangenheitskonstruktionen, aber auch mit Hilfe von darauf aufgebauten Zukunftsvisionen eine Gemeinschaft konstruiert wurde, die eine Illusion von gerechter und gleicher Teilhabe heraufbeschwor.

Zusammengefasst ergibt sich aus den Reden ein Bild von einer Gemeinschaft, die sich einerseits durch den Begriff „pueblo culto“ auszeichnete, welcher mit einer Vorstellung von Zivilisation und dem Vorbild Europa verknüpft wurde. Die Idee einer Hochkultur verhiess Anerkennung und einen hohen Status, die ihre Mitglieder durch die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft erfahren konnten. Andererseits wurde die Gemeinschaft durch

---

<sup>82</sup> „la conquista de su [los pueblos] bienestar y cultura“, „ideas directrices“, Mariscal: Discurso oficial, S. 216.

den Begriff Fortschritt, „progreso“, konstruiert, mit dem die Verheißung von Wohlstand, Entwicklung und Reichtum verbunden wurde. Indem die Redner die Verheißungen der Gemeinschaft für alle Mitglieder in Aussicht stellten, versuchten sie, ihr Publikum rhetorisch für die Idee dieser Gemeinschaft zu gewinnen. Im Zusammenhang mit der Erinnerung an den Gründungsmythos der Unabhängigkeit und den dazugehörigen Geschichtsnarrationen zeigt sich hier der Versuch, eine legitimatorische Grundlage für den Staat in Form einer einheitlichen, nationalen Gemeinschaft zu schaffen.

Die Verwendung des Kulturbegriffs und des Fortschrittsbegriffs zeigt sich hier aber in ihrer Funktion, Unterstützung für ein „nationales Projekt“ zu gewinnen, das für den Staat Guatemala vor allem ökonomische Entwicklung und die Legitimation von Herrschaft bedeutete. Denn die mit den beiden Begriffen verbundenen Werte und Normen bestimmten den Zugang zu gesellschaftlichem Status, ökonomischer Entwicklung und Teilhabe an der Gemeinschaft. Dazu gehörten etwa Bildung, die spanische Sprache, die Teilnahme am intellektuellen Leben, Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen und Aufstiegsmöglichkeiten. Kleinere Teile der wachsenden Mittelschichten erreichten tatsächlich in begrenztem Rahmen durch die Anpassung an die Normen der „fortschrittlichen, kultivierten Nation“ einen begrenzten Aufstieg und profitierten in diesem Sinne vom nationalen Projekt.<sup>83</sup> Diejenigen, die aber diese Normen nicht erfüllen konnten oder wollten, konnten eben gerade nicht Teil der Nation werden. Die „Verheißungen der Nation“ sind also ein Schlüssel, um die Mechanismen von Inklusion, hier als Bemühung um ein Nationalvolk dargestellt, aber auch von Exklusion zu verstehen.

Die Verteilungsfrage wurde in den Reden zur Feier der Unabhängigkeit negiert, da es um die nationale Einheit ging und innere Feinde oder Klassenfragen daher keine Rolle spielten. Über das Ideal von „Gleichheit“ wurden die gesellschaftlichen Unterschiede aufgrund der Macht- und Herrschaftsstruktur ausgeblendet.<sup>84</sup>

Gerade in Guatemala ist die Nation immer eine Vorstellung gewesen, die in hohem Maße konfliktreich war. Marta Casaús Arzú schreibt in einem Aufsatz zur Konstruktion der Nation in Guatemala, das größte „Problem der Nation“ in Guatemala liege in seiner „Unfähigkeit, ein Projekt einer mestizischen Nation

---

<sup>83</sup> Vgl. Grandin: *The Blood of Guatemala*, Kapitel 6.

<sup>84</sup> Vgl. Casaús Arzú: *Guatemala. Linaje y racismo*.

[...] zu denken und zu konstruieren“.<sup>85</sup> Sie stellt fest, dass das Bemühen, eine Identifikation mit einer einheitlichen nationalen Gemeinschaft herzustellen, gescheitert sei. Die Spaltung der guatemaltekischen Gesellschaft in diejenigen, die sich in das Projekt der Nation einfügen konnten, und die diejenigen, die aus der Definition der nationalen Gemeinschaft hinausfielen und als das „Andere“ der Nation galten, spitzte sich im gewaltsamen Konflikt der 1970er und 1980er Jahre bis zum Völkermord zu.

Aus der hier vorgenommenen Analyse lassen sich zunächst keine Rückschlüsse darüber ziehen, welche Wirkung die nationalistischen Diskurse in der Bevölkerung tatsächlich hatten. Ein Zusammenhang zwischen der Gewalt des 36 Jahre andauernden Bürgerkriegs und der Wirkung des Nationalismus auf große Teile der Bevölkerung als erfolgreiche Legitimierung von Ausschluss- und Machtmechanismen ist für mich offensichtlich, wenn auch nicht die einzige Erklärung. Die Forschung über die Wirkung des Nationalismus in der Gesellschaft Guatemalas des 20. Jahrhunderts, und zwar nicht nur in elitären Herrschaftskreisen, sondern in der breiten Bevölkerung, bleibt ein wichtiges wissenschaftliches Feld für Historiker.

## RESUMEN

### **LAS PROMESAS DE LA NACIÓN. DISCURSOS DE LA CELEBRACIÓN DE LA INDEPENDENCIA DE GUATEMALA, 1921-1936**

El presente ensayo analiza diversos discursos oficiales con motivo de la celebración de la independencia en Guatemala entre los años 1921 y 1936, a fin de exponer los mensajes manifiestos en los discursos con los que los conferencistas se dirigieron a su público. Los mismos emplearon narraciones históricas para recordar la independencia y las utilizaron para entusiasmar a la población, o por lo menos a una parte de la población, en la construcción de una “comunidad nacional” del presente tanto como del futuro.

Mediante los discursos recordatorios de la independencia de España se creó así, una imagen de una comunidad caracterizada como “pueblo culto”, un término vinculado tanto a una imaginación de la “civilización” como al ejemplo europeo. La idea de una cultura superior prometía a los miembros pertenecientes a tal comunidad sentir un reconocimiento y un estatus más alto.

---

<sup>85</sup> „[...]S]u incapacidad de pensar y construir, en un momento de su historia, un proyecto de nación mestiza.“ Casaús Arzú: Los proyectos de integración social del indio, S. 776.

Asimismo, la comunidad fue construida por medio del término “progreso”, el cual suponía una promesa de bienestar, desarrollo y riqueza.

Los oradores de los discursos intentaron por medio de la idea de comunidad ganar retóricamente el apoyo de su público, colocando las promesas de tal comunidad al alcance de todos sus miembros. Crearon un sueño de participación y de ascenso social para todos. Aquí se revela la memoria del mito fundador de la independencia y su relación con las narraciones históricas correspondientes, el intento del Estado de crear una base de legitimación empleando la construcción de una comunidad nacional uniforme. El uso de los dos términos, el de cultura y el de progreso, fueron instrumentalizados a fin de obtener el apoyo necesario para un “proyecto nacional”. El Estado de Guatemala tomó ese proyecto como medida para fomentar y ampliar el desarrollo económico y la legitimación de su poder. Los valores y las normas inherentes en los dos términos, determinaron el acceso al estatus social, al desarrollo económico y a la participación en las promesas de la comunidad. A modo de ejemplo, las normas incluyeron el nivel de la educación, el idioma castellano, la participación en la vida intelectual, el acceso a los recursos económicos y las posibilidades del ascenso social.

Sin embargo, aquellos que no cumplieron con esas normas o las negaron deliberadamente, fueron excluidos de la nación. Por lo tanto, las „promesas de la nación“ no solo constituyen una clave para entender los mecanismos de inclusión, como un esfuerzo por crear un pueblo nacional, sino también para analizar los mecanismos de exclusión social. Los discursos oficiales con motivo de la celebración de la independencia negaron el tema de la distribución al interior de la “comunidad nacional”. Por medio del ideal de la “unidad” y las estructuras de poder las diferencias sociales fueron silenciadas y en su lugar, se creó una visión del futuro como una comunidad justa, solidaria e equitativa.





STEFAN RINKE

## DER MONAT DES VATERLANDS. CHILE ZWISCHEN CENTENARIO UND BICENTENARIO

Die jährlich wiederkehrenden Unabhängigkeitstage und ihre Höhepunkte in den Zentenarien sind von zentraler Bedeutung für die Prozesse nationaler Selbstvergewisserung in Lateinamerika. Der Gründungsmoment der „Nation“ stand seit der Unabhängigkeitswerdung im Mittelpunkt dieser Konstruktionen, um eine gereinigte und konsensfähige Version der jüngsten revolutionären Geschichte als Grundlage für Gegenwart und Zukunft zu präsentieren und um die für die Identifikation mit dem noch neuartigen Nationskonzept notwendigen emotionalen Bindungen herzustellen. Mit lokalen Variationen waren die Unabhängigkeitsfeiern praktisch seit dem frühen 19. Jahrhundert Bestandteil jenes symbolischen Repertoires, das zur Grundlage der Definitionsbemühungen um nationale Identität wurde. Seit mittlerweile fast 200 Jahren wird an diesen Feiertagen Geschichtskultur greifbar, konzentrieren sich politische Öffentlichkeiten auf die vermeintlich glorreiche Vergangenheit, an die man in ritualisierter Form erinnert.

Mit den Feiern des Bicentenarios in vielen lateinamerikanischen Staaten kam es erneut zur groß angelegten Inszenierung der Nation. Angesichts der wahrgenommenen Bedrohungen durch Globalisierung und Staatszerfall warfen kritische Autoren gar die Frage auf, ob eine erneute Kolonisierung Lateinamerikas bevorstehe,<sup>1</sup> oder sie forderten eine „Zweite Unabhängigkeit“.<sup>2</sup> Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, die Inszenierungen der Nation in den Unabhängigkeitsfeiern als öffentlich performativen Teil der Meistererzählung der Geschichte der Nation kritisch zu beleuchten, denn angesichts der Auseinandersetzungen um die Geschichtskultur in Lateinamerika gewinnt die Interpretation der Unabhängigkeit als „Geburtsstunde der Nation“ neue Relevanz.

---

<sup>1</sup> Stella Calloni/ Víctor Ego Ducrot: *Recolonización o independencia. América Latina en el siglo XXI*. Buenos Aires 2004.

<sup>2</sup> Arturo Andrés Roig: *Necesidad de una segunda independencia*, Río Cuarto 2003.

Dabei soll es um den Fall Chile gehen, wo sich die symbolischen Aushandlungen der Geschichtskultur im Monat September, dem Monat des Vaterlands, (*Mes de la Patria*), zusammenballen. In diesem Monat prallen in Chile ganz unterschiedliche Erinnerungen aufeinander, die in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander stehen. Zum einen die auch in anderen Ländern der Region üblichen Jubelfeiern des Unabhängigkeitstages, die seit dem frühen 19. Jahrhundert am 18. September begangen werden. Daneben der 19. September als „Tag des Ruhmes des chilenischen Heeres“ (*Día de las Glorias del Ejército de Chile*), der seit dem 1915 offiziell mit einer großen Militärparade begangen wird und daran erinnern soll, dass nur durch das Militär die Unabhängigkeit und Souveränität Chiles garantiert werden konnte. Zum anderen wurde aber seit 1974 auch des 11. Septembers als Tag des Militärputsches des Jahres 1973 gedacht. Zunächst Jubelfeier des Regimes, entwickelte dieser Tag aufgrund des Aufstiegs der Opposition sehr schnell eine Eigendynamik und wurde zum Sinnbild des Widerstands gegen das Regime. Nach der Rückkehr zur Demokratie 1990 blieb dieser Tag noch lange Jahre ein Tag des Protests, sodass sich der „Monat des Vaterlands“ in Chile durch ein eigentümliches Spannungsverhältnis auszeichnete. So wurden im chilenischen September alljährlich Emotionen aufgewühlt. Regelmäßig kam es sowohl zu gewaltsamen Auseinandersetzungen als auch zu gemeinsamen feuchtfröhlichen Feiern.<sup>3</sup>

Die Erforschung der Nationalfeiertage durch die Geschichtswissenschaft ist nicht neu. So haben sich viele Studien bestimmten Aspekten der nationalen Geschichtskultur gewidmet. Zu erwähnen sind die Untersuchungen zum nationalen Heldenkult. Da die nationale Geschichtsschreibung in Lateinamerika im 19. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein kaum etwas anderes war als eine Heldenverklärung, kam der kritischen Hinterfragung dieser Mythen und ihrer Dekonstruktion besondere Bedeutung zu. Der Heldenkult nahm einen festen Platz in der öffentlichen Sphäre ein und wurde durch regelmäßig wiederholte Feste verstetigt. Im Mittelpunkt der republikanischen Festkultur Lateinamerikas stand und steht der Unabhängigkeitstag. Kulminationspunkt der Feiern waren die 100-jährigen Jubiläen, die so genannten Centenarios zu

---

<sup>3</sup> Stefan Rinke: ¿Comienzo o fin de la historia? El 11 de septiembre y las luchas por la memoria en Chile. In: Hans-Joachim König/ Andrea Pagni/ Stefan Rinke (Hrsg.): *Memorias de la nación en América Latina. Transformaciones, recodificaciones y usos actuales*. Mexiko 2009, S. 171-194.

Beginn des 20. Jahrhunderts. In Chile fanden diese 1910 statt, und es liegen seit längerem Studien zu diesem Ereignis vor.<sup>4</sup>

Springen wir 100 Jahre weiter in unsere Gegenwart, so lässt sich erkennen, dass auch die 200-Jahrfeiern der Unabhängigkeit in Chile zentrale Bezugspunkte kulturpolitischer Bestrebungen geworden sind. Dabei hat sich die Frage nach der Neuaushandlung der nationalen Identität angesichts der Herausforderungen der neuen Globalisierung ebenso in den Vordergrund gedrängt wie die Beschäftigung mit dem zukünftigen Schicksal des Landes. Neuartige Zukunftsentwürfe für die chilenische Gesellschaft stehen hoch im Kurs. Doch auch der Blick in die Vergangenheit und deren Erinnerung ist vor dem Hintergrund der weiterhin umstrittenen Verarbeitung der Diktaturerfahrung von hoher Bedeutung und wird in Chile von zahlreichen Forschergruppen verfolgt. Neuerdings wird diese Perspektive um Fragestellungen erweitert, die eine Verbindung von Erinnerungsdynamiken und nationalen Identitäten herstellen.<sup>5</sup>

In meinem Beitrag will ich den Zusammenhang dieser beiden großen nationalen Feierlichkeiten beleuchten. Welche Kontinuitäten, welche Brüche werden sichtbar, wenn man die Ereignisse miteinander vergleicht? Hat die Demokratisierung zu einem grundlegenden Wandel in der Inszenierung der Feste geführt? Welche Akteure der Erinnerungspolitik lassen sich erkennen? Bleiben in Chile auch 2010 diskursive Bezüge zur Nation erhalten, die das aktuelle historische Gedächtnis und Vorstellungen von Gemeinschaft prägen und strukturieren, obwohl das Verschwimmen von nationalstaatlichen Konturen vor dem Hintergrund der Globalisierung und der politischen Entwicklungen der letzten dreißig Jahre die großen Utopien der Moderne zerschlagen haben? In zwei Schritten will ich zunächst den Centenario, dann den Bicentenario skizzieren. Dabei werde ich mich auf die dominierenden Diskurse und Symbole

---

<sup>4</sup> Bárbara Silva A. (*Identidad y nación entre dos siglos. Patria vieja, centenario y bicentenario*. Santiago de Chile 2008) hat diese Studien zusammengefasst. Ferner sind mit einem Aufsatz von Armando de Ramón (*Camino al Bicentenario. El primer centenario*. In: *Bicentenario* Bd. 2 [2003], S. 133-151) und einer Monographie von Soledad Reyes del Villar (*Chile en 1910. Una mirada cultural en su centenario*. Santiago de Chile 2004) in jüngster Zeit Arbeiten erschienen, die sich der Festkultur widmen.

<sup>5</sup> Alfredo Joignant: *Los enigmas de la comunidad perdida. Historia, memoria e identidades políticas en Chile (2000-2010)*. Santiago de Chile 2002; Eugenio Tironi: *El sueño chileno. Comunidad, familia y nación en el bicentenario*. Santiago de Chile 2005; Angel Soto (Hrsg.): *Chile en el siglo XXI. Camino al bicentenario*. Santiago de Chile 2003 und Luis Carlos Parentini Gayani (Hrsg.): *Historiadores chilenos frente al bicentenario*. Santiago de Chile 2008.

der Regierungen beschränken und danach die Kritik daran vorstellen. Abschließend werde ich einige vergleichende Überlegungen anstellen.

### DER CENTENARIO VON 1910

Als Chile 1910 auf sein erstes Jahrhundert unabhängiger Existenz zurückblickte, war das Land fest in der Hand einer stolzen Oligarchie, die das politische System kontrollierte. Auch wenn es durchaus unterschiedliche Parteien gab und der intraelitäre Streit hin und wieder zu Bürgerkriegen ausartete, herrschte ein Elitenkonsens hinsichtlich des Herrschaftserhalts.<sup>6</sup> Ein wichtiges Element dabei waren die Nationalfeiertage als Bestandteil eines Konstruktionsprozesses der nationalen Identität. In diesem Diskurs präsentierten die Eliten die Nation als quasi naturwüchsige Einheit, in der das Volk seinen natürlichen Platz habe. Sie nutzten die Sprache der Symbole, um das Konstrukt ‚Nation‘ als essenziell gegebene Realität glaubwürdig zu machen. Damit erfanden die chilenischen Eliten Traditionen, die, wie Hobsbawm und Ranger das beschrieben haben, den Anschein der Dauerhaftigkeit von bestimmten Werten und sozialen Hierarchien in einer schnell sich wandelnden modernen Welt aufrechterhielten.<sup>7</sup>

Die Werte, auf die man sich bezog, waren vielfältig und dienten der Selbstdefinition genauso wie der Abgrenzung vom Anderen. Dazu zählten die Ablehnung des spanischen Erbes und die Bezugnahme auf eine idealisierte indigene Vergangenheit mit Helden des Widerstands gegen die Spanier wie Colo Colo, Caupolicán oder Lautaro als Teil der nationalen Kultur, die aber nichts mit den real existierenden Indigenen in Chile zu tun hatte.<sup>8</sup> Auch die Nennung des Krieges als vermeintliche Urtugend der Chilenen sowie die katholische Religion als verbindender Faktor gehörten in dieses Repertoire.

Die Symbolsprache, die bereits während der Unabhängigkeitskriege eingeführt wurde, zeichnete sich durch immer wiederkehrende Bestandteile aus. So erfanden die chilenischen Eliten in enger Anlehnung an das französische Vorbild nationale Flagge, Wappen und Hymne. Darüber hinaus und interessanterweise bereits 1812 etablierten sie den 18. September, den Tag der

---

<sup>6</sup> Stefan Rinke: *Kleine Geschichte Chiles*. München 2007, S. 67-70.

<sup>7</sup> Eric Hobsbawm/ Terence Ranger (Hrsg.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983.

<sup>8</sup> Stefan Rinke: ‚Grenze‘ als Urfahrung in Lateinamerika. Mapuche in Chile zwischen Mythos und Verleugnung. In: Stefan Rinke u.a. (Hrsg.): *Abgrenzen oder Entgrenzen. Zur Produktivität von Grenzen*. Frankfurt am Main 2003, S. 111-130.

Formierung einer Regierungsjunta, als Nationalfeiertag.<sup>9</sup> Waren diese Feiern zunächst kein Massenereignis und hatten in Konkurrenz zu vielen anderen nationalen Feiertagen zu bestehen, so setzte sich der 18. September im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend als zentraler Feiertag durch. Die in sich homogene und relativ geschlossene Elite wollte den Centenario zum Anlass nehmen, sich selbst und das eigene Entwicklungsmodell zu feiern. Immerhin war Chile ja bereits im 19. Jahrhundert zu einer ernst zu nehmenden Regionalmacht aufgestiegen. In blutigen Kriegen hatte man die Nachbarn Peru und Bolivien im Norden ebenso wie die Indigenen im Süden besiegt und deren Land genommen.

Entsprechend triumphalistisch fiel denn auch die Rhetorik angesichts der 100-Jahrfeiern aus. In der Sondernummer der beliebtesten chilenischen Illustrierten jener Zeit, *Zig Zag*, huldigte man dem Kult der nationalen Flagge, in die sich die Symbolfigur der Nation einwickelt und die von den treuen Söhnen des Vaterlands geküsst wird. Man sah sich selbst als „Leuchtturm des freien Amerikas“ („centella de la América libre“).<sup>10</sup> Der Referenzpunkt all dieser Diskussionen blieb die Selbstrepräsentation gegenüber dem Ausland. Das implizite Ziel der Feiern war, sich auf Augenhöhe mit den europäischen Vorbildern zu präsentieren. Dazu dienten die zahlreichen ostentativen Gesten und die prunkvollen Neubauten.

Eine besondere Rolle kam dabei den Illuminationen wie des Präsidentenpalastes als ultimatives Beispiel des Fortschritts zu. Dafür nahm man auch in Kauf, dass hier und dort Feuer ausbrachen, da die elektrischen Leitungen nur provisorisch verlegt waren. Paraden und Empfänge für die Diplomaten der lateinamerikanischen Republiken und insbesondere der europäischen Großmächte taten ein Übriges, die Anerkennung der eigenen Leistungen ins rechte Licht zu rücken und den Stolz auf das Erreichte zu heben. Zeitgleich läutete die Eröffnung des ersten modernen Kaufhauses, *Gath y Chaves*, im Zentrum der Hauptstadt nur wenige Tage vor den offiziellen Feiern gleich auch eine neue Ära der Konsumgesellschaft in Chile ein. Die regierenden Eliten der Hauptstadt, die die Abläufe der Feierlichkeiten minutiös geplant hatten, waren sicher, dass man in der Moderne angekommen war.<sup>11</sup>

---

<sup>9</sup> Zu den Anfängen siehe Milton Godoy: *El Bicentenario y las fiestas nacionales en Chile*. In: Parentini (Hrsg.): *Historiadores chilenos*, S. 91-96 und Paulina Peralta C.: *¡Chile tiene fiesta! El origen del 18 de septiembre 1810-1837*. Santiago de Chile 2007.

<sup>10</sup> Zitiert nach Silva: *Identidad y nación*, S. 75.

<sup>11</sup> Catalina Siles: *El Centenario en Chile (1910). Relato de una fiesta*. In: *Bicentenario Bd. 1* (2008), S. 192-194.

*Der beleuchtete Präsidentenpalast La Moneda in Santiago de Chile, 1910*

Eduardo Poirier: Chile en 1910. Edición del centenario. Santiago de Chile 1910, S. 35.

Außerhalb der Hauptstadt sah die Lage jedoch anders aus. Hier waren die Festkomitees verspätet, und die Organisation der Feiern wirkte wenig professionell. Die Bevölkerungsmehrheit der nicht privilegierten Schichten feierte auf andere Art und Weise mit traditionellen Tänzen und Volksfesten, sodass dem großen Ereignis die integrative Wirkung abging. Für das Volk gab es nur billige Belustigungen und Alkoholorgien. Ohnehin fehlte den Angehörigen der Unterschichten ein Bezug zur nationalen Vergangenheit, da die Kenntnisse angesichts der hohen Analphabetenrate und der fehlenden Bildungsmöglichkeiten nur sehr gering waren. Kritische Stimmen merkten an, dass die Feiern sich eigentlich nur in der Hauptstadt abspielten, die sich nicht um die Provinzen kümmerte. Selbst dort bleiben die Feiern eine exklusive Angelegenheit. In den Überlegungen der Oligarchie kam das Volk als potenzieller Störenfried vor, was sich an der Verstärkung der Polizeikräfte

wegen der erwarteten Ausschreitungen durch überhöhten Alkoholkonsum ablesen ließ.<sup>12</sup>

*Traditionelle Vergnügungen am chilenischen Nationalfeiertag*



Manuel Antonio Caro: La Zamacueca (1872)

Manche Zeitgenossen nahmen diese fehlende nationale Integration kritisch wahr. In der Tat hatte sich die Gesellschaft im Lauf des 19. Jahrhunderts immer weiter differenziert. So waren neue Gruppen der Mittelschicht und eine städtische Arbeiterschaft entstanden, die zunehmend ihre Rechte und politische Beteiligung einforderten. Nur wenige Jahre vor den Feierlichkeiten, 1907, kam es zum bis dahin blutigsten Zwischenfall bei einem Arbeitskonflikt, dem so genannten „Massaker von Santa María de Iquique“. Der Zwischenfall war Ausdruck zunehmender sozialer Missstände und Spannungen, die man mit dem Schlagwort „soziale Frage“ zusammenfasste. Mit diesen Problemen beschäftigte

---

<sup>12</sup> Silva: Identidad y nación, S. 102-103.



sich schon seit einigen Jahren eine stetig wachsende Zahl von kritischen Schriften.<sup>13</sup>

Anlässlich des Centenario von 1910 wurden diese zumeist aus den neuen Mittelschichten stammenden Stimmen lauter. Sie beklagten zum einen die gesellschaftliche Misere und zum anderen die Unfähigkeit und den Hedonismus der Eliten. In ihren Schriften konstatierten sie eine Krise der gesamten chilenischen Gesellschaft. Die Feierlichkeiten des Centenario bildeten für diese Kritiker den idealen Zeitpunkt, das auf ausländische Vorbilder ausgerichtete chilenische Entwicklungsmodell zu hinterfragen und einen Neuanfang für die Nation einzufordern. Angesichts der weitgehenden Marginalisierung großer Teile der Bevölkerung forderte etwa Chiles soziales Gewissen, der Sozialist Emilio Recabarren, die Unterschichten dazu auf, jegliche Feierlichkeiten zu boykottieren.<sup>14</sup> So gab der Centenario Anlass zu Debatten, die die chilenische Gesellschaft in den folgenden Jahrzehnten prägen sollten. Insbesondere die Forderung nach Pluralisierung und Demokratisierung stellten die zentralen Bezugspunkte gesellschaftlicher Auseinandersetzungen in der Folgezeit dar.

### DER BICENTENARIO 2010

Trotz der enormen Beschleunigung und Verdichtung der Globalisierung insbesondere in den vergangenen 20 Jahren hat sich an der Bedeutung der Nation als emotionalem und sozialem Bezugspunkt wenig geändert. Trotz aller Tendenzen zur Transnationalisierung bleibt die Nation als grundlegende Einheit und Ausgangspunkt gesellschaftlicher Organisation zentral. Jedoch – und das ist wichtig – haben in den letzten Jahrzehnten die Diskussionen darüber zugenommen, wie im Zuge der Globalisierung der Aushöhlung nationalstaatlicher Handlungsmacht zu begegnen sei. Zunehmend spielen dabei auch Akteure eine Rolle, die über den Staat hinausweisen. So haben sich insbesondere neue soziale Bewegungen in Lateinamerika in den Mittelpunkt gedrängt, die unter anderem auf die ethnische Heterogenität des Subkontinents aufmerksam machen.<sup>15</sup>

---

<sup>13</sup> Siehe dazu die Zusammenfassung von Cristián Gazmuri: *El Chile del centenario. Los ensayistas de la crisis*. Santiago de Chile 2001.

<sup>14</sup> Silva: *Identidad y nación*, S. 131-132. Siehe auch Sergio Grez Toso: *Los anarquistas y el movimiento obrero la alborada de "la Idea" en Chile, 1893-1915*. Santiago de Chile 2007.

<sup>15</sup> Alain Rouquie: *América Latina mira al bicentenario. Desafíos de la democracia, la cultura y las identidades*. Santiago de Chile 1994. Für die chilenische Diskussion siehe vor

Hat sich eine neue Art der Feiern zum 18. September durchgesetzt? Auf den ersten Blick war dies nicht der Fall. Die Vorbereitung auf die 200-Jahrfeiern begann lange vor dem eigentlichen Ereignis. Bereits im Jahr 2000 kam es zur Gründung einer Kommission (*Comisión Bicentenario*), die in den Folgejahren zahlreiche kulturelle Programme, Wettbewerbe und andere Formate entwickelte, die den Weg zum Bicentenario (*Camino al Bicentenario*) begleiteten. Dabei ging es um nichts Anderes als darum, „unseren essenziellen Charakter als Land“ („nuestra esencia como país“) zu präsentieren.<sup>16</sup> Das Logo des Bicentenario war denn auch ein eher klassisches Ensemble von farbigen Sternen. Auch das offizielle Plakat der Kampagne bezog sich auf traditionelle Werte, indem es die Andenkette als Hintergrund wählte und sich damit auf einen weiteren Topos der „Chilenität“, die Geographie, bezog. Bei der Ausschreibung hatte man Wert darauf gelegt, dass die Künstler das darstellen sollten, „was wir sind“ („lo que somos“). Die Dominanz traditioneller Symbole zeigt sich zudem an der in einer öffentlichen Ausschreibung ausgewählten Ehrenmedaille zum Bicentenario. Erneut ist die Bezugnahme auf die identitätsstiftende geographische Lage des Landes zwischen Anden und Pazifik zentral. Das Kreuz der Anden (*chacana*), das die indigene Vergangenheit darstellen soll, bleibt ebenso wie die Bezugnahme auf die „verrückte Geographie“ dem folkloristischen Genre verhaftet.

Bei den Feiern an sich stand wie immer die Huldigung der Nationalflagge im Mittelpunkt, wobei die paradierenden Armeeflugzeuge über dem Präsidentenpalast bei dem einen oder anderen Teilnehmer durchaus böse Erinnerungen an den September 1973, als während des Militärputsches Kampfjets das Gebäude bombardierten, wachgerufen haben dürften. Wie immer gab es die traditionellen Festzelte, an denen der „typisch“ chilenische Imbiss, die *empanada chilena*, mit dem Getränk, der *chicha* (Most aus vergorenen Weintrauben), oder dem *vino tinto* gereicht wurden. Wie immer spielte Alkohol eine zentrale Rolle. Auch der

---

allem Centro de Estudios para el Desarrollo: ¿Hay patria que defender? La identidad nacional frente a la globalización. Santiago de Chile 2000; Cecilia Baeza u.a. (Hrsg.): Migración, integración, identidad. Miradas de idas y de vueltas. Santiago de Chile 2008 und José Bengoa: La comunidad perdida. Ensayos sobre identidad y cultura. Los desafíos de la modernización en Chile. Santiago de Chile 2009.

<sup>16</sup> Diese und weitere Aussagen stammen von der offiziellen Regierungs-Homepage [www.chilebicentenario.cl](http://www.chilebicentenario.cl), die Mitte 2011 nicht mehr existiert. Sie wurden im Oktober und November 2010 abgerufen.

*Ehrenmedaille zum chilenischen Bicentenario*

[www.chilebicentenario.cl](http://www.chilebicentenario.cl)

Nationaltanz, die *cueca*, durfte nicht fehlen. Wie bereits 100 Jahre zuvor war die Außenwirkung erneut ein wichtiges Element in den Planungen. Man legte Wert auf die Teilnahme internationaler Delegationen bei den Festivitäten.

Bereits im Juli 2007 gründete sich in Chile der *Grupo Bicentenario*, eine lockere Verbindung der neun lateinamerikanischen Staaten, die zwischen 2009 und 2011 ihre 200-Jahrfeiern ausrichten. Diese Gruppe entwickelte eigene kulturpolitische Initiativen, wie etwa eine große Regatta. Allerdings maß die chilenische Kulturpolitik dieser transnationalen Anstrengung nur zweitrangige Bedeutung zu. Wie die Homepage der Kommission unmissverständlich verdeutlicht, stand nach wie vor die Feier der eigenen Nation im Mittelpunkt. Befreundete Nationen durften sich mit passenden Beiträgen beteiligen, wenn sie wollten. Wenn sie auch vielen Beobachtern angesichts der verflochtenen Geschichte der Unabhängigkeitsrevolutionen längst nicht weit genug ging, so

war der Ansatz des *Grupo Bicentenario* doch immerhin ein Anfang zu einer stärkeren kulturpolitischen Transnationalisierung. Im offiziellen Festzyklus gab es auch wirklich neue Elemente im Vergleich zu 1910. So trugen die Provinzen mit eigenen Beiträgen zu den Feierlichkeiten bei. Die Wahl der „15 chilenischen Klassiker“ ähnelte einem Wettbewerb zur Tourismuswerbung. Sieger wurde die Provinz „Rapa Nui“ mit ihren typischen Steinskulpturen, den Moais.

Nur mit einem Format der offiziellen Kulturinitiative traten – wenn auch wohl unbeabsichtigt – die weniger werbewirksamen Seiten des chilenischen Lebens in den Mittelpunkt. Der Fotowettbewerb „Die Promenadenmischung des Bicentenario“ (*El Quiltro del Bicentenario*) war eine doch eher merkwürdige Ausschreibung. Die eingereichten Fotos stellten die zahlreichen Streuner, die die öffentlichen Plätze in Chile bevölkern, in den Mittelpunkt. Das Siegerfoto interpretierte den Wettbewerb jedoch breiter. Neben dem Hund fokussierte der Fotograf Oscar Fuentes dessen Herrchen in der Provinzstadt Chillán. Die Ambivalenz dieses Bildes wurde durch die offizielle Bildbeschreibung noch unterstrichen, denn auf der Webseite der Regierungsagentur ist zu lesen, dass dieses Foto die „verantwortungsvolle Hundehaltung und Adoption“ fördern könne und dass der abgebildete Mann gerade sein Geld zähle, während das offensichtliche Gewerbe des Mannes, das Betteln, mit keinem Wort erwähnt wird. Die Botschaft, die von Fuentes' Bild ausgeht, ist jedoch auch ohne Worte nicht zuletzt durch die Signalfarbe des Hintergrunds eindringlich genug: Die Armut in Chile existiert noch immer und in aller Öffentlichkeit.

Insgesamt haben sich Inszenierung und Performanz der Festivitäten geändert. Eine Öffnung hin zu breiteren Bevölkerungsschichten ist erfolgt, wenngleich deren Realitäten immer noch eine nur untergeordnete Rolle spielen bzw. wie im Fall der streunenden Hunde sozusagen als pittoreske Elemente der chilenischen Kultur aufgefasst werden. Diese und andere Aspekte, die die offizielle Kampagne verschwieg, sind denn auch Ziel der Kritik gewesen. Zahlreiche führende chilenische Intellektuelle haben seit rund zehn Jahren eine lebhafte Debatte um den Sinn des Bicentenario geführt und dabei teils auch von öffentlicher Förderung profitiert.

Die Kritik am ungerechten Bildungssystem,<sup>17</sup> an prekären Arbeitsverhältnissen, sozialer Desintegration, fehlendem Vertrauen in die Politik, Ge-

---

<sup>17</sup> So zahlreiche Beiträge in Maximiliano Figueroa Muñoz/ Manuel Vicuña Urrutia (Hrsg.): *El Chile del bicentenario*. Santiago de Chile 2008.

*Sieger des Preises „El Quiltro del Bicentenario 2010“*



Oscar Fuentes: Si para ser felices (2010)

walt und organisierter Kriminalität als Folgen der Kontinuität der Globalisierung der Eliten ist in diesem Zusammenhang erneut laut geworden.<sup>18</sup> Insbesondere der Nationalpreisträger Eduardo Cavieres hat unterstrichen, dass das Problem der praktischen Umsetzung von Menschenrechten und Volkssouveränität nach wie vor ungelöst ist, dass Ungleichheit, Armut und Exklusion bis heute andauern.<sup>19</sup>

Vermeehrt äußerten sich Kritiker auch zum Ausblenden der indigenen Minderheit aus der nationalen Vergangenheit und forderten, den Bicentenario zum Anlass zum Umschreiben der Geschichte zu nehmen.<sup>20</sup> Weiterhin ver-

<sup>18</sup> So besonders deutlich bei Gabriel Salazar: *Fiestas centenarias en Chile. ¿Ritos del eterno retorno?* In: Parentini Gayani (Hrsg.): *Historiadores chilenos*, S. 91-96.

<sup>19</sup> Eduardo Cavieres: *Historia y bicentenario. ¿Ilusiones o realidades? La necesidad de considerar la historia.* In: Parentini Gayani (Hrsg.): *Historiadores chilenos*, S. 159-166.

<sup>20</sup> Álvaro Bello: *Historia y memoria de la nación. Los pueblos indígenas y la historiografía en el bicentenario.* In: Parentini Gayani (Hrsg.): *Historiadores chilenos*, S. 123-127.

nehmbar sind diejenigen, die die fehlende Bereitschaft zur schonungslosen Aufarbeitung der Diktaturvergangenheit beklagen. Hiermit verbindet sich die Kritik an einem monolithischen Konzept von „chilenischer Kultur“<sup>21</sup>, das sich bei allen Bemühungen um Diversität doch auch an den offiziellen Bicentenario-Feiern ablesen lässt, die sich eben vor allem durch das Bemühen um den Nachweis des immergleichen, vermeintlich essenziellen Charakters Chiles auszeichnen.

### **AUSBLICK: DIE ZUKUNFT DER NATION**

Zweifellos hat Chile in den 200 Jahren Unabhängigkeit einen weiten Weg zurückgelegt. Nie waren die Armutsziffern niedriger, nie war die Demokratisierung umfassender. Auch die offenen und kontroversen Debatten, die sich um den Bicentenario herum entfalteten, sind ein gutes Zeichen. Dennoch zeigt ein Vergleich der offiziellen Feiern anlässlich der beiden Jubiläen, dass sich wichtige Forderungen der Kritiker bis heute nicht durchgesetzt haben. Die Forderung, mehr Demokratie und mehr Offenheit zu wagen und monolithische Nationsvorstellungen hinter sich zu lassen, haben die Feiern von 2010, so muss man abschließend sagen, nicht erfüllt. Die Anerkennung der ethnischen und kulturellen Diversität, die Reflektion über die dunklen Seiten der jüngeren Geschichte Chiles, all dies blieb im offiziellen Diskurs ausgespart. So bleibt es auch eine Aufgabe der Zukunft, die chilenische politische Kultur noch weiter zu öffnen, um Dissens als belebendes Element aktueller Diskussionen zu integrieren.

### **RESUMEN**

#### **EL MES DE LA PATRIA. CHILE ENTRE CENTENARIO Y BICENTENARIO**

Los días de la Independencia, con sus momentos culmines en los Centenarios, constituyen un elemento fundamental para los procesos de autodeterminación nacional en América Latina. Desde la Independencia, el momento constitutivo de la “nación” fue el centro de estas construcciones, a fin de presentar una versión limpia y consensuada de la historia revolucionaria que

---

<sup>21</sup> Aldo Mascareño: La cultura chilena como ficción real. In: Figueroa Muñoz/ Vicuña Urrutia: El Chile del bicentenario, S. 235.

produjera los lazos emocionales necesarios para la identificación con la nación. Desde el temprano siglo XIX, las celebraciones de la Independencia fueron parte integral del repertorio simbólico, el cual se convirtió en la base de las definiciones de la identidad nacional. Desde hace casi 200 años, los días festivos visualizan la cultura histórica.

Las celebraciones del Bicentenario llevaron en muchos países latinoamericanos a la gran escenificación de la nación. Es necesario, desde una perspectiva crítica, analizar estas escenificaciones como una parte pública y performativa de los grandes relatos de la historia nacional, porque la interpretación de la Independencia como “hora de nacimiento de la nación” posee mayor relevancia en vista a las controversias suscitadas en torno a la cultura histórica en América Latina.

En Chile, las negociaciones simbólicas de la cultura histórica se comprimen en el mes de septiembre, el Mes de la Patria. En este mes, distintas memorias chocan unas con otras. Por una parte, se celebra el día de la Independencia y, en el 19 de setiembre, el Día de las Glorias del Ejército de Chile, que se celebra desde 1915, con una gran parada militar que debe recordar el hecho de que solamente los militares podían garantizar la Independencia y soberanía de Chile. Por otra parte, desde 1974, se conmemora el 11 de septiembre como día del golpe del Estado de 1973. En primer instancia, fue una celebración del régimen militar, pero la misma evolucionó en un símbolo de la resistencia contra el régimen. Tras el regreso de la democracia, en 1990, este día continuó siendo un día de protesta, de modo tal que el Mes de la Patria en Chile fue caracterizado por una tensión peculiar y por emociones anualmente recreadas. En este sentido, hubo regularmente desorden violento como celebraciones alegres.

El Bicentenario de la Independencia chilena se convirtió en un punto de referencia central de la política cultural. En vista a los desafíos de la nueva globalización, la renegociación de la identidad nacional así como el futuro del país se encuentran en un primer plano. Los nuevos proyectos de la sociedad chilena para el futuro se cotizan alto. Puesto que la experiencia dictatorial chilena todavía no ha sido completamente digerida, la mirada hacia el pasado y su memoria importan y son discutidas por diversos grupos de investigadores. Recientemente, esta perspectiva fue ampliada por planteamientos, que enlazan las dinámicas de la memoria con las identidades nacionales.

El presente artículo estudia la relación entre las dos grandes celebraciones. ¿Cuáles son las continuidades y cuáles son las rupturas que se vuelven visibles cuando se compara los dos eventos? ¿Hubo cambios fundamentales causados por la democratización en la escenificación de las festividades,? ¿Cuáles son los

actores de la política de la memoria? ¿Quedan en el Chile del 2010 referencias discursivas a la nación, que caractericen y estructuren en la actualidad la memoria histórica y las ideas de comunidad, a pesar de que el desvanecimiento de los Estados nacionales, en un contexto de globalización y del desarrollo político de los últimos 30 años, haya desarticulado las grandes utopías de la modernidad?

Sin duda Chile recorrió un largo camino en los 200 años desde la Independencia. Nunca la pobreza fue más baja y la democratización más amplia. De todos modos, los debates boquifrescos y controvertidos sobre el Bicentenario son buena señal. Sin embargo, una comparación de ambas fiestas conmemorativas demuestra que importantes demandas de los críticos no han sido aún atendidas. Por último, las festividades del 2010 no lograron satisfacer las exigencias de atreverse a más democracia y franqueza, y de dejar atrás las ideas monolíticas de la nación. El reconocimiento de la diversidad étnica y cultural, así como la reflexión sobre los aspectos oscuros de la historia chilena reciente fueron omitidos en el discurso oficial. Ha quedado entonces pendiente para el futuro la tarea de abrir la cultura política chilena e integrar así el desacuerdo como elemento reanimador de los debates actuales.





JAVIER GARCADIIEGO

## LA POLÍTICA DE LA HISTORIA EN MÉXICO. LAS CONMEMORACIONES DEL 2010\*

[...E]l pasado es el presente, [...] el pasado no acaba de terminar, de pasar nunca, [...] el pasado está aquí, actuando sobre nosotros, no porque nosotros queramos sino porque es inevitable, porque yo estoy aquí gracias al pasado, porque el pasado es una dimensión del presente.

Javier Cercas

México, como otros países de Hispanoamérica, conmemoró<sup>1</sup> durante el año 2010 el bicentenario del proceso que comenzó con la crisis del imperio hispánico y que luego dio lugar al nacimiento de los países hispanoamericanos. En efecto, hace dos centurias se pasó, en buena parte del continente y en poco más de un decenio, de un régimen virreinal, por ende monárquico, a uno republicano. En el caso de México, además de conmemorarse el inicio del proceso que derivó en el nacimiento de la nación mexicana, se cumplieron los cien primeros años del comienzo del movimiento revolucionario que definió, en buena medida, la historia de casi todo nuestro siglo XX.

Toda conmemoración histórica nacional depende de la ideología de los gobernantes y de la naturaleza política del Estado que la organiza, así como de la situación económica y de la estructura social del país que se festeja; obviamente, también la determinan la conciencia histórica que en él prevalezca, el desarrollo tecnológico alcanzado y el ‘clima espiritual’ dominante. México

---

\* Este ensayo está dedicado a Juan Rebolledo, encargado de organizar las celebraciones históricas de 1985. También está dedicado a Cuauhtémoc Cárdenas, Sergio Vela, Rafael Tovar y José Manuel Villalpando, así como a Enrique Márquez y Patricia Galeana, pues todos, desde sus distintas – y en ocasiones hasta encontradas – posiciones ideológicas y políticas, hicieron su mejor esfuerzo para que las celebraciones del 2010 fueran provechosas para el país.

<sup>1</sup> Se usan indistintamente los términos celebrar, conmemorar y festejar, aunque no sean sinónimos: la palabra celebrar implica cierta solemnidad y está relacionada con ceremonias cívicas o religiosas; conmemorar significa recordar juntos y festejar tiene un carácter lúdico, festivo. Cfr. Enrique Krauze: Bicentenario. La cuenta regresiva. En: Reforma, 25 julio 2010.

no fue la excepción. Para comenzar, el proceso organizativo padeció numerosos contratiempos, la crisis económica fue un factor decisivo y el clima político imperante provocó notorias incertidumbres. Lo grave fue que no era un cumpleaños cualquiera: 2010 implicaba cifras cabalísticas y abarcaba dos efemérides mayúsculas. El problema mayor consistió en que en México conmemorábamos dos procesos plenamente disímbolos. De la Independencia sabemos cuándo comenzó y cuándo terminó, pero no respecto a la Revolución, ni conocemos con qué logros concluyó ésta. Si bien la consumación de la Independencia es un hecho histórico sin problemas cronológicos – septiembre de 1821 –, fechar la conclusión de la Revolución es un problema insoluble: ¿fue su final la rendición del gobierno y del ejército de Victoriano Huerta, a mediados de 1914? ¿Lo fue la promulgación de la nueva Constitución, a principios de 1917? ¿Concluyó con la conformación de un nuevo grupo gobernante, en 1920? ¿Acaso terminó al declinar la violencia grave y endémica, y al dar inicio al proceso de institucionalización, hacia 1929? ¿Fue su final el mismo que el del reformismo de Lázaro Cárdenas, en 1940?<sup>2</sup>

Lo realmente grave no es que la Revolución carezca de un final calendarizable, sino que, a diferencia de la lucha por la Independencia, no es claro que se hayan cumplido sus principales compromisos. Insisto: resulta más fácil evaluar el proceso independentista, pues es innegable que con él finiquitamos nuestra subordinación política de España. En cambio, ¿cuáles son los frutos de la Revolución? La dictadura fue sustituida por gobiernos desigualmente autoritarios, los que se prolongaron alrededor de siete décadas, y sólo muy recientemente se ha podido construir un sistema en buena medida democrático;<sup>3</sup> asimismo, no hemos acabado con la desigualdad social. Por lo mismo, el problema consistía en conmemorar una Revolución que algunos mexicanos consideran contraproducente, otros la ven como detenida e inconclusa, mientras otra parte de la población la percibe como traicionada. El reto era mayúsculo: ¿cómo podía celebrarse y festejarse una Revolución tan difícil de conmemorar? Acaso resulte útil analizar la forma como México

---

<sup>2</sup> Para una amplia discusión sobre esta cuestión véase Stanley Ross (ed.): *¿Ha muerto la Revolución mexicana?* México 1972.

<sup>3</sup> Paradójicamente, al mismo tiempo que se alcanzaban notables avances en la condición democrática del país, a finales del siglo XX, éste dejó de caracterizarse por su nacionalismo, y los iniciales compromisos revolucionarios, como la reforma agraria o el apoyo a los obreros, perdieron su prioridad. O sea, se alcanzaba tardíamente uno de los objetivos de la Revolución, pero al mismo tiempo se dejaban de cumplir otros.

enfrentó sus anteriores aniversarios patrios, a fin de poder comprender la manera como actuamos ante las recientes efemérides.

### EL PRIMER CENTENARIO

En 1910 México cumplió el primer centenario de vida independiente. Gobernaba el país el general Porfirio Díaz, militar destacado en las guerras de mediados del siglo XIX contra los conservadores y los franceses y quien había detentado el poder durante más de tres décadas. En ese año Díaz cumpliría 80 años, una edad muy superior a la que la estadística reconocía entonces a la inmensa mayoría de los mexicanos. Aunque poco antes había ofrecido retirarse ese año del poder, su promesa había sido más estratégica que sincera.<sup>4</sup> Dicha promesa y su incumplimiento conciernen al tema del centenario: ¿cómo pudo creerse que don Porfirio habría de ceder a alguien, aun siendo de su equipo, el papel protagónico en aquellas celebraciones? Piénsese que en su diseño Díaz se autoasignó un papel tan relevante como el de los héroes que iban a ser recordados: no hubo ceremonia importante que no encabezara, inauguración lustrosa en la que no cortara el consabido listón, obra decisiva en la que no colocara la primera piedra, ni discurso en el que no fuera ensalzado a la altura de los héroes históricos.<sup>5</sup> Por ejemplo, en el desfile de los ‘carros alegóricos’, en uno de éstos fueron colocados juntos los bustos de Hidalgo, Juárez y Díaz; asimismo, en el discurso oficial del último acto de los festejos, la llamada ‘Apoteosis de los héroes’, se exaltó más a Díaz que a los propios héroes.<sup>6</sup>

Ciertamente, uno de los objetivos de las conmemoraciones de nuestro primer centenario fue fijar en términos políticos el canon de la historia patria. Durante

---

<sup>4</sup> Obviamente me refiero a las célebres declaraciones que don Porfirio hizo al periodista James Creelman. Para un análisis de la entrevista véase mi ensayo *Entrevista Díaz-Creelman*. En: *Memorias de la Academia Mexicana de la Historia* vol. L (2009), pp. 105-140.

<sup>5</sup> En términos historiográficos, por los discursos generados, los actos más importantes fueron el desfile del 15 de septiembre, la ceremonia ‘del grito’, esa misma noche, y la ‘Apoteosis de los héroes’, de principios de octubre. Obviamente, también fue importantísima la inauguración de la Columna de la Independencia. Para un recuento completo de las actividades llevadas a cabo entonces, véase *Memoria de los trabajos emprendidos y llevados a cabo por la Comisión Nacional del Centenario de la Independencia*. México 1910, más apéndice. Para una información más selectiva consúltese Genaro García (ed.): *Crónica oficial de las fiestas del primer centenario de la Independencia de México*. México 1911.

<sup>6</sup> Véase Virginia Guedea: *Historia de los centenarios de Independencia, 1910-1921*. En: Virginia Guedea (ed.): *Asedios a los centenarios (1910 y 1921)*. México 2009, pp. 21-107.

los primeros dos tercios del siglo XIX la historiografía había reflejado los enfrentamientos constantes entre liberales y conservadores,<sup>7</sup> pero se sabía que del triunfo militar y político definitivo dependería el ideológico y cultural. Por tanto, la definición de nuestro pasado se dio luego de la victoria del grupo liberal. Obviamente, la nueva construcción historiográfica incluía la efemérides a conmemorarse: el santoral del proceso independentista fue motivo de definición, pues había que canonizar a los imprescindibles héroes y condenar a los igualmente necesarios traidores: en la parte superior del altar histórico, Miguel Hidalgo y José María Morelos; abajo, Félix María Calleja; en posición intermedia, Agustín de Iturbide y Vicente Guerrero. El pasado inmediato también sería objeto de definiciones que permitieran forjar la identidad histórica del país: la guerra con Estados Unidos de 1846-1848 produjo más traidores – Santa Anna, sus generales, la Iglesia católica – que héroes. De hecho, a falta de hombres heroicos tuvieron que buscarse héroes ajenos – el Batallón de San Patricio – o héroes niños.<sup>8</sup> Si se acepta que el personaje histórico derrotado es más mártir que héroe,<sup>9</sup> como tales deberían ser considerados Hidalgo y Morelos, y en la guerra con Estados Unidos el general Pedro María Anaya fue un ejemplo típico de mártir. La Guerra de Reforma también colaboró al santoral patrio: héroe, Benito Juárez; mártires, Melchor Ocampo y Santos Degollado; traidores, el presidente moderado Ignacio Comonfort y el general conservador Félix Zuloaga. Comprensiblemente, en la triunfal lucha contra la Intervención francesa hubo más héroes – Juárez otra vez, Ignacio Zaragoza y Mariano Escobedo – que mártires, aunque también hubo varios traidores, como Miguel Miramón, Juan Nepomuceno Almonte y hasta Santiago Vidaurri.<sup>10</sup>

---

<sup>7</sup> Véase María de la Luz Parcero: *Introducción bibliográfica a la historiografía política de México, siglos XIX y XX*. México 1982. Sobre todo véanse Virginia Guedea (ed.): *El surgimiento de la historiografía nacional*. Vol. III de la *Historiografía Mexicana*. México 2001 y Antonia Pi-Suñer Llorens (ed.): *En busca de un discurso integrador de la nación, 1848-1884*. Vol. IV de la *Historiografía Mexicana*. México 1996.

<sup>8</sup> Véanse Enrique Plasencia: *Conmemoración de la hazaña épica de los niños héroes*. Su origen, desarrollo y simbolismos. En: *Historia Mexicana* vol. XLV, no. 2 (1995), pp. 241-279 y José Manuel Villalpando: *Niños héroes*. México 2003.

<sup>9</sup> Cfr. Luis González de Alba: *Las mentiras de mis maestros*. México 2002. Para una discusión reciente sobre el papel de los héroes en la historia nacional véase el libro de Enrique Krauze: *De héroes y mitos*. México 2010.

<sup>10</sup> Uno de los primeros en ‘fijar’ nuestra historia desde una perspectiva liberal fue Guillermo Prieto. Al respecto véase su catecismo *Lecciones de historia patria* escritas para los alumnos del Colegio Militar. México 1890.

Porfirio Díaz se había distinguido en las guerras de Reforma y de Intervención. Sin embargo, ser el único sobreviviente de ellas y haber gobernado al país durante los últimos treinta años le permitieron aprovechar el festejo centenario para maniobrar y ser ascendido en el santoral patrio. Si Hidalgo y Morelos nos habían dado la Independencia, y Juárez la había preservado, iniciando además la construcción del Estado mexicano moderno, Díaz había consumado este proceso, consolidando la nación. Recibió un país atrasado, desintegrado e inestable, y entregaría uno en dinámico crecimiento económico, mejor comunicado y en paz. Si en términos historiográficos el *México a través de los siglos* narra los complejos procesos históricos del país, subrayando – en tres de sus cinco tomos – las vicisitudes enfrentadas a lo largo del siglo XIX y los esfuerzos de los liberales para obtener el triunfo,<sup>11</sup> años después el propio Díaz impulsaría otro libro, *México: su evolución social*, que tuvo como objetivos presumir los adelantos recientes del país, obtenidos por métodos pacíficos, evolutivos, y poner a don Porfirio como único héroe del progreso nacional.<sup>12</sup>

La conmemoración de 1910 no tenía como objetivo exclusivo encumbrar históricamente a Porfirio Díaz. Contaba por lo menos con otros tres objetivos mayores. Durante el siglo XIX México había padecido graves penurias económicas, por lo que habían sido creadas muy pocas instituciones con instalaciones adecuadas. Recuérdese que la residencia presidencial y la sede de las principales oficinas gubernamentales, es decir el Palacio Nacional<sup>13</sup> – antes ‘de los virreyes’ – y el Castillo de Chapultepec,<sup>14</sup> eran construcciones del periodo novohispano. Sin embargo, a consecuencia del crecimiento económico alcanzado durante el Porfiriato, hubo un superávit comercial y una balanza de ingresos gubernamentales positiva, por lo que pudo contarse con los recursos económicos necesarios para edificar las primeras grandes construcciones gubernamentales desde el periodo borbónico. Así, una prioridad de las

---

<sup>11</sup> Véase Vicente Riva Palacio (ed.): *México a través de los siglos*. México 1884-1889.

<sup>12</sup> Justo Sierra (ed.): *México. Su evolución social*. 3 tomos. México 1900-1902. Véase la reciente reedición facsimilar, pp. XIII-XXXVIII, hecha en el 2005 por Miguel Ángel Porrúa. Véase también Laura Moya: *La nación como organismo*. México. Su evolución social. México 2003.

<sup>13</sup> Cfr. *Enciclopedia de México*. Tomo XI. México 1993, pp. 6142-6143 y VV. AA.: *El Palacio Nacional. La sede del poder*. México 2005.

<sup>14</sup> Véase Museo Nacional de Historia. *Castillo de Chapultepec*. México 1961, pp. 6-9 y *Diccionario Porrúa*. México 1964, pp. 425-426.

celebraciones de 1910 fue hacer un gran número de “mejoras materiales”,<sup>15</sup> así como dos obras conmemorativas de gran significado histórico: la Columna de la Independencia y el Hemiciclo a Juárez. Dichas construcciones demostrarían el crecimiento y la modernización del Estado mexicano, y esos logros Díaz no estaba dispuesto a compartirlos: si unos habían conquistado la Independencia y otros preservado nuestra amenazada integridad, a él sólo le correspondía la pacificación, consolidación y modernización del país, su progreso.<sup>16</sup> Puede asegurarse que en aquellos festejos predominaron las inauguraciones ingenieriles y arquitectónicas. Piénsese en la ampliación del canal del desagüe del Valle de México, la adaptación de la Penitenciaría y la construcción de la Escuela Normal para Maestros, el Palacio de Correos y el Manicomio General, entre muchas otras. Fueron tantos los nuevos edificios que hasta entonces la Ciudad de México dejó de ser básicamente colonial, entrando a la etapa de la modernidad.<sup>17</sup>

De otra parte, es indiscutible que México había sido una nación internacionalmente incómoda durante el siglo XIX, desde la expulsión de los españoles poco después de la Independencia hasta el fusilamiento de Maximiliano en 1867,<sup>18</sup> pasando por las guerras de Texas (1836) y de ‘los pasteles’ (1838), por la invasión de Estados Unidos de 1846-1848 y por la suspensión del pago de la deuda externa en 1861, lo que provocara la Intervención francesa. Comprensiblemente, el segundo gran objetivo de Díaz fue buscar que la conmemoración de 1910 sirviera como prueba indiscutible del aprecio internacional que México había finalmente conquistado durante su gobierno, gracias a su particular manera de dominar y conducir el país. Por ello

---

<sup>15</sup> Cfr. Memoria de los trabajos, p. 16. El recuento de lo realizado consigna 1450 construcciones especiales en todo el país. *Ibidem*, p. 98.

<sup>16</sup> Es indiscutible que durante los festejos de 1910 se enaltecieron el presente y el futuro del país tanto como su historia. Al respecto véase Annick Lempérière: *Los dos centenarios de la independencia mexicana (1910-1921). De la historia patria a la antropología cultural*. En: *Historia Mexicana* vol. XLV, no. 2 (1995), pp. 317-352.

<sup>17</sup> Para el tema del significado político de las grandes construcciones hechas durante el Porfiriato tardío, véase Arnaldo Moya Gutiérrez: *La arquitectura emblemática del Porfiriato en la Ciudad de México, 1876-1911*. México 2008. Sobre todo, véase Alicia Azuela: *Las artes plásticas en las conmemoraciones de los centenarios de la Independencia, 1910, 1921*. En: Guedea (ed.): *Asedios a los centenarios*, pp. 108-165.

<sup>18</sup> Véanse los tres primeros volúmenes de la obra *México y el mundo. Historia de sus relaciones exteriores*. México 2010: Josefina Zoraida Vázquez: Tomo I. México y el expansionismo norteamericano y Tomo II. México, Gran Bretaña y otros países (1821-1846); Patricia Galeana: Tomo III. La disputa por la soberanía (1821-1876).

las celebraciones del centenario tuvieron un carácter marcadamente internacionalista, con un mensaje más de concordia que de reivindicación nacionalista, lo que explica que los principales protagonistas de los festejos fueran, además de don Porfirio, los representantes diplomáticos.<sup>19</sup> El tercer objetivo explica la constante presencia de otro protagonista, el secretario de Instrucción Pública, Justo Sierra, para quien las celebraciones debían servir como ejercicio de “educación patriótica” y para mostrar “el adelanto intelectual del país”.<sup>20</sup>

En resumen, don Porfirio decidió conmemorar con gran boato los aspectos triunfales de nuestra historia; pero sobre todo pretendió introducirse en ella, para lo que era imprescindible celebrar también sus propios logros. Ninguno de los políticos de su tiempo se atrevió a regatearle méritos.<sup>21</sup> Todos los gobernantes estatales y locales eran porfiristas; lo mismo puede decirse de los legisladores. De hecho, puesto que la opción conservadora tenía cerca de medio siglo de haber sido vencida en todos los rubros – militar, político y cultural –, en el México de 1910 no había, aparentemente, confrontaciones ideológicas. Díaz estaba convencido de que no existían propuestas alternativas de desarrollo nacional. El único proyecto adecuado para el país era el suyo, acaso definible como liberal-conservador.<sup>22</sup> Por ello podía mirar con confianza el porvenir. Las fiestas del centenario se habían organizado, en buena medida, para consagrar a don Porfirio y para ratificar la pertinencia de su programa de gobierno.

La naturaleza política de los festejos, así como su carácter elitista y dispendioso, no serían objeto del escrutinio público, pues era poca la libertad de prensa que se gozaba entonces.<sup>23</sup> Sobre todo, Díaz nunca previó que las

---

<sup>19</sup> Para un análisis sobre el significado de los obsequios traídos por los treinta representantes especiales, o los entregados a México por las distintas colonias de residentes, véase Verónica Zárate Toscano: Los hitos de la memoria o los monumentos en el centenario de la Independencia de México. En: *Historia Mexicana* vol. LX, no. 1 (2010), pp. 85-135.

<sup>20</sup> Recuérdense las inauguraciones de la Escuela Normal para Maestros y de la Universidad Nacional. Cfr. Genaro García (ed.): *Crónica oficial*, pp. 199-202 y 203-205.

<sup>21</sup> Ni siquiera su principal adversario político, Francisco I. Madero, cuestionó su jerarquía de alto personaje de la historia nacional, llamándolo “héroe de la paz”. Cfr. La sucesión presidencial en 1910. El Partido Nacional Democrático. San Pedro de las Colonias 1908, p. 117.

<sup>22</sup> Leopoldo Zea: *El positivismo en México. Nacimiento, apogeo y decadencia*. México 1968; Abelardo Villegas: *Positivismo y Porfirismo*. México 1972 y Charles A. Hale: *La transformación del liberalismo en México a fines del siglo XIX*. México 1991.

<sup>23</sup> Florence Toussaint Alcaraz: *Escenarios de la prensa en el Porfiriato*. México 1984.



celebraciones independentistas serían empañadas por un desafío electoral. Menospreciando a su opositor y equivocando el diagnóstico de la situación política nacional, manipuló abiertamente su reelección y encarceló a su contrincante, aunque se sabía que su prisión no era rígida y que sería más bien breve. Sin embargo, su adversario electoral, Francisco I. Madero, devino revolucionario, y Díaz fue pronto derrocado. Peor aún, fue expulsado del lado triunfal de la historia nacional: pasó de héroe a villano. Su nombre fue extirpado de las páginas de la historiografía patria y no se le permitió consagrarse en los monumentos y en la estatuaría en que había soñado. Tan sólo quedaron como prueba de su capacidad gubernamental las edificaciones públicas hechas durante su mandato. Los festejos de 1910 fueron su último momento feliz.<sup>24</sup> Los elogios sobre la situación del país vertidos por los oradores fueron desmentidos por el estallido revolucionario apenas dos meses después de los festejos,<sup>25</sup> y las potencias que lo aplaudieron, en menos de un año favorecieron su caída – Estados Unidos – o lo alojaron como exiliado – Francia.

### LOS CONSUMADORES

La siguiente efemérides mayor no pudo tener un magno festejo. En 1921 se cumplió el primer centenario de la consumación de la Independencia, pero la celebración fue más bien modesta, pues acababa de concluir la guerra revolucionaria, que había durado diez años y abarcado buena parte del territorio nacional. Consecuentemente, dos circunstancias definieron la nueva celebración. Primero, las pobres condiciones económicas del país no permitieron un festejo ostentoso. Segundo, México emergió de su decenio revolucionario sin relaciones diplomáticas con Estados Unidos y Europa, las que comenzaron a reanudarse dos años después. Así, en el festejo fueron protagonistas los países latinoamericanos: Argentina, Brasil, Colombia y El Salvador, entre otros. A pesar de estas dificultades, el gobierno obregonista organizó, con notable premura, unos festejos que tuvieron un triple carácter: fueron populares, nacionalistas y unificadores: todas las clases sociales participaron y “nadie fue olvidado”.<sup>26</sup> A falta de inauguraciones de grandes

---

<sup>24</sup> Para una versión favorable a las celebraciones de 1910, véase Rafael Tovar y de Teresa: *El último brindis de Don Porfirio. 1910 los festejos del Centenario*. México 2010.

<sup>25</sup> Zárate: *Los hitos de la memoria*, p. 126.

<sup>26</sup> Cfr. Clementina Díaz y de Ovando: *Las fiestas del “Año del Centenario”: 1921*. En: *México. Independencia y soberanía*. México 1996, p. 103.

obras públicas, el programa incluyó desfiles militares, conciertos musicales y bailables populares, además de la exposición de arte popular y de la verbena titulada la ‘noche mexicana’, en el bosque de Chapultepec.

Además de su carácter popular y festivo, los festejos de 1921 tenían una clara significación nacionalista. Recuérdese que José Vasconcelos, rector de la Universidad Nacional, inauguró el Congreso Internacional de Estudiantes señalando que “todos los hombres de todas las razas merecen la misma atención y el mismo aprecio”, en claro reclamo a Estados Unidos y a las potencias europeas.<sup>27</sup> Asimismo, dado que en México predominaba la ideología revolucionaria, resultaba difícil celebrar a Iturbide, quien tardíamente se había hecho independentista, pues implicaría reconocer que al final habían triunfado los criollos conservadores. Consecuentemente, el gobierno rindió homenaje a Vicente Guerrero, “uno de los más insignes y más preclaros héroes insurgentes”,<sup>28</sup> y abiertamente buscó erosionar el nombre de Iturbide, quien tuvo pocos defensores, pues los intelectuales conservadores apenas comenzaban a regresar de su exilio impuesto por los revolucionarios y la Iglesia católica estaba proscrita del debate público.<sup>29</sup>

En cuanto a construcciones, renglón incomparable al de 1910, tan sólo se inauguró la Escuela Nacional de Agricultura, en Chapingo,<sup>30</sup> de acuerdo al afán agrarista revolucionario. Asimismo, se publicitaron los rescates arqueológicos hechos en San Juan Teotihuacán, como prueba de la ideología indigenista de los nuevos gobiernos revolucionarios.<sup>31</sup> Por otra parte, se organizó la exposición sobre arte popular, cuyo mensaje era claro: exaltar al pueblo mexicano, tan criticado por la violencia del decenio previo, como creativo, trabajador y artístico.<sup>32</sup> El objetivo gubernamental, en resumen, era defender ideológi-

---

<sup>27</sup> Discurso de José Vasconcelos, rector de la Universidad Nacional, con motivo de la solemne inauguración del Congreso Internacional de Estudiantes. En: Álvaro Matute (ed.): José Vasconcelos y la Universidad. México 1983, p. 91.

<sup>28</sup> Cfr. Díaz y de Ovando: Las fiestas del ‘Año del Centenario’, p. 161.

<sup>29</sup> En contrasentido de la propuesta gubernamental, el 16 de septiembre de 1921 el Episcopado mexicano hizo un llamado, mediante una carta pastoral, para que se recordara la participación de Agustín de Iturbide. *Ibidem*, p. 133.

<sup>30</sup> Marte R. Gómez: Episodios de la vida de la Escuela Nacional de Agricultura. Chapingo 1976.

<sup>31</sup> Manuel Gamio: La población del Valle de Teotihuacán. 2 tomos. México 1922.

<sup>32</sup> La exposición fue organizada por el Dr. Atl, Roberto Montenegro y Jorge Enciso. Un muy buen análisis de ella en Azuela: Las artes plásticas, pp. 139-148.

camente a la Revolución mexicana y resaltar el nacimiento de un Estado con clara identidad nacionalista, “dentro del más puro mexicanismo”, si bien dicho nacionalismo era más político e ideológico que económico. En otras palabras, un Estado que buscaba su reconocimiento internacional, argumentando que ya se había logrado la paz y se había dado un nuevo orden sociopolítico al país.<sup>33</sup>

Con todo, Álvaro Obregón, político astuto y sagaz, atisbó la oportunidad de redimensionar su figura en la historia. Si Iturbide y Vicente Guerrero habían sido los consumidores de la guerra de Independencia, él tenía más méritos para eternizarse como consumidor de la Revolución. Si bien no era el iniciador de la lucha, como Madero, ni había sido el promulgador de la nueva Constitución, como Venustiano Carranza, nunca había combatido contra ‘la causa’ ni era un advenedizo en ella, como Iturbide, ni tampoco un simple aunque tenaz guerrillero, como Guerrero.<sup>34</sup> Al contrario, Obregón podía alegar, de manera incuestionable, que él había sido el principal militar de la Revolución: uno de los grandes vencedores del ejército huertista entre 1913 y 1914, y el principal vencedor del ejército de la Convención – léase de Villa – en 1915. Además, había llegado al poder en 1920 mediante la revuelta de Agua Prieta, que no solamente fue incruenta sino que había sido considerada una lucha unificadora, como la Trigarante de 1821, pues reclutó a todos los que estaban en armas contra el gobierno de Carranza y luego los integró en el aparato gubernamental, acabando con la situación bélica que padecía el país desde 1910.<sup>35</sup> Más aún, ambos llegaron al poder por lo atinado de su propuesta política y no por el poderío militar de sus revueltas. En consecuencia, Obregón fue visto como un nuevo ‘héroe de la guerra y de la paz’, imagen estropeada por acontecimientos posteriores, como la represión a la rebelión delahuertista y a los opositores a su reelección en 1927 y 1928.

---

<sup>33</sup> Véase Díaz y de Ovando: Las fiestas del ‘Año del Centenario’, pp. 113, 150, 157, 161 y 171. Consúltese también Lempérière: Los dos centenarios.

<sup>34</sup> Para algunos, los homenajes a Guerrero fueron insuficientes, al grado de que hubo una manifestación pública, frente al ayuntamiento capitalino, contra “el Comité de Festejos del Centenario, por no haber honrado como se debía la memoria del general Vicente Guerrero”. Cfr. Guedea: Historia de los centenarios, pp. 96-97.

<sup>35</sup> Véanse Javier Garciadiego: La revuelta de Agua Prieta. México 1974 y John W. F. Dulles: Ayer en México. Una crónica de la revolución, 1919-1936. México 1977.

### CELEBRANDO EL MILAGRO

Los 150 años de la Independencia y el primer cincuentenario de la Revolución habrían de cumplirse cuarenta años después, en 1960. El contexto sería totalmente diferente. Distante ya la Revolución como proceso destructivo, el país pasaba por el periodo más exitoso de la era posrevolucionaria: el llamado ‘milagro mexicano’, caracterizado por un apreciable crecimiento económico<sup>36</sup> y una inédita estabilidad política, que si bien no se sustentaba en un régimen democrático, sí implicaba una mejoría respecto de la situación vivida en el país desde 1910 hasta mediados del decenio de los treinta.

El aparato político nacional estaba dominado, monolíticamente, por autoridades y funcionarios provenientes de un solo partido, el que se definía formalmente como Partido Revolucionario Institucional y en el lenguaje común como el ‘partido oficial’. Estos dos elementos, institucional y ‘oficial’, confirmaban su naturaleza más gubernamental que partidista. Con todo, sería falso afirmar que el país vivía bajo una dictadura. Se contaba con las instituciones y los procedimientos propios de la democracia: se hallaba plenamente vigente la Constitución, el aparato gubernamental estaba dividido en tres órganos de poder y existían un par de partidos de oposición, aunque sin ninguna posibilidad de triunfo en unas monótonas elecciones que se celebraban puntual y tranquilamente. Se ha asegurado que los partidos de oposición obtenían algunas victorias locales que no se les reconocían y que el sistema electoral estaba diseñado para facilitar los permanentes triunfos del PRI. Ambas afirmaciones son ciertas, pero también es cierto que los éxitos de éste se debían, en gran medida, a la buena marcha de la economía del país, y a que sus candidatos eran vistos como profesionales de la política, a diferencia de los de la oposición, reconocidamente *amateurs*. Además, el PRI y los gobiernos surgidos de él estaban culturalmente identificados con la historia triunfal del país, con sus aspectos patrióticos y progresistas, en particular con la Revolución, que se percibía exitosa y madura. Más aún, se les veía como su continuación, como productos de ella. Esto es, gozaban de legitimación histórica.

---

<sup>36</sup> ‘Redondeando’ cifras, puede decirse que durante esos años se alcanzó una tasa promedio de crecimiento del PIB del 6%. Cfr. Enrique Cárdenas: La economía mexicana en el dilatado siglo XX. En: Sandra Kuntz Ficker (ed.): Historia económica general de México. De la colonia hasta nuestros días. México 2010, p. 508.

Los logros de dicha Revolución habrían de difundirse y presumirse durante el año de 1960 en dos publicaciones elaboradas para festejar la efemérides. Una se tituló *Cincuenta años de Revolución mexicana en cifras*. El argumento debía ser irrefutable: sin explicaciones ni justificaciones innecesarias, tan sólo habrían de mostrarse las estadísticas de los principales rubros económicos y sociales del país. Todas eran positivas; todas merecían aplausos.<sup>37</sup> La otra obra fue de naturaleza distinta pero igualmente laudatoria. Se trata de los cuatro gruesos volúmenes titulados genéricamente *México. Cincuenta años de Revolución*, el primero dedicado a la economía, el segundo a lo social y los restantes a la política y a la cultura.<sup>38</sup> A diferencia de la compilación estadística, en ésta el objetivo era argumentativo y comprehensivo. En efecto, en 67 capítulos se buscó demostrar los logros del régimen posrevolucionario en prácticamente todos los ámbitos de la vida pública nacional. Una característica de esta obra es que seguramente por la insuficiencia de académicos especialistas en las ciencias sociales,<sup>39</sup> los ensayos fueron hechos por políticos ‘ilustrados’ o por funcionarios técnicos muy acreditados.

La adscripción laboral de los autores explica el carácter optimista de sus análisis sobre el México de mediados del siglo XX. Seguramente influyó también que la situación general del país era, en verdad, más que aceptable. Recuérdese que México vivía el periodo histórico llamado – con una indiscutible dosis de exageración – ‘el milagro’, si bien la economía nacional todavía era de dimensión modesta, antes del *boom* petrolero de los decenios siguientes. De hecho, estos fueron los años en los que el país pasó de ser rural a urbano e industrial, con un sector de la población plenamente moderno. Las principales obras públicas construidas para conmemorar los 150 años de vida independiente y los 50 de proceso revolucionario confirman el afán modernizador imperante: escuelas, hospitales, carreteras, plantas eléctricas y conjuntos habitacionales, destacando la Unidad Independencia, al sur de la Ciudad de México.<sup>40</sup>

Evidentemente, esto no implica que el país no enfrentara agudos problemas. Por ejemplo, poco antes de 1960 habían tenido lugar dos grandes movimientos

---

<sup>37</sup> Véase *50 años de Revolución mexicana en cifras*. México 1963.

<sup>38</sup> México. *Cincuenta años de Revolución*. 4 tomos. México 1960-1962.

<sup>39</sup> La Escuela Nacional de Ciencias Políticas nació en 1951. Véase Sergio Colmenero: *Historia, presencia y conciencia*. Facultad de Ciencias Políticas y Sociales 1951-1991. México 1991.

<sup>40</sup> Soledad Loaeza: *Celebrando el cincuentenario*. En: 20/10. *Memoria de las revoluciones en México* no. 10 (2010), p. 193.

de trabajadores, uno magisterial y el otro de ferrocarrileros.<sup>41</sup> Al mismo tiempo, por esos días triunfaba el proceso revolucionario cubano. El impacto sobre la Revolución mexicana fue doble: los elementos moderados y conservadores, tanto internos como externos, y ya fueran políticos o empresarios, comenzaron a percibir a la Revolución mexicana como un proceso positivo, bien conducido, con objetivos justos y razonables; en cambio, los elementos progresistas y radicales, de dentro y de fuera, empezaron a comparar las dos revoluciones, y como consecuencia, a criticar a la Revolución mexicana en tanto tibia, inconclusa o traicionada.<sup>42</sup> Estas nuevas críticas vinieron a sumarse a las que venía dirigiendo el expresidente Cárdenas a sus sucesores, pues estaba convencido de que el proceso histórico mexicano se había desviado desde que el Partido de la Revolución Mexicana, creado por él, había sido sustituido por el Partido Revolucionario Institucional, en 1946.<sup>43</sup>

El de 1960 sería el último cumpleaños feliz de la Revolución mexicana. Para comenzar, debe reconocerse que fue evidente la prioridad que para el gobierno tuvo festejar la Revolución sobre la Independencia. En efecto, los políticos de entonces se sentían herederos y deudores de la Revolución. Así, la conmemoración de finales de noviembre tuvo más realce que el ‘grito’ de mediados de septiembre: fue una ceremonia “sobria” pero significativa, consistente en el traslado de los restos de Madero de la cripta familiar del Panteón Francés al Monumento a la Revolución mexicana, ante la presencia de los tres poderes de la unión y de todos los expresidentes del país aún vivos, incluido el “severo” crítico Lázaro Cárdenas.<sup>44</sup>

Declarado 1960 ‘Año de la Patria’, el presidente López Mateos – quien de joven había militado en la campaña presidencial vasconcelista de 1929, la que buscaba dar a la política posrevolucionaria un carácter ético – vio la necesidad

---

<sup>41</sup> Consúltense Antonio Alonso: *El movimiento ferrocarrilero en México, 1958-1959*. México 1972 y Aurora Loyo: *El movimiento magisterial de 1958 en México*. México 1979.

<sup>42</sup> Para una muestra clara de la expresión de los jóvenes intelectuales mexicanos de ‘izquierda’ que inmediatamente ensalzaron a la Revolución cubana, véase Juan Rafael Reynaga Mejía: *La Revolución cubana en México a través de la revista Política*. México 2007.

<sup>43</sup> Para el “distanciamiento” de Cárdenas con el PRI véase Miguel González Compean/Leonardo Lomelí (eds.): *El partido de la Revolución. Institución y conflicto (1928-1999)*. México 2000, p. 306. Algunos antecedentes que se remontan al periodo presidencial de Miguel Alemán, en Elisa Servín: *Ruptura y oposición. El movimiento henriquista, 1945-1954*. México 2001, pp. 128-134.

<sup>44</sup> Loaeza: *Celebrando el cincuentenario*, pp. 193, 195, 199-200. Según esta autora, la ceremonia de inhumación de los restos de Madero fue “solemnísima”.

de reavivar el ánimo revolucionario de la ideología gubernamental:<sup>45</sup> ese año se nacionalizó la industria eléctrica, en materia asistencial se creó el ISSSTE y López Mateos definió a su gobierno como “de extrema izquierda dentro de la Constitución”.<sup>46</sup> Se buscaba satisfacer a Cárdenas y responder a los ferrocarrileros y profesores, quienes aseguraban que los gobiernos posrevolucionarios habían perdido su impulso renovador.<sup>47</sup> A pesar de los esfuerzos de López Mateos y de los intelectuales que apoyaban al régimen, es indudable que en el país había nacido una generación insatisfecha con la Revolución mexicana:<sup>48</sup> además de lo expresado en la revista *Política*, en las artes plásticas fue cuestionado el muralismo revolucionario y en literatura apareció una novelística crítica y hasta burlona de la Revolución mexicana.<sup>49</sup>

La visión épica de la Revolución estaba concluyendo. Más bien empezó a ser vista desde una doble perspectiva: como un proceso sociopolítico vivo, incluso dinámico y vigoroso; como un momento histórico concluido, en su aspecto destructivo y violento. Esto explica la creación del Instituto Nacional de Estudios Históricos de la Revolución Mexicana (INEHRM), pensado precisamente para responsabilizarse de la efemérides del cincuentenario.<sup>50</sup> Explica también la publicación de varias obras de carácter histórico en el Fondo de Cultura Económica, entre las que destacaban los *Documentos Históricos de la Revolución Mexicana*, en 27 volúmenes, coordinados por el excarrancista

---

<sup>45</sup> Cfr. Adolfo López Mateos. Una vida dedicada a la política. México 2010.

<sup>46</sup> Cfr. Declaración de Guaymas. Conferencia de Prensa concedida por el presidente López Mateos a los periodistas locales y nacionales, Guaymas, Son., 1 julio 1960. En: Documentos no. 8 (1960), pp. 2-4.

<sup>47</sup> También se buscaba responder a los intelectuales — como Daniel Cosío Villegas y Jesús Silva Herzog —, quienes sentenciaron, años atrás, que la Revolución había muerto.

<sup>48</sup> Véase la conferencia de Ana Santos: La revolución permanente. El 50° aniversario de la Revolución mexicana. Entre la continuidad y el agotamiento del discurso oficial, presentada en el seminario “Los Centenarios. Conmemoraciones e historia oficial”. México, Colmex, 2 junio 2010.

<sup>49</sup> Carlos Fuentes: La muerte de Artemio Cruz. México 1962 y Jorge Ibargüengoitia: Los relámpagos de agosto. La Habana 1964. En pintura el mayor crítico del muralismo revolucionario fue el joven pintor José Luis Cuevas.

<sup>50</sup> Significativamente, el primer director del INEHRM, Salvador Azuela, inauguró la cátedra de ‘historia de la Revolución mexicana’ a nivel universitario, argumentando que era un ‘hecho’ histórico. Véase Archivo Histórico UNAM, Fondo Personal Docente/2887/ff. 170-172, 175 y 196. Para la versión de algunos de sus primeros alumnos consúltense Ernesto de la Torre Villar: Salvador Azuela. El hombre, el político, el escritor. México 1985, p. 45 y Eduardo Blanquel: Azuela y la oratoria en México. En: Homenaje a Salvador Azuela. México 1985, p. 73.

mexiquense – y por ende paisano del presidente López Mateos – Isidro Fabela; la serie Fuentes para la Historia de la Revolución Mexicana, coordinada por el obregonista Manuel González Ramírez, director del Patronato de la Historia de Sonora, y la síntesis aún canónica del decenio revolucionario, escrita por Jesús Silva Herzog, quien poco antes había calificado a la Revolución mexicana como un proceso ya ‘muerto’. Así, en el cincuentenario todos tuvieron oportunidad de glorificar a la Revolución mexicana, desde los veteranos confrontados y los políticos beneficiados con su herencia y usufructo hasta sus críticos inflexibles,<sup>51</sup> pues aún entre éstos la Revolución gozaba de buen prestigio.

### EL FESTEJO TRISTE

En 1985 tuvieron lugar las conmemoraciones por los 175 años del comienzo de la Independencia y los 75 del inicio de la Revolución. Si en 1960 el país prometía tener un futuro floreciente, el contexto de 1985 fue crítico al principio y terminó siendo desastroso, a pesar de que todavía pudo contarse con una casi total homogeneidad político-ideológica: todos los gobernadores aún procedían del PRI, al igual que la inmensa mayoría de los presidentes municipales; a su vez, la oposición legislativa era muy reducida. Sin embargo, a diferencia de 1960, en 1985 la situación económica del país era peor que mala; además, ya había un grupo numeroso de académicos de las ciencias sociales y políticas,<sup>52</sup> en el que predominaban los críticos de la evolución que había tenido el proceso histórico mexicano en los últimos años.

La organización de las festividades fue asignada al INEHRM,<sup>53</sup> dependiente de la Secretaría de Gobernación, que debía coordinar las actividades que realizaran los distintos organismos gubernamentales, así como colaborar con las actividades que organizaran las instancias académicas. Se decidió que hubiera

---

<sup>51</sup> Cfr. Jesús Silva Herzog: Breve historia de la Revolución mexicana. 2 tomos. México 1960 y Jesús Silva Herzog: La Revolución mexicana es ya un hecho histórico. En: Ross: ¿Ha muerto la Revolución mexicana?, p. 113. Entre los títulos publicados en la serie Fuentes para la Historia de la Revolución Mexicana había una antología documental de la Huelga de Cananea y los “Ocho mil kilómetros en campaña”, de Álvaro Obregón.

<sup>52</sup> Véase Colmenero: Historia, presencia y conciencia.

<sup>53</sup> Véanse Comisión Nacional para las Celebraciones del 175 aniversario de la Independencia nacional y 75 aniversario de la Revolución mexicana. Programa nacional de celebraciones. México 1985 y Pablo Serrano Álvarez: El INEHRM. Historia e historiografía de la Revolución mexicana. En prensa.



un elemento cívico-histórico que sirviera de directriz, y dicho programa – llamado “Jornada por la Patria” – consistió en el recorrido por todas las entidades del país, gobernadas aún por políticos del mismo partido, de dos de nuestros objetos de mayor significado histórico: la campana del curato de Dolores, Guanajuato, que tañó Hidalgo en la madrugada del 16 de septiembre de 1810, momento que se considera inicial dentro del proceso independentista, y la versión original de la Constitución de 1917, texto que aglutinó las demandas y propuestas de todos los grupos revolucionarios y que ha normado la naturaleza del Estado mexicano subsiguiente.

La existencia de numerosos científicos sociales permitió, por otra parte, que hubiera un gran proyecto editorial, con valiosos rescates bibliográficos, un ambicioso análisis de la situación nacional y libros de divulgación histórica para niños. El esfuerzo fue plenamente elogiado: se publicaron sendas colecciones de libros ‘clásicos’ de la Independencia y la Revolución,<sup>54</sup> y una atractiva serie de biografías infantiles de los grandes protagonistas de nuestra historia. Si bien los autores tenían acreditada calidad profesional y los personajes biografiados reflejaban una gran pluralidad política, los límites de la llamada versión ‘oficial’ de la historia no fueron rebasados.<sup>55</sup> Los problemas mayores se concentraron en los volúmenes sobre la situación que el país enfrentaba entonces, en los que colaboraron funcionarios y académicos, resultando una obra de naturaleza híbrida.<sup>56</sup>

Con todo, el legado de aquellas conmemoraciones fue determinado por un trágico factor físico. Poco antes de que tuviera lugar la triunfal entrada de la campana y la Constitución a la capital del país, ésta fue severamente dañada por el sismo del 19 de septiembre. La verbena, que tuvo lugar a pesar del luto capitalino, pasó prácticamente desapercibida. Más aún, la tragedia que vivía la capital determinó el clima de la celebración por la Revolución, pues la de la Independencia, días antes del temblor, tuvo un ambiente festivo. No fue así dos meses después: en su discurso al recibir los Símbolos Patrios – campana y Constitución –, el presidente De la Madrid destacó “la vigorosa unidad del pueblo y la recia voluntad colectiva para construir todos los días la patria amorosa”, con lo que las víctimas y damnificados del momento se equiparaban

---

<sup>54</sup> El INEHRM editó cerca de 40 títulos en la colección “Obras fundamentales”.

<sup>55</sup> El INEHRM publicó, entre 1986 y 1988, 47 Biografías para niños; destacan, entre otros personajes, Lázaro Cárdenas, Venustiano Carranza, Miguel Hidalgo, Benito Juárez, José María Morelos y Pavón, Francisco Villa y Emiliano Zapata.

<sup>56</sup> México, setenta y cinco años de Revolución. 4 tomos. México 1988.

a los mártires de la Independencia y la Revolución, así como los médicos y rescatistas se identificaban con los héroes de antaño. Durante la ceremonia en la que se depositaron los Símbolos Patrios en el Monumento a la Revolución, el secretario de Gobierno del Distrito Federal, Guillermo Cosío Vidaurri, reconoció explícitamente: “hoy de nuevo la Historia nos pone a prueba pero habremos de salir fortalecidos”. Al término de la ceremonia hubo una verbena popular, “que provocó un rato de esparcimiento”.<sup>57</sup> Es indiscutible: a finales de 1985 la Ciudad de México no estaba en condiciones de festejar, ni física ni anímicamente.

### **2010: CONMEMORACIONES POLIFÓNICAS**

¿Cuál fue la naturaleza de las conmemoraciones de 2010? ¿Cuál fue el contexto que las enmarcó? Una vez revisados los anteriores aniversarios pueden advertirse algunas de sus principales características. Para comenzar, en el año 2010 el país seguía inmerso en la crisis económica mundial iniciada en 2009, una de las más severas de la historia según los expertos. Si bien a la Comisión Nacional Organizadora de los Festejos se le asignó un presupuesto de casi tres mil millones de pesos, lo cierto es que la crisis obligó a suprimir o modificar “varias de las actividades originalmente contempladas”.<sup>58</sup> De otra parte, si se comparan las recientes celebraciones con los anteriores aniversarios, lo primero que debe subrayarse es el inédito contexto político e ideológico en el que tuvieron lugar las recientemente celebradas. Para comenzar, a diferencia de 1910, 1921, 1960 y 1985, México cuenta hoy con un gobierno democrático y pluripartidista. Esto significa que el Ejecutivo federal ya no domina a los poderes Legislativo y Judicial, como tampoco controla a los gobiernos estatales y locales. Implica también que todas las instituciones políticas e instancias de poder contienen elementos provenientes de los principales partidos políticos. Cada uno de éstos cuenta con sus respectivas bases sociales, y todos tienen sus particulares posiciones ideológicas e historiográficas. La consecuencia fue triple: por un lado, la ausencia del presidencialismo de antaño impidió –

---

<sup>57</sup> La prensa calificó los actos de “sobrios”, “nacionalistas”, “entusiastas”; todo “triste y hermoso a la vez”. Cfr. Ambiente de patriotismo en la verbena popular en el Zócalo; Evidenciaron los Símbolos Patrios la unidad popular; Vive nuestra Revolución en el empeño del pueblo. En: La Prensa, 21 noviembre 1985.

<sup>58</sup> Cfr. Adelgaza crisis a celebraciones centenarias. En: Reforma, 7 septiembre 2009.

afortunadamente – que el propio Poder Ejecutivo definiera el valor de los personajes del pasado y el significado de nuestros procesos históricos.<sup>59</sup> De otra parte, resultó imposible – también afortunadamente – tener unas conmemoraciones con una definición ideológica única. Sin embargo, la otra consecuencia de nuestro excesivamente confrontado pluripartidismo es que hubo muchas obstrucciones organizativas mutuas. En resumen, tuvimos libertad respecto a las conmemoraciones, pero padecimos una considerable desorganización.

Una dificultad mayor que las meramente organizativas fue que las diferencias entre las tres principales organizaciones partidistas del país son profundas y reales. Para comenzar, considérese que cierto sector de autoridades y funcionarios procedentes del PRD – así como de Convergencia y del Partido del Trabajo – ni siquiera reconocen a las autoridades federales. En consecuencia, el divorcio entre las comisiones encargadas de los festejos a nivel nacional y para el Distrito Federal era previsible.<sup>60</sup> Recuérdese que el gobierno de la Ciudad de México adelantó sus conmemoraciones, asignando un especial valor a los sucesos de 1808 en la capital virreinal. Este divorcio fue el principal pero de ninguna manera el único, y en ocasiones rebasó el nivel de las diferencias ideológicas para convertirse en abiertas descalificaciones y en auténticas labores obstruccionistas.<sup>61</sup> También resultó comprensible que el origen partidista de los gobernadores de los estados relevantes para ambos movimientos – Guanajuato y Querétaro para la Independencia, o Coahuila, Chihuahua y Morelos para la Revolución<sup>62</sup> – definiera algunas particularidades en las respectivas celebraciones regionales. Por ejemplo, parece que el

---

<sup>59</sup> Germán Martínez Cázares: Capricho histórico. En: *Reforma*, 20 septiembre 2010. Asimismo, el PAN – su partido – no intentó “dar voz a una narrativa [histórica] distinta”. Cfr. José Antonio Aguilar Rivera: ¿1821 o 1810? En: *Nexos*, septiembre 2010, pp. 15-17.

<sup>60</sup> Un recuento de los reclamos de la comisión capitalina en Enrique Márquez: Contra su Bi-Centenario. ¿Por qué ha fracasado el programa conmemorativo de Los Federales? En: *Nexos*, junio 2010, pp. 20-24. Las cursivas en el título son mías.

<sup>61</sup> Enrique Márquez, coordinador de la Comisión BI100 de los festejos en la Ciudad de México, creó el portal de Internet titulado “Aguafiestas del Bicentenario”, para criticar los festejos encabezados por el gobierno federal. En dicha página aparecen, entre otras, secciones como “Recuento del absurdo”, o “Lugarcomuntrónico”. Cfr. [www.aguafiestas.mx](http://www.aguafiestas.mx); Bicentenario, “un recuento absurdo”. En: *Milenio*, 29 agosto 2010 y *El Aguafiestas*, el crítico del Bicentenario. En: *El Universal*, 8 septiembre 2010. Para su crítica severa pero balanceada y rigurosa del programa federal, véase Enrique Márquez: ¿Cómo celebramos el Bicentenario? En: *El Universal*, 18 noviembre 2010.

<sup>62</sup> Ya en pleno proceso organizativo, a finales de 2009, la gubernatura de Querétaro pasó del PAN al PRI.

gobernador de Guanajuato confundió el bicentenario de la Independencia con un inexacto cumpleaños de la Guerra Cristera, pues la principal actividad conmemorativa en este estado fue la instalación de la *Expo Guanajuato Bicentenario*, ubicada en Silao, frente al monumento a ‘Cristo Rey’, “insignia del movimiento cristero”, y no en Dolores.<sup>63</sup> Peor aún, este problema tuvo incluso manifestaciones municipales: por ejemplo, el presidente municipal de Dolores Hidalgo, el gobernador de Guanajuato y el presidente del país provienen del mismo partido, por lo que era previsible una celebración tripartita, pero no pudo hacerse lo mismo el 20 de noviembre con el municipio de Puebla, para muchos ‘la cuna’ de la Revolución.

La posibilidad de este tipo de conflictos palidecía frente a la amenaza de los mismos en el Distrito Federal. La pregunta llegó a plantearse abiertamente: ¿quién dominará el ‘Zócalo’ la noche del 15 de septiembre?, ¿dividirán y compartirán la Plaza de la Constitución los gobiernos capitalino y federal?, ¿habrá dos celebraciones en distinto horario? Incluso se rumoró la posibilidad de que el movimiento popular del excandidato presidencial Andrés Manuel López Obrador intentara ocupar el Zócalo, pues lo considera como un sitio propio, simbólico de su movimiento. Además, el manejo político de la historia no es una estrategia desconocida para López Obrador, como lo prueba el uso que hizo de Benito Juárez durante su campaña del 2006.<sup>64</sup> El asunto se resolvió dentro de los guiones previstos: hubo sólo un ‘grito’ en el Zócalo, encabezado por el presidente, pero algunas autoridades capitalinas se quejaron de que el Centro Histórico de la ciudad había sido virtualmente “ocupado” por las autoridades federales.<sup>65</sup> A su vez, López Obrador dio su propio ‘grito’ – el

---

<sup>63</sup> Milenio, 18 julio 2010. El gobernador de Guanajuato, Juan Manuel Oliva, alegó que la ubicación de la Expo Bicentenario fue decidida por razones turísticas y de infraestructura. Cfr. Niega Oliva despilfarro en Expo Guanajuato. En: Proceso, 18 julio 2010, pp.78-80. Véase también José Contreras: Dolores Hidalgo, fuera del Bicentenario. Dolores Hidalgo, fuera del presupuesto. En: Opinión, 2 junio 2010.

<sup>64</sup> Recuérdese que en el 2006 pretendió dar contenido histórico a su campaña electoral con el bicentenario de Juárez, en un intento por identificarse con éste. Cfr. El Universal, 22 enero y 28 junio 2006. El uso de los símbolos históricos no se limitó a Juárez. Los ejemplos podrían ser muchos: uno de ellos fue el uso del distintivo tricolor durante los días del intento de desafuero, distintivo que el propio Madero pidió usar a los rebeldes en el artículo 11º, Transitorio D, del Plan de San Luis Potosí.

<sup>65</sup> Enrique Márquez: El panismo se negó a un Bicentenario conjunto. En: Proceso, 15 agosto 2010, pp. 60-63. En una versión menos alarmista se precisó que las autoridades federales y locales, entre ellas la PGR, la Secretaría de Gobernación, la Secretaría de Seguridad Pública del Distrito Federal y la Procuraduría capitalina, “conformaron un grupo de

‘grito de los libres’ – en la ‘Plaza de las Tres Culturas’, también de enorme significado histórico.<sup>66</sup>

Otro ingrediente en este tipo de polémicas y reclamos fue el ‘subcomandante Marcos’, plenamente identificado con un héroe de la historia nacional y de quien se pensó que reclamaría a finales de noviembre el incumplimiento de las propuestas agrarias de Zapata y los agravios que han padecido las etnias indígenas desde principios del siglo XVI.<sup>67</sup> Para sorpresa – y desilusión – de muchos, el ‘subcomandante’ Marcos se mantuvo en silencio, como lo ha hecho en los últimos años. Vinculada al neozapatismo está la antes muy extendida visión cíclica de nuestra historia. De naturaleza más bien mítica, y muy identificada con ‘el imaginario popular’, esta versión tiene más elementos agoreros que de racionalidad histórica. Acaso atendible durante los peores años del autoritarismo priista, entre los años sesenta y finales del decenio siguiente, la democratización del país hizo anacrónica e inútil esta visión, a pesar de lo cual algunos grupos intelectuales y políticos vinculados al guerrillerismo mexicano inútilmente anunciaron que en el 2010 estallarían un tercer ciclo de lucha popular y nacionalista en el país,<sup>68</sup> para cumplir puntualmente con un supuesto destino ineluctable, y por esa misma razón inescrutable. Como atinadamente se dijo, la violencia social no estallarían en el 2010, pues “La historia no obedece a ningún libreto”.<sup>69</sup>

---

alto nivel para diseñar la estrategia de seguridad” de los festejos. Cfr. Buscan blindar festividades. En: Reforma, 24 agosto 2010. Véase también Quieren autoridades llevar la fiesta en paz. En: *Ibidem*.

<sup>66</sup> Cfr. La arenga en el Grito de los Libres fue “por los de abajo”. En: La Jornada, 17 septiembre 2010.

<sup>67</sup> El ‘subcomandante’ Marcos también se ha distinguido por el uso político de la historia. Al respecto véase Adolfo Gilly: Huellas, presagios, historias. Carta al subcomandante. En: Adolfo Gilly, Carlo Ginzburg, Subcomandante Marcos: Discusión sobre la historia. México 1995, pp. 25-71.

<sup>68</sup> Un ejemplo de este tipo de argumentos ‘cíclicos’ es el del colega Carlos Antonio Aguirre Rojas, quien supone que ante los “evidentes paralelismos históricos” entre el México de hoy y el de finales de la colonia y del Porfiriato, nos dirigimos “hacia un escenario que reeditará, por tercera vez, la abierta y masiva irrupción revolucionaria del descontento popular”. Véase su artículo México en 2007. Siguiendo la vía más rápida hacia el 2010. En: *Contrahistorias*. La otra mirada de Clío vol. 4, no. 8 (2007), pp. 95-104. Contra esta versión, véanse los análisis de Lorenzo Meyer: 1910, 2010 ¿y 2012? En: Reforma, 22 julio 2010 y Enrique Krauze: Historia con aerosol. En: Reforma, 4 octubre 2009.

<sup>69</sup> Enrique Krauze: Bicentenario: la cuenta regresiva. En: Reforma, 25 julio 2010. El argumento de Meyer, enunciado en su artículo citado en la nota anterior, coincide con el de Krauze: “Desde hace años, y no como una predicción con sustento, [...] se formuló un

En rigor, el país padece hoy una ola de violencia de naturaleza completamente distinta: delictiva y no sociopolítica. Como se dijo al principio, las conmemoraciones históricas nacionales no sólo dependen de las condiciones políticas y de la situación económica del país que festeja. También interviene la actitud mental que prevalezca entre sus habitantes. Es innegable: el miedo predominante en algunas regiones del país explica que en Ciudad Juárez, paradójicamente la población donde se selló el triunfo militar de la Revolución contra Porfirio Díaz, se hayan tenido que cancelar los festejos públicos.<sup>70</sup>

### ¿POLIFONÍA O SIMPLE RUIDO?

En términos historiográficos, las principales organizaciones partidistas tienen diferencias auténticas, que se expresan en sus respectivas visiones de la historia nacional. Durante varios decenios, en ausencia de una cabal legitimación electoral, los gobernantes emanados del PRI alegaron tener legitimidad histórica. Su argumento puede sintetizarse así: la historia nacional está definida por tres procesos benéficos e indisolublemente ligados – Independencia, Reforma y Revolución –, siendo el propio PRI una secuela de ellos, en tanto institución producida por la Revolución. Ignorando las enormes diferencias que hay entre cada uno de estos tres procesos,<sup>71</sup> el PRI sostiene que sus objetivos y propuestas se nutren de ellos. Otra argumentación histórica del PRI consiste en alegar que han sido gobernantes suyos los únicos capaces de crear grandes instituciones. Cierto es que durante los años dominados hegemónicamente por ese partido se crearon provechosísimas instituciones económicas, educativas, políticas y sociales, pero cierto es también que la transición a la democracia exige nuevas instituciones, propias del siglo XXI creadas y a crearse con el concurso de las diferentes fuerzas políticas, cuya difícil colaboración hace extremadamente complicada su construcción.

---

pronóstico relacionado con [...] la posibilidad que México volviera a enfrenar un nuevo ciclo de violencia extrema”. Según Meyer, “nadie tomaba en serio esa conjetura”.

<sup>70</sup> Por violencia, cancelan festejos en 14 ciudades. En: Milenio, 13 septiembre 2010 y Cancelan el Grito en Juárez. En: La Jornada, 13 septiembre 2010.

<sup>71</sup> La más elaborada versión de la continuidad y similitud de los tres procesos es la de Jesús Reyes Heróles: *El liberalismo mexicano*. 3 tomos. México 1957-1961. La más atinada crítica a esta perspectiva es la de Charles Hale: *Liberalismo mexicano*. En: *Historia Mexicana* vol. XII (1963), pp. 457-463.

Por lo que se refiere al PRD, debe recordarse que nació de la unión de dos componentes originarios: uno fue un sector del PRI, que se escindió por considerar que el liderazgo del partido había adoptado posturas contrarias a sus principios;<sup>72</sup> el otro ingrediente estaba compuesto por casi todas las principales corrientes de la ‘izquierda’ mexicana, las que hacia 1988 decidieron asumir la vía electoral como único medio para alcanzar el poder. En términos historiográficos, ambos comparten su simpatía por la Independencia, la Reforma y la Revolución mexicanas, con sus héroes y sus principios. Sin embargo, también los separan algunos elementos importantes, los que no deben ser reducidos a simples matices: los antiguos priistas prefieren identificarse con los procesos institucionales, los productos legislativos y los logros gubernamentales; por su parte, quienes proceden de la ‘izquierda’ simpatizan con hechos y actores que muchas veces terminaron como procesos fallidos o como personajes vencidos: las huelgas de Cananea y Río Blanco, o Vicente Guerrero, Ricardo Flores Magón y Emiliano Zapata. Otro elemento que los distingue es su visión internacional: el nacionalismo de los antiguos priistas frente a la simpatía de los provenientes de la ‘izquierda’ por los héroes revolucionarios extranjeros, particularmente latinoamericanos, lo que a veces se refleja en una comparación negativa para el proceso histórico mexicano.

En otro elemento historiográfico difieren los dos componentes originarios del PRD: quienes proceden de la ‘izquierda’ culpan al PRI de las represiones de que fueron víctimas, ya fuera como activistas del Partido Comunista, como militantes del movimiento estudiantil de 1968 o en tanto vinculados a algún grupo guerrillero posterior. Sin embargo, para evitar polémicas internas o incluso escisiones, los ‘izquierdistas’ han personalizado la responsabilidad de las represiones en los expresidentes Luis Echeverría y Gustavo Díaz Ordaz, lo que facilita que los expriistas no las asuman como responsabilidad del aparato gubernamental del que formaban parte.

En cuanto al PAN, resulta comprensible que en las conmemoraciones pasadas sus políticos fueron acusados por los del PRI, y por un número enorme de intelectuales, de no ser herederos ni continuadores de los procesos históricos nacionales, de ser unos advenedizos. El reclamo de los políticos del PRD y de sus pensadores afines tiene un tono diferente: los acusan de ser auténticos traidores a nuestra historia.<sup>73</sup> De hecho, en esta acusación coinciden muchos

---

<sup>72</sup> Luis Javier Garrido: *La ruptura. La Corriente Democrática del PRI*. México 1993.

<sup>73</sup> Entre otros, Paco Ignacio Taibo II señaló que al gobierno actual lo caracteriza “su analfabetismo histórico, su incapacidad de verse en el pasado, su ausencia de identidad”. Véase su artículo *De celebraciones, restos y oropeles*. En: *La Jornada*, 18 agosto 2010. Véase

intelectuales apartidistas, o incluso contrarios al PRI y al PRD.<sup>74</sup> Resulta innegable que la propia concepción historiográfica del PAN pareció no avenirse al objetivo natural de las conmemoraciones. Para los ideólogos de este partido la historia mexicana ha sido determinada por movimientos violentos, sobre todo la Revolución, con más secuelas negativas que positivas. Muchos de los héroes nacionales les parecen ignorantes y demagogos, cuando no simples ambiciosos de poder: entre estos últimos, Juárez; entre los primeros, Vicente Guerrero o Villa y Zapata.<sup>75</sup> De otra parte, los panistas no sólo han sido excluidos del proceso histórico nacional por los militantes de los otros partidos, al considerarlos herederos de elementos tenidos por nefastos, como Iturbide, Santa Anna, Maximiliano o Díaz.<sup>76</sup> De hecho, los propios panistas se han autoexcluido del proceso histórico mexicano, construyendo una versión alternativa en la que sus héroes no son populares ni radicales (Iturbide para el caso de la Independencia; Madero para el de la Revolución) y el elemento cohesionador en la historia del país no es la triada Independencia-Reforma-Revolución sino elementos como la religión católica y el mestizaje. Por último, en lugar de identificarse con los gobiernos posrevolucionarios, en la historiografía vinculada al PAN se enaltece a sus opositores, ya sean los cristeros o José Vasconcelos.<sup>77</sup>

Según los panistas, la interpretación que los priistas hacen de nuestra historia descansa en un discurso elaborado desde el triunfo liberal, en la segunda mitad del siglo XIX, continuado a lo largo de todo el siglo XX, cuyo objetivo es demostrar que sólo las autoridades gubernamentales priistas pueden asumir el

---

también Pedro Salmerón: Los panistas no entienden ni les gusta la Revolución mexicana. En: *La Jornada*, 27 septiembre 2010.

<sup>74</sup> Cfr. Jesús Silva Herzog: Más allá del pesimismo. En: *Reforma*, 20 septiembre 2010.

<sup>75</sup> Paco Ignacio Taibo II, citado en la nota 73, percibió que durante el año 2010 las autoridades panistas diluyeron la importancia de personajes como Villa y Zapata. Cfr. El gobierno, sin capacidad para celebrar la gesta de 1910: expertos. En: *La Jornada*, 19 noviembre 2010.

<sup>76</sup> Fueron varios los intelectuales que a lo largo del año recordaron este argumento, entre otros, Hermann Bellinghausen: El regreso del Ipiranga. En: *La Jornada*, 7 junio 2010; José Antonio Crespo: El PAN ante el Bicentenario. En: *Excelsior*, 1 septiembre 2010 y Carlos Tello Díaz: La historia como mural. En: *Milenio*, 1 octubre 2010.

<sup>77</sup> El principal conducto para la difusión de esta historiografía alternativa fue la Editorial Jus, a través de sus colecciones "Hechos y figuras de nuestra historia" y "México heroico". Para una versión desde adentro de dicha editorial véase Salvador Abascal: *Mis recuerdos*. México 1980.



único proyecto de desarrollo adecuado para México, el formulado en la Independencia, la Reforma y la Revolución. Así adquirirían legitimidad histórica, lo que a su vez facilitaba sus triunfos electorales y permitía que su preeminencia fuera considerada natural, justa y pertinente. Contra este discurso histórico legitimador se lanzaron los panistas cuando comenzaron a alcanzar sus primeros triunfos electorales. En efecto, procedieron a hacer cambios en la nomenclatura urbana, conscientes de que tales nombres, hechos y fechas se integran a la conciencia y a la memoria colectiva de los ciudadanos. El asunto no era trivial, pues la definición de la nomenclatura urbana es un acto de pedagogía política y de control ideológico.<sup>78</sup> Sin embargo, es indudable que las condiciones de pluralidad ideológica del país y la composición pluripartidista del aparato gubernamental exigió que las conmemoraciones de 2010 fueran polifónicas.<sup>79</sup> Hubiera sido erróneo aprovechar las efemérides para intentar imponer la visión panista de la historia o para contravenir las visiones ya establecidas. En cambio, seguramente le hubiera convenido al PAN ubicarse como parte fundamental del más reciente eslabón del complejo proceso histórico mexicano, el del periodo de la transición a la democracia, en lugar de insistir en identificarse como parte de otra historia.<sup>80</sup>

Uno de los aspectos más fuertemente criticados durante los últimos meses de 2010 fue la preferencia que tuvieron las autoridades por la Independencia sobre la Revolución. Recuértese, por ejemplo, que las principales construcciones hacían referencia al 1810, soslayando el 1910: Arco o Torre Bicentenario, luego ‘Estela de Luz’; Parque Bicentenario, en la antigua refinería de Azcapotzalco, y

---

<sup>78</sup> Héctor Aguilar Camín: El pleito de las calles. En: *La Jornada*, 7 abril 1997 y El pleito por la historia. En: *Proceso*, 10 diciembre 2000, p. 61. Véase mi ensayo *¿Es posible – o deseable – una nueva historia oficial?* En: *Retos de la historia y cambios políticos*. México 2004, pp. 23-42. Como atinadamente dijo José Antonio Crespo, “todos los gobiernos usan la historia para fines políticos”. Cfr. *Cuestionan culto a restos de héroes*. En: *Reforma*, 3 junio 2010.

<sup>79</sup> Enrique Krauze señaló atinadamente: “En 1910 hubo un Centenario: el de Don Porfirio. En 1960 hubo un sesquicentenario: el del PRI. En septiembre habrá una pluralidad de bicentenarios. Y el juez no será un jerarca ni un partido: será el público y la crítica”. Cfr. Y tú, ¿qué aportaste al Bicentenario? En: *Reforma*, 29 agosto 2010.

<sup>80</sup> Según el politólogo José Antonio Crespo, el PAN pudo reclamar su parte de la herencia maderista. Véase su artículo “El PAN ante el Bicentenario”, citado en la nota 76. Al efecto debe recordarse que acaso el único ejemplo exitoso de estatuaría cívica realizada en 2010 fue la instalación de una escultura ecuestre de Madero en la Alameda del centro de la Ciudad de México, casi al frente de Bellas Artes, precisamente el 20 de noviembre. Cfr. *Irrumpe Apóstol a caballo*. En: *Reforma*, 21 noviembre 2010. La estatua, de casi tres toneladas, es obra del artista Javier Marín.

Expo Bicentenario, en Guanajuato. Recuérdese también que fue mayor el presupuesto otorgado al desfile lúdico del 15 de septiembre que al del 20 de noviembre – consistente en unas marionetas gigantes, también sin contenido histórico –, el que incluso se canceló en Ciudad de México, habiendo tenido lugar en Guadalajara. Por último, considérese que sólo las osamentas de los héroes independentistas merecieron la atención del gobierno federal, olvidándose de las de los revolucionarios. Cierto es que pudo aplicarse, por partida doble, el principio de que ‘primero en tiempo es primero en derecho’: doscientos son más que cien y septiembre pasa antes que noviembre. Sin embargo, muchos analistas aseguraron que la única explicación a la desigualdad en el trato a ambas efemérides es que las autoridades panistas no simpatizan con la Revolución, con la que incluso tienen “un pleito de origen” y a la que ven como sustento del régimen político que combatieron desde su fundación, en 1939, a pesar de que pudieron alegar ser parcialmente herederos de Francisco I. Madero y de José Vasconcelos. De hecho, la crítica señalaba que los festejos por la Revolución se habían limitado a Madero, mientras que el recuerdo de personajes como Villa y Zapata quedó “diluido”.<sup>81</sup>

Sería equivocado suponer que los mexicanos que votan por el PAN concuerdan cabalmente con su visión histórica. Seguramente son muchos los que rechazan al PRI contemporáneo, y también al PRD, pero que por otro lado aprecian y comparten su visión del proceso histórico nacional. También son muchos mexicanos los que desde hace años prefieren una historia distinta a la versión impulsada por el PRI o el PRD. De otra forma no se explicaría el enorme éxito, en cuanto a número de lectores, de historiadores como Carlos Pereyra, José Vasconcelos, José Bravo Ugarte, Alfonso Taracena, José Fuentes Mares y Carlos Alvear Acevedo, entre los de ayer,<sup>82</sup> a los que deben agregarse, entre otros, los nombres de Armando Ayala, Armando Fuentes Aguirre, mejor conocido como ‘Catón’, y Francisco Martín Moreno, entre los de hoy.<sup>83</sup> Ninguno de éstos se atreve a criticar a la Independencia, aunque todos cuestionan severamente a la Revolución. Muchos mexicanos comparten esta postura: resulta difícil simpatizar con un hecho histórico tan sangriento, como lo

---

<sup>81</sup> Cfr. Aguilar Rivera: ¿1821 o 1810? y El gobierno, sin capacidad para celebrar la gesta.

<sup>82</sup> Véase Jaime del Arenal: La historiografía conservadora mexicana del siglo XX. En: *Metapolítica* vol 6, no. 22 (2002), pp. 47-55.

<sup>83</sup> Ilustrativamente, el principal proyecto editorial – y comercial – de Francisco Martín Moreno para el año de las conmemoraciones se tituló 100 mitos de la historia de México, publicado en 15 volúmenes y vendido quincenalmente en los puestos de periódicos.

prueba la popularidad de la aseveración sobre ‘el millón de muertos’, que para colmo no ha podido cumplir con sus principales propuestas: cien años después no tenemos una democracia madura, las desigualdades sociales siguen siendo ominosas y nuestra dependencia respecto a Estados Unidos es mayor que la habida en 1910; más aún, al grupo gobernante emanado de la Revolución se le ha criticado su autoritarismo y sus corrupciones. Esto explica el éxito de ventas de cualquier libro que cuestione por inútil a la Revolución.<sup>84</sup>

Sería igualmente equivocado suponer que en México sólo hay tres versiones de nuestra historia: la que podría identificarse como canónica u oficial;<sup>85</sup> la que insiste en que la historia del país está definida por una lucha de clases en la que siempre han salido derrotadas las clases populares, y la que critica los excesos de violencia y el radicalismo programático de nuestros tres momentos fundacionales. Existe además, desde hace un par de decenios, una cuarta versión, cada vez más difundida, que se identifica con un amplio sector de los ciudadanos no partidistas y de mayor nivel educativo. Esta versión de la historia se nutre en dos fuentes: por un lado, en los avances de la historiografía profesional que han podido trascender los ámbitos académicos; por el otro, en la creciente oferta de diversos productos historiográficos, ya sean programas radiofónicos o televisivos, filmes de tema histórico y hasta novelas ‘históricas’, biografías ‘noveladas’ o libros de difusión hechos por profesionales.<sup>86</sup> Seguramente este numeroso sector de ciudadanos fue responsable del éxito de dos revistas independientes, una de acceso general, la otra más elitista, ambas producto de la iniciativa privada, sin vínculos con institución académica alguna, que aparecieron con motivo de las conmemoraciones y que se caracterizan por expresar una versión ‘refrescante’ de nuestro pasado.<sup>87</sup> Lo mismo podría decirse de la telenovela “Gritos de muerte y libertad”, que reconstruyó en trece episodios nuestra guerra de Independencia.<sup>88</sup>

---

<sup>84</sup> Macario Schettino: Cien años de confusión. México en el siglo XX. México 2007.

<sup>85</sup> Para una versión en la que se sobrestima, sin definirla ni analizarla debidamente, este tipo de historiografía, véase José Antonio Crespo: Contra la historia oficial. Episodios de la vida nacional. Desde la Conquista hasta la Revolución. México 2009.

<sup>86</sup> Obviamente, el mejor representante – también tendría que decirse iniciador – de este tipo de historiografía es Enrique Krauze.

<sup>87</sup> Me refiero a Relatos e Historias en México y 20/10. Memoria de las revoluciones en México.

<sup>88</sup> Entre sus objetivos estaba mostrar a los héroes “como realmente eran”. Es de notarse que sus productores señalaron que no era una telenovela sino una serie televisiva de temática histórica: “la historia no es cinematográfica, pero sí lo son los personajes”. Véase La Jornada, 18 agosto 2010.

## DIAGNÓSTICO Y EVALUACIÓN

Concluyo reiterando que el carácter y dimensión de las conmemoraciones históricas depende de las condiciones políticas y económicas del país que festeja y de la ideología – que obviamente incluye su conciencia histórica – de los responsables de las celebraciones. Por tanto, es de lamentarse el terrible impacto de la crisis económica en lo referente a la construcción de grandes obras, ya fueran de significado histórico o de beneficio colectivo, pues obligó a que fueran pocas y causó que buen número de ellas quedaran inconclusas.<sup>89</sup> Es de señalarse que estos retrasos y cancelaciones afectaron a casi todos los gobiernos, no sólo al federal.<sup>90</sup> A diferencia del factor económico, de efectos perversos, la situación política del país trajo secuelas negativas y positivas. Entre las primeras, las descalificaciones y obstrucciones constantes y generalizadas entre las diversas comisiones organizadoras.<sup>91</sup> Entre las segundas, debe reconocerse que el gobierno nacional no pretendió imponer su visión histórica, por lo que no se redujo a una sola voz la versión de la historia difundida. A diferencia de las conmemoraciones de 1910, 1921, 1960 y 1985, que fueron casi monódicas, las del año 2010 fueron plenamente polifónicas.

---

<sup>89</sup> Desde mediados de 2010 se advirtió que algunas de las obras proyectadas para conmemorar la Independencia y la Revolución, como la ‘Estela de Luz’, la reapertura de la sala principal del Palacio de Bellas Artes y el Parque Bicentenario, no estarían listas para ser inauguradas durante los meses adecuados. Cfr. Habrá festejo, pero sin obras. En: Reforma, 20 junio 2010. Para un análisis general del problema véase el reportaje de Karla Garduño: Calderonismo y bicentenario. En: Enfoque. Suplemento de Reforma, 5 septiembre 2010. Además de la falta de recursos, los retrasos se debieron a errores de planeación, a la inverosímil tramitología y hasta a obstrucciones de autoridades políticamente contrarias. Posteriormente se supo que el retraso en la obra conocida como ‘Estela de Luz’ se debía a problemas geológicos del subsuelo. Cfr. Arrasan expertos con Estela de Luz. En: Reforma, 30 mayo 2011.

<sup>90</sup> El retraso fue notorio en la entrega de obras como el Parque Bicentenario o la llamada ‘Estela de Luz’. Sin embargo, estos ‘errores’ administrativos no se limitaron al gobierno federal. Por ejemplo, el gobierno local de la Ciudad de México tampoco concluyó la Pérgola Ixca Cienfuegos, escultura de Vicente Rojo en honor de Carlos Fuentes, ni la Casa de América Latina, entre otros proyectos prometidos. Cfr. Renuncia Márquez al gobierno del DF. En: Reforma, 11 junio 2011.

<sup>91</sup> Patricia Galeana: Festejos “centenarios”. En: Reforma, 19 diciembre 2010; José Manuel Villalpando: Réplica/En defensa de los festejos 2010. En: Reforma, 9 enero 2011 y Patricia Galeana: Réplica. El del Bicentenario será recordado como un año de violencia y pobreza, no como uno de renovación, creatividad o de concordia. En: Reforma, 23 enero 2011.

Es evidente que otros factores además de los políticos, económicos e ideológicos determinan este tipo de conmemoraciones. En efecto, son decisivas la tradición cultural del país que festeja, su nivel de avance tecnológico y sus condiciones sociológicas. Así, en la sociedad de masas urbanas predominante en México a partir de la segunda mitad del siglo XX, la exigencia de espectáculos lúdicos es decisiva en este tipo de conmemoraciones. Es comprensible, por lo tanto, que hayan habido competencias deportivas, concursos musicales y verbenas cívicas, pues las conmemoraciones no pueden ser solamente reflexivas. Serían anestésicas. La historia no es propiedad de los historiadores. Más aún, dado que hoy en día, en México y el resto del mundo, los espectáculos lúdicos masivos están vinculados a los medios electrónicos de comunicación visual, resulta comprensible haber tenido festejos cívicos mínimamente presenciales y mayoritariamente televisivos. El más importante, obviamente, fue el desfile del 15 de septiembre, encargado a un australiano experto en espectáculos deportivos. Tal decisión fue muy discutida y criticada. El problema no es que fueran espectáculos lúdicos, sino que tuvieron un costo altísimo y carecieron de contenido histórico, lo que impidió que se aprovechara la oportunidad de mejorar el nivel de conocimiento histórico en la población<sup>92</sup> y que se pudiera identificar el desfile con la efemérides que se celebraba, como bien se había hecho en 1910. En particular fue muy criticada la erección efímera de un ‘coloso’ la noche del 15 de septiembre en el Zócalo capitalino, pues el prototipo fue Benjamín Argumedo, quien en 1910 luchó contra Porfirio Díaz pero luego se hizo “contrarrevolucionario”. Mientras que el escultor del ‘coloso’ alegó que se había inspirado en Argumedo por su aspecto físico – por sus “bigotes súper revolucionarios” – y no por su posición político-ideológica, la Secretaría de Educación Pública señaló que la figura no retrataba “a ningún personaje en particular”, sino que representaba “anónimamente a los cientos de miles de mexicanos, campesinos [...] que lucharon por la Independencia”.<sup>93</sup>

---

<sup>92</sup> Cfr. Luis Hernández Navarro: La waltdisneylandización de la historia. En: La Jornada, 27 julio 2010; Asesores extranjeros para el Bicentenario. En: Proceso, 13 septiembre 2009, pp. 75-76 y Bicentenario, error colosal. En: Excelsior, 14 diciembre 2009. El desfile fue descrito como “costosísimo y malogrado”, y su resultado “aberrante”. Cfr. Olga Harmony: Recuento del (d) año 2010. En: La Jornada, 6 enero 2011.

<sup>93</sup> Cfr. El Coloso del Bicentenario genera controversia en México. En: CNN México, 20 septiembre 2010; El Coloso no retrata ningún personaje en particular. SEP. En: La Jornada, 20 septiembre 2010 y “Barroco e inútil” discutir por “el Coloso”. Lujambio. En: El Universal, 22 septiembre 2010. Para un análisis de Argumedo véase mi artículo Benjamín Argumedo.

La tradición cultural, la idiosincrasia, también es determinante en este tipo de conmemoraciones, como lo es el nivel de desarrollo tecnológico. Pensemos en alguna combinación de ambos factores: en 2010 tuvimos hasta pruebas de antropología forense con las osamentas de los principales héroes independentistas. Es indudable que este ejercicio estaba vinculado a nuestras dos tradiciones religiosas, la prehispánica y la católica, ambas coincidentes en su necrofilia, ya sea por el culto a los muertos en la cultura mesoamericana o por el gusto por las reliquias del catolicismo español.<sup>94</sup> Si bien en las conmemoraciones de 1910 y 1960 también hubo actos definibles como necrofilicos, ya sea la visita oficial a la Catedral, en 1910, para honrar los restos de los héroes, o el traslado en 1960 de los restos de Madero al Monumento a la Revolución, en 2010, año de una brutal violencia delictiva, la exhibición de los restos óseos de nuestros héroes pareció a muchos una decisión desafortunada, de mal gusto.

Como ya se dijo, las conmemoraciones históricas siempre están vinculadas a la tecnología disponible en el momento de los festejos. México no fue la excepción. Contra quienes aseguraron que fue poco lo que se hizo, es preciso señalar que las conmemoraciones del 2010 fueron básicamente electrónicas. En efecto, algunos de los programas más exitosos fueron la serie televisiva “Discutamos México”, en la que debatieron cerca de 500 intelectuales a lo largo de 150 programas. Por televisión se transmitieron, además, las series ‘La Historia en Breve’, de 39 documentales, y ‘La Historia en Corto’, con 76 “cápsulas de divulgación histórica”. Asimismo, casi todo el 2010 se transmitió el programa Radio 2010, por Internet, con comentarios y noticias vinculadas a las efemérides las 24 horas del día. Reflejo de los tiempos, se contó con un Portal Bicentenario, que tuvo más de doce millones de ‘visitas’, y la telefonía celular dio lugar al programa ‘México es mi Museo’, con breves mensajes sobre 2010 sitios históricos del país.<sup>95</sup> No fue poco lo que se hizo: fue diferente, fue propio de los inicios del siglo XXI.

---

Revolucionario arquetípico y guerrillero mítico. En: Francisco Villa y la Revolución mexicana en el norte. Durango 1998, pp. 97-113.

<sup>94</sup> Claudio Lomnitz: *Idea de la muerte en México*. México 2006.

<sup>95</sup> Reporte de las principales actividades conmemorativas con motivo del bicentenario del inicio de la Independencia nacional y del centenario del inicio de la Revolución mexicana. México 2010, pp. 9, 17, 23, 26-31 y 37. Esta publicación resulta especialmente útil para conocer sobre las exposiciones, publicaciones, concursos y en general para conocer todos los proyectos del gobierno federal referentes a los festejos y celebraciones históricas del 2010.

Por lo que respecta a la estructura social, a diferencia de las cuatro celebraciones anteriores, para la del 2010 el país contaba ya con una sólida sociedad civil, desde la que se lanzó una campaña – “Iniciativa México” – para descubrir nuevos héroes, anónimos y ajenos al aparato estatal, héroes suyos, ciudadanos. Aunque acaso confundía la participación protagónica en la construcción de la nación con algún loable esfuerzo filantrópico, lo cierto es que este programa no tenía antecedentes en las conmemoraciones anteriores. Fue producto de la sociedad civil, no del aparato gubernamental. Finalmente, y otra vez a diferencia de las conmemoraciones anteriores, la Iglesia católica pudo participar en los debates historiográficos del año pasado, tratando de matizar la excomunión que el Vaticano impuso a los héroes independendistas; además, seguramente en imitación a la exposición “México: 200 años. La Patria en Construcción”, ofrecieron exhibir los restos de Iturbide en la Capilla de San Felipe de Jesús de la Catedral Metropolitana; por último, se publicó la ‘carta pastoral’ titulada “Conmemorar nuestra historia desde la fe para comprometernos hoy con nuestra patria”.<sup>96</sup>

Ni lo lamentemos ni lo rechazemos. Todo esto, y más, influyó en el carácter de nuestras conmemoraciones del 2010. Por eso fueron un tema tan popular y polémico. Las conmemoraciones son historia y política, son pasado y presente. Como casi todo velorio popular mexicano, combinan seriedad con festejo. Aun así, ojalá podamos aprovechar que, como no sucedió en ninguna de las cuatro conmemoraciones previas – 1910, 1921, 1960 y 1985 –, cuando se vivía en una total homogeneidad ideológica y política, hayamos tenido en 2010 unas conmemoraciones que se caracterizaron por la pluralidad y la polémica. En realidad, cada una de las cinco celebraciones tuvo sus características distintivas, propias de su coyuntura y contexto: las de 1910 fueron construccionistas, fastuosas, internacionales, y personalistas; las de 1921 fueron sobrias, nacionalistas y populares; las de 1960 fueron autocomplacientes; las de 1985 fueron librescas y contaron con un imaginativo recorrido de la campana de Dolores y del manuscrito original de la Constitución de 1917, que desgraciadamente tuvo un final triste por el sismo capitalino del 19 de septiembre; finalmente, las del 2010 fueron conmemoraciones electrónicas y polifónicas; sobre todo, estuvieron expuestas, por primera vez, a todo tipo de críticas. A pesar de las muchas dificultades que enfrentaron y de las numerosas decisiones equivocadas, por no decir absurdas, las recientes celebraciones

---

<sup>96</sup> Cfr. Iglesia prepara festejos para el Bicentenario. En: El Universal, 20 agosto 2010 y Exhibe Catedral restos de Iturbide. En: Reforma, 30 agosto 2010.

fueron provechosas. Pudieron ser mejores, indudablemente. Sin embargo, puede asegurarse que el contexto en el que se dieron fue peor que los resultados obtenidos.

### **ZUSAMMENFASSUNG GESCHICHTSPOLITIK IN MEXIKO. DIE FEIERLICHKEITEN VON 2010**

Anlässlich der doppelten Feierlichkeiten, die 2010 in Mexiko an den 200. Jahrestag der Unabhängigkeit und an den 100. Jahrestag des Beginns der Mexikanischen Revolution erinnert haben, analysiert der vorliegende Text die Art und Weise, wie das Land mit den beiden Ereignissen umgegangen ist, und geht davon aus, dass jede nationale historische Erinnerung von politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren sowie durch das vorherrschende historische Bewusstsein geprägt ist. Dazu werden zurückliegende Feierlichkeiten untersucht: die Hundertjahrfeier der Unabhängigkeit (1910), die ihres endgültigen Zustandekommens (1921), die 150-Jahrfeier der Unabhängigkeit, die 50-Jahrfeier der Revolution (1960) und die 175- bzw. 75-Jahrfeiern beider Ereignisse (1985). Vor diesem Hintergrund werden die aktuellen Feierlichkeiten bewertet und im Kontext der 2009 begonnenen Weltwirtschaftskrise und ihrer Folgen für das Budget der Feiern betrachtet, wobei auch die Existenz einer demokratischen Mehrparteienregierung und die Tendenz zu Konfrontation, Unordnung und Chaos bei der Organisation der Feiern eine Rolle spielen. Daher kann 2010 von polyphonen Feierlichkeiten gesprochen werden. Ausgehend von dieser Polyphonie analysiert der Beitrag die verschiedenen Versionen der Nationalgeschichte, die zum Ausdruck kamen und von der Ideologie der wichtigsten politischen Kräfte geprägt waren. Gleichzeitig ist aber auch die Existenz einer „erfrischenden“ Version der mexikanischen Vergangenheit hervorzuheben, die genährt wird von den Fortschritten der professionellen Geschichtswissenschaft und der Verbreitung von professionell produzierten audiovisuellen und schriftlichen Materialien. Abschließend kann man sagen, dass die Feierlichkeiten trotz der Schwierigkeiten und der teilweise problematischen Entscheidungsfindung heterogen und konfliktreich, aber auch gewinnbringend waren.





### **III. HELDEN UND SCHURKEN / HÉROES Y CANALLAS**



MICHAEL ZEUSKE

## **LA INDEPENDENCIA: UNVOLLLENDETE REVOLUTION MIT SKLAVEREI UND MIT BOLÍVAR**

Die Independencia (wörtlich: Unabhängigkeit) wird in den meisten Arbeiten (auch in den Arbeiten der Leipziger Schule der vergleichenden Revolutionsforschung) bewusst oder unbewusst als geschlossener Raum-Zeit-Komplex interpretiert, meist in den chronologischen Grenzen 1810-1824/26 (oder 1830), mit so genannten „Vorläufern“ (*precursores* wie Francisco de Miranda oder Manuel Gual und José María España) sowie großen Anführern (Hidalgo, Morelos, Bolívar, San Martín) im gigantischen Rahmen des Spanischen Imperiums – von Mexiko im Norden bis Chile und Buenos Aires im Süden. Der Hauptinhalt dieser „Independencia“ war, der liberalen Tradition der lateinamerikanischen Historiografie, dem Begriff, der selber ein Ergebnis der liberalen Konstruktionen und Mythen ist, und vor allem der marxistischen Formationstheorie folgend, die revolutionäre Befreiung von der Kolonialherrschaft Spaniens. Im weiteren Sinne waren wesentliche Ergebnisse der Arbeiten der Leipziger Revolutionshistoriker Vergleiche und Systematiken bürgerlicher sowie antikolonialer Revolutionen auf Basis einer Historisierung marxistischer Revolutionstheorien und liberaler Geschichtsinterpretationen. Auch die Anwendung des Leninschen Konzepts des Revolutionszyklus<sup>1</sup> war wichtig. Auf jeden Fall stellen die Kategorien des Revolutionszyklus und des von Walter Markov, vor allem aber von Manfred Kossok am Beispiel der „Independencia“ geprägten Begriffs der „unvollendeten Revolution“ als Beschreibung der vielen Revolutionen, Umstürze, Rebellionen und gewaltsamen Konflikte wichtige Konzepte dar.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Michael Zeuske: Sozialgeschichte, Historismus und der Zykluscharakter von Revolutionen. Lateinamerikanische und spanische Geschichte im Werk von Manfred Kossok. In: Matthias Middell (Hrsg.): Vom Brasilienvertrag zur Globalgeschichte. In Erinnerung an Manfred Kossok anlässlich seines 70. Geburtstages. Leipzig 2002, S. 49-83 und ders.: Historia social precedente, historicismo marxista y el carácter de ciclo de las revoluciones. La obra de Manfred Kossok. In: Lluís Roura/ Manuel Chust (Hrsg.): La ilusión heroica. Colonialismo, revolución, independencias en la obra de Manfred Kossok. Castelló de la Plana 2010, S. 63-97.

Kritik an der Darstellung der „Independencia“ 1810-1826 als „Revolution der kreolischen Oberschichten“ kam vor allem aus der Sozialgeschichte, der entstehenden Geschichte „von unten“ und aus einer eher soziologisch operierenden Zivilisationstheorie à la Elias, die auf Elemente der Gewaltsoziologie zurückgriff.

Die Sozialgeschichte, bis in die 1990er Jahre noch sehr stark auch auf Wirtschafts- und Strukturgeschichte ausgerichtet, kritisierte vor allem, dass sich auf dem Agrarsektor als Primärsektor der Gesellschaft nichts geändert hat. Im Gegenteil, ungeteilter Großgrundbesitz (*hacienda, mayorazgo*) und extensive Monopol-Exportwirtschaften wurden sogar noch ausgebaut, die Sklaverei unter einer anderen Bezeichnung bis in die 1850er Jahre beibehalten. Der Einfluss der Großgrundbesitzer stieg.<sup>2</sup> Die Gesellschaften schwankten zwischen exportgeleiteter „commodity lottery“ und „commodity specialization“. Mit den allgemeinen Schwierigkeiten der kreolischen Staatsversuche und dem Scheitern der ersten transatlantischen Investitions- und Verschuldungswelle in den 1820er Jahren kam es zu chronischer Schwäche und Ineffizienz der neuen Staaten, bei denen die zentralen Eliten im Grunde in komplizierten Beziehungen zu regionalen und lokalen Eliten standen, immer aber auf Basis von Großgrundbesitz und Zwangsformen der Arbeit. Das spanische Kronmonopol der Sklavenbelieferung, gemeinhin als „asiento“ bekannt, die Schmuggelkonkurrenz der Engländer, Franzosen und Niederländer sowie der Zusammenbruch der Atlantisierung (Sklaven aus Afrika) zwischen 1791 und 1808 zog, parallel zu den Unabhängigkeitsbewegungen, die mit ihren Zerstörungen ein Übriges taten, eine verschärfte Ausbeutung und Marginalisierung der Masse der einheimischen Bauernbevölkerungen nach sich. Auch wenn fast immer so getan wird, als sei Sklaverei für Venezuela und Neu-Granada im Zusammenhang mit der Krise des Kolonialsystems nicht so wichtig gewesen – in der Realgeschichte waren Funktionieren oder Nichtfunktionieren von Sklavenhandel und Sklaverei der Grund für fast alles. Im Grunde kann man die etwas überspitzte These formulieren, dass die Mythen der „Independencia“ erfunden und konstruiert worden sind, um diese fundamentale Bedeutung des *slaving*-Komplexes (inklusive der Bedeutung der Atlantisierung durch organisierte Regelmäßigkeit der Zufuhr von menschlichen Körpern als Kapital und Arbeitskraft aus Afrika über den Atlantik<sup>3</sup>) der amerikanischen Eliten zu verdecken.<sup>4</sup> Zusammen mit

---

<sup>2</sup> John V. Lombardi: *The Decline and Abolition of Negro Slavery in Venezuela*. Westport 1971 und ders.: *Venezuela. The Search for Order, the Dream of Progress*. New York/ Oxford 1982.

<sup>3</sup> Joseph C. Miller: *Slaving as Historical Process. Examples from the Ancient Mediterranean*

der Restauration von Großgrundbesitz und Sklaverei sowie den Expansionen in bislang autonome Räume (Gemeinbesitz indianischer Völker, Palenques/ Cimarrones, Flucht- und Widerstandskulturen) kam es zwischen 1825 und 1870 und nochmals zwischen 1888 und 1910 zu verschärfter Rebellions- und Widerstandsbereitschaft.<sup>5</sup> Insgesamt entstand durch die Nichtlösung der Agrarfrage und der Expansion des Großgrundbesitzes gegen andere Kulturen eine explosive Gewaltkultur, die die Basis für Caudillos bildete. Zugleich – in der Interpretation der Revolutionsgeschichte – bildete die rurale Rebellionsbereitschaft die Basis für unvollendete Revolutionen und Revolutionszyklen.

Die entstehende antielitäre Geschichte von unten, noch vor dem Boom der *Subaltern Studies* an der Universität de Barcelona auf breiter Quellenbasis vor allem von Miquel Izard betrieben, kritisierte überhaupt und generell die Verbindung zwischen kreolischer Oligarchie und „Revolution“. Die Oligarchie habe aus Angst vor einer Revolution von unten – Izard hatte vor allem die Viehzüchter- und Reiterkulturen der *llaneros* im Auge – eher eine präventive Konterrevolution gegen das Übergreifen von revolutionärem Gedankengut und revolutionärer Aktion aus Haiti auf die Großgruppe der *pardos* (Farbige) angeführt. Einzelne Vertreter der Oligarchie hätten zwangsweise zeitweilige Allianzen mit den *llaneros*, *pardos*, freien Schwarzen (*morenos*) und Sklaven eingehen müssen und Venezuela seit 1830 unter liberalen Konzepten in die

---

and the Modern Atlantic. In: Enrico Dal Lago/ Constantina Katsari (Hrsg.): *Slave Systems. Ancient and Modern*. Cambridge u.a. 2008, S. 70-102.

<sup>4</sup> Dale W. Tomich: *Through the Prism of Slavery. Labor, Capital, and World Economy*. Boulder, CO u.a. 2004; Ders.: *Atlantic History and World Economy. Concepts and Constructions*. In: *Proto Sociology. An International Journal of Interdisciplinary Research* Bd. 20 (2004), S. 102-121; Jeremy Adelman: *Capitalism and Slavery on Imperial Hinterlands*. In: Ders.: *Sovereignty and Revolution in the Iberian Atlantic*. Princeton/ Oxford 2006, S. 56-100; Ders.: *The Slave Hinterlands of South America*. In: Ders.: *Sovereignty and Revolution*, S. 58-64 und Dale W. Tomich/ Michael Zeuske: *The Second Slavery. Mass Slavery, World Economy and Comparative Microhistories*. In: *Review. A Journal of the Fernand Braudel Center* Bd. XXXI, Nr. 3 (2008), S. 91-100.

<sup>5</sup> Reinhard Liehr (Hrsg.): *América Latina en la época de Simón Bolívar. La formación de las economías nacionales y los intereses económicos europeos 1800-1850*. Berlin 1989; Leandro Prados de la Escosura/ Samuel Amaral (Hrsg.): *La independencia americana. Consecuencias económicas*. Madrid 1993; Leandro Prados de la Escosura: *Colonial Independence and Economic Backwardness in Latin America. Working Paper Nr. 10*, Madrid 2005 (<http://eprints.lse.ac.uk/22482/1/wp10.pdf>, 25. April 2011) und Victor Bulmer-Thomas: *The Economic History of Latin America since Independence*. Cambridge u.a. 2003.

Überflusgesellschaft des Nordatlantiks geführt.<sup>6</sup> Der oligarchisch-patriotische Independencia-Mythos sei dabei seit den 1840er Jahren als Manipulation eingesetzt worden.

Die am weitesten von der vergleichenden Revolutionsgeschichte, wie sie in Leipzig einst praktiziert wurde, distante historische Gewaltsoziologie lehnt eine Bestimmung als „Revolution“ vollständig ab bzw. der Revolutionsbegriff ist gegenstandslos für sie.<sup>7</sup> Im Geschichtsbild der Gewaltsoziologie führte der Zusammenbruch des Kolonialstaates, meist von den Grenzen und besonders von Viehjagdgrenzen oder -räumen her, zur Entstehung eines kompetitiven Gewaltmarktes, auf dem direkte Gewalt gegen menschliche Körper von kriegerischen Gewaltakteuren (*caudillos*) ausgeübt wurde, die damit die Gewalt lokal und regional territorialisierten. Auf dieser Basis konnte es im besten Falle nach relativ langer Zeit zu einer neuen Zentralisierung des Gewalt unter einem erfolgreichen Caudillo kommen, der dann sozusagen die Staatsgrenzen mit einem neuen Gewaltmonopol ausfüllte, die Gewaltmärkte und -räume pazifizierte bzw. diese erst einmal überhaupt definieren und gegen Konkurrenten fixieren konnte. Die historische Gewaltsoziologie konzentrierte sich auf das Phänomen Krieg und direkte Gewalt gegen Körper bei Vernachlässigung aller rudimentär vorhandenen Ansätze einer zivilen Politik oder etwa des mittlerweile breit nachgewiesenen „Republikanismus“ von unten.<sup>8</sup>

Keiner dieser drei Ansätze setzte völlig auf die patriotische Raum-Zeit-Konstruktion der „Independencia“ mit ihren jeweiligen Vorläufer-und-Helden-Mythen, wie sie die liberale Historiographie konstruiert hatte und wie sie immer wieder in Jahrestagen und Nationalfeiern zelebriert wurde und wird, akzeptierte sie aber oft stillschweigend. Am deutlichsten entwickelte Miquel Izard in seiner

---

<sup>6</sup> Miquel Izard: El miedo a la revolución. La lucha por la libertad en Venezuela (1777-1830). Madrid 1979; Ders.: Orejanos, cimarrones y arrojados. Barcelona 1988; Ders.: Venezuela. Tráfico mercantil, secesionismo político e insurgencias populares. In: Liehr (Hrsg.): América Latina en la época de Simón Bolívar, S. 207-225 und ders.: Élités criollas y movilización popular. In: François-Xavier Guerra (Hrsg.): Las revoluciones hispánicas. Independencias americanas y liberalismo español. Madrid 1995, S. 89-106.

<sup>7</sup> Michael Riekenberg: Kriegerische Gewaltakteure in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert. In: Rolf Peter Siferle/ Helga Breuninger (Hrsg.): Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte. Frankfurt am Main 1998, S. 195-214. Siehe neuerdings auch ders.: Caudillismus. Eine kurze Abhandlung anhand des La-Plata-Raumes. Leipzig 2010.

<sup>8</sup> James E. Sanders: Atlantic Republicanism in the Nineteenth-Century Colombia. Spanish America's Challenge to the Contours of Atlantic History. In: Journal of World History Bd. 20, Nr. 1 (2009), S. 131-150.

„Chronologie der angekündigten Gewalt“ eine sozialgeschichtliche Gegenperspektive der *longue durée* (1760-1900).<sup>9</sup>

Meine eigene Interpretation der Krise der Kolonialgesellschaft<sup>10</sup> war neben der grundsätzlichen frühen Prägung durch Walter Markov und Manfred Kossok sowie meiner eigenen Vorliebe für aktorszentrierte *life histories* und Prosopographie zunächst sehr stark von Miquel Izard und der Schule von Barcelona (Javier Laviña) beeinflusst.<sup>11</sup> Zu den weiteren Hauptetappen und Historiographien, die die vorliegende Interpretation der „Independencia“ seit 1990 beeinflusst haben, gehört zunächst die aktors- und gruppenzentrierte Politik-, Medien- und Ideengeschichte nach François-Xavier Guerra<sup>12</sup> sowie die ebenfalls aktorszentrierte Kritik der Nationalgeschichtsschreibung und die neue Ideengeschichte vor allem in Kolumbien.<sup>13</sup> Der wichtigste Einfluss aber kam aus einer Abkehr von der Geschichte der Eliten. Diese relative Abkehr von der Politikgeschichte und von der Geschichte der kanonisierten Independencia sowie der Eliten (im Revolutionsgeschichtsjargon „Hegemonie“) bedeutete eine Hinwendung zu anthropologisch-historischer Feldforschung seit 1993 und zur aktorszentrierte *microstoria* der Sklavinnen und Sklaven sowie ihrer Nachkommen in der Karibik.<sup>14</sup> Vor allem aus dieser Perspektive sollte die folgende Interpretation der Krise des Kolonialstaates in Spanisch-Amerika und der so genannten Independencia gelesen werden.

Ich will eine entscheidenden Etappe der Krise des Kolonialstaates und der Konstruktion liberaler Staaten im nördlichen Südamerika hier mit einem Fokus

---

<sup>9</sup> Izard: *Élites criollas y movilización popular*, S. 89-106.

<sup>10</sup> Germán Carrera Damas: *Una nación llamada Venezuela*. Caracas <sup>5</sup>1997.

<sup>11</sup> Michael Zeuske. In: Manuel Chust (Hrsg.): *Las independencias iberoamericanas en su laberinto. Controversias, cuestiones, interpretaciones*. Valencia 2010, S. 375-390.

<sup>12</sup> François-Xavier Guerra: *Modernidad e independencias. Ensayos sobre las revoluciones hispánicas*. Madrid <sup>2</sup>2009 und ders. (Hrsg.): *Las revoluciones hispánicas. Independencias americanas y liberalismo español*. Madrid 1995.

<sup>13</sup> Alfonso Múnera: *El fracaso de la nación. Región, clase y raza en el Caribe colombiano (1717-1810)*. Bogotá 1998 und ders.: *Fronteras imaginadas. La construcción de las razas y de la geografía en el siglo XIX colombiano*. Bogotá 2005.

<sup>14</sup> Michael Zeuske: *Revolution im Zentrum der schwarzen Karibik*. In: Ders.: *Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikulturen und Emanzipation*. Zürich 2004, S. 157-190. Siehe auch Doris Lorraine Garraway: *Tree of Liberty. Cultural Legacies of the Haitian Revolution in the Atlantic World*. Charlottesville, VA 2008 und Peter S. Onuf: *Nations, Revolutions, and the End of History*. In: Michael A. Morrison/ Melinda Zook (Hrsg.): *Revolutionary Currents. Nation Building in the Transatlantic World*. Lanham, MD 2004, S. 173-188.



auf Venezuela unter drei Gesichtspunkten darstellen: erstens „ohne Bolívar“, will sagen, „ohne Bolívar-Mythos“, zweitens als „Unabhängigkeit mit Sklaverei“ und drittens unter Konzentration auf breitere soziale Bewegungen, Sklaven und „Republikanismus“ sowie Antisklaverei von unten, die zum Teil völlig andere Chronologien aufweisen und Räume als die kanonisierte Independencia 1810-1826 belegen. Zum Schluss möchte ich gerne kurz darstellen, wie und warum der Mythos der „Independencia mit Bolívar“ als geschlossener Raum-Zeit-Komplex (1810-1826) vor allem seit 1870 konstruiert worden ist.

Wir werden sehen, dass für eine solche Darstellung der Zeit zwischen 1808/1810 und mindestens 1870 die beschreibenden Konzepte „Revolutionszyklus“ und „unvollendete Revolution“ recht nützlich sind. Damit klar wird, dass ich mich nicht ganz von der Geschichte der Eliten abgewandt habe: Einer meiner Hauptzeugen ist Alexander von Humboldt.

**BIS 1808/10: EINE GESCHICHTE OHNE VORLÄUFER, OHNE BOLÍVAR UND OHNE  
REALE REVOLUTION IN SPANISCH-AMERIKA, ABER MIT DER  
SKLAVENREVOLUTION AUF HAITI**

Die eigentliche Revolution in der Karibik, die das gesamte 19. Jahrhundert und den gesamten atlantischen Raum beeinflusste, war die Sklavenrevolution von Saint-Domingue/ Haiti (1791-1803). Als radikaler Umbruch war die Sklavenrevolution einmalig. Sie brach mit Kolonie und Sklaverei. Sie fand statt in Form radikalster und grausamster innerer und äußerer Kriege, u.a. gegen die drei Supermächte der Zeit Großbritannien, Frankreich und Spanien. Damit kam die radikale Revolution für die Unabhängigkeit einschließlich der Abolition der Sklaverei zusammen mit der Formierung eines neuen Ethnos – den Haitianern, in der neuen Verfassung auch *nègre* (Neger) genannt – ins Spiel.<sup>15</sup> Diese Revolution bestand für die Eliten Venezuelas zunächst aus Diskursen und mündlichen Nachrichten sowie individuellen Kontakten, aber sie war ungleich realer als die anderen Revolutions- und Nationsdiskurse. Zwischen Venezuela,

---

<sup>15</sup> David B. Gaspar/ David Geggus: A Turbulent Time. The French Revolution and the Greater Caribbean, Bloomington 1996; David P. Geggus (Hrsg.): The Impact of the Haitian Revolution in the Atlantic World. Columbia 2001; Alejandro E. Gómez: La Revolución Haitiana y la Tierra Firme hispana. In: Nuevo Mundo/ Mundos Nuevos vol. 5 (2005); Ders.: Haïti: entre la peur et le besoin. Royalistes et républicains vénézuéliens. Relations et repères avec Saint-Domingue et les ‘Îles du Vent’, 1790-1830. In: Giulia Bonacci (Hrsg.): La Révolution haïtienne au-delà de ses frontières. Paris 2006, S. 141-163.

Saint-Domingue, der Karibik und den anderen französischen Kolonien bestanden Tausende von Verbindungen, Handelswegen, Reisen, Besuchen, Familienbande, Fluchtrouten von Sklaven, Briefwechsel etc. Eine ungleich höhere Anzahl realer Menschen aus Saint-Domingue (oder aus Venezuela auf Saint-Domingue), und seien es Soldaten des spanischen Militärs, die in Saint-Domingue kämpften, stellten Akteure dieser Verbindungen dar. *Caribe* (Karibik) wurde zur Chiffre für den Typus einer antikolonialen Unabhängigkeitsrevolution mit radikaler Zerstörung der Sklaverei und des großen Landeigentums. Ein Albtraum für die sklavenhaltenden Eliten Spanisch-Amerikas, zugleich aber eine große Chance der Entwicklung der Plantagen-Exportproduktion mit Massensklaverei außerhalb von Saint-Domingue, die vor allem von Kubas Elite im 19. Jahrhundert genutzt wurde. Politisch reagierten die Oligarchien Venezuelas mit Hysterie und Verweigerung jeglicher Veränderung, besonders seit 1805. Sie verweigerten auch die Modernisierung der großen Exportproduktion, wie sie auf Kuba mit der Zerschlagung der Haciendas stattgefunden hatte.<sup>16</sup> Die Eliten Venezuelas befürchteten vor allem ein Übergreifen von „Haiti“ auf die Mehrheit der *pardo*-Bevölkerung, deren männlicher Teil auch die Masse der Milizen stellte. Unter den *pardos* hatte sich mit den *pardos beneméritos* auch eine wohlhabende Gruppe entwickelt, die selbst Sklaven besaß und auf mehr politische Rechte und Führungspositionen drängte.<sup>17</sup>

In dieser Situation kam Alexander von Humboldt nach Venezuela. Humboldt kam als Feind des Jakobinismus und als Feind der Sklaverei (und des Sklavenhandels) nach Amerika.<sup>18</sup> Auf Basis seiner publizierten Schriften ist ein Bild konstruiert worden, Humboldt habe die Unabhängigkeit der Eliten und

---

<sup>16</sup> Michael Zeuske/ Javier Laviña: Failures of Atlantization. First Slaveries in Venezuela and Nueva Granada. In: Review. A Journal of the Fernand Braudel Center Bd. XXXI, Nr. 3 (2008), S. 297-343.

<sup>17</sup> Alejandro E. Gómez: Las revoluciones blanqueadoras. Elites mulatas haitianas y „pardos beneméritos“ venezolanos, y su aspiración a la igualdad, 1789-1812. In: Nuevo Mundo Mundos Nuevos, Coloquios (2005), puesto en línea el 19 mars 2005 (<http://nuevomundo.revues.org/868>, 23. September 2009); Ders.: The „Pardo Question“. In: Nuevo Mundo Mundos Nuevos, Materiales de seminarios (2008), puesto en línea el 15 septembre 2008 (<http://nuevomundo.revues.org/34503>, 23. September 2009) und Clément Thibaud: „Coupé têtes, brûlé cazes“. Peurs et désirs d’Haïti dans l’Amérique de Bolívar. In: Annales. Histoire, Sciences sociales Bd. 58, Nr. 2 (2003), S. 305-331.

<sup>18</sup> Frédérique Langue: Humboldt und der „Afrikanerstaat“ Venezuela. Bürgerliche Zwiste und feindselige Leidenschaften. In: Comparativ Bd. 11, Nr. 2 (2001), S. 16-29.

Simón Bolívars entscheidend beeinflusst.<sup>19</sup> Die Lektüre seiner auf der Reise durch Venezuela geschriebenen Forschungstagebücher zeigt aber etwas ganz anderes.<sup>20</sup> In den Tagebüchern finden sich weder kreolische Revolution, noch *precursores*, noch Bolívar. Während des Venezuelaaufenthaltes entwickelte Humboldt ein rhizomartiges Schreiben über „Sklaven“ und „Sklaverei“.<sup>21</sup> Dabei geriet seine Ablehnung der Sklaverei nach und nach auf die Höhe seiner Ablehnung der gewaltsamen Revolution als Mittel der Politik. Beides richtete sich gegen zwei Gruppen, die kaum zehn Jahre später die kreolischen Unabhängigkeitsbewegungen Spanisch-Amerikas anführten: erstens gegen die „Generation der Unabhängigkeit“ aus den Reihen der Mantuanos, die zur Zeit Humboldts noch als Anhänger einer Art kolonialer Autonomie firmierten.<sup>22</sup> Über einen Repräsentanten der kreolischen Oligarchie von Caracas, Antonio Fernández de León, der zu den Trägern des ersten Autonomieveruches von 1810 gehörte, hält Humboldt in seinem Tagebuch fest: „Tapatapa (2.000 Sklaven, Añil, die große hac[ienda] des räuberischen Bruders eines noch räuberischeren und sehr klugen Intendenten, Antonio León)“.<sup>23</sup> Der Intendant Fernández de León war später Vocal des Consejo de Regencia in Cádiz. Sein Bruder, der reiche Kaufherr Antonio F. de León, gehörte 1808 zu den Stimmführern der „Conjuración de los Mantuanos“.<sup>24</sup> Er wurde nach Spanien verbannt und kaufte dort mit Hilfe seines Bruders Esteban den Hochadelstitel eines Marqués de Casa León. Miranda ernannte ihn 1812 zum Director General de las Rentas de la Confederación Americana de Venezuela. Nach der

---

<sup>19</sup> Michael Zeuske: Vater der Unabhängigkeit? Humboldt und die Transformation zur Moderne im spanischen Amerika. In: Ottmar Ette/ Ute Hermanns/ Bernd M. Scherer/ Christian Suckow (Hrsg.): Alexander von Humboldt. Aufbruch in die Moderne. Berlin 2001, S. 179-224.

<sup>20</sup> Margot Faak (Hrsg.): Alexander von Humboldt, Reise durch Venezuela. Auswahl aus den amerikanischen Reisetagebüchern. Berlin 2000.

<sup>21</sup> Michael Zeuske: Vergleichen oder Vernetzen? Der Vergleich der Sklavereien in den Americas in historischer Perspektive. In: Zeitschrift für Weltgeschichte Bd. 7, Nr. 1 (2006), S. 15-56.

<sup>22</sup> Michael Zeuske: ¿Humboldtianización del mundo occidental? La importancia del viaje de Humboldt para Europa y América Latina. In: Ders.: Francisco de Miranda y la modernidad en América. Madrid 2004, S. 13-106 und ders.: Humboldt, esclavitud, autonomismo y emancipación en las Américas, 1791-1825. In: Mariano Cuesta Domingo/ Sandra Rebok (Hrsg.): Alexander von Humboldt. Estancia en España y viaje americano. Madrid 2008, S. 257-277.

<sup>23</sup> Faak (Hrsg.): Humboldt, S. 260 und Humboldt: Von Caracas an den See von Valencia, S. 185-221, hier S. 203 (14. Februar 1800).

<sup>24</sup> Inés Quintero: La Conjura de los Mantuanos. Último acto de fidelidad a la monarquía española. Caracas 1808. Caracas 2002.

Rückeroberung von Caracas unter Leitung des spanischen Offiziers Monteverde war er Intendente de Ejército y Real Hacienda (1812-1813), als die kreolischen Milizoffiziere unter Bolívar Caracas 1813 zurückeroberten, wurde Fernández de León Director de las Rentas del Estado, schließlich unter dem royalistischen Llanero-Anführer José Tomás Boves Jefe Político de la Provincia und Presidente del Tribunal Supremo. Pablo Morillo verbannte ihn 1816 wieder nach Spanien. Nach dem Sieg der Truppen unter Bolívar und José Antonio Páez emigrierte Fernández de León zuerst nach Curaçao und lebte dann in der spanischen Kolonie Puerto Rico von Lebensrente, die ihm sein Freund Bolívar ausgesetzt hatte.<sup>25</sup>

Humboldts Ablehnung richtete sich zweitens gegen die soziale Großgruppe (im kolonialen Jargon „Kaste“) der *pardos*.<sup>26</sup> Die Kreolen lehnte Humboldt ab wegen ihrer Gewöhnung an koloniale Gewalt und ihrer Anhängerschaft zum „französischen“ Terrorismus, wegen ihres Rassismus und wegen ihres Wunsches, eine „weiße“ Republik zu gründen. Hier mischten sich beide Grundfeindschaften Humboldts – die gegen die Sklaverei und die gegen eine „weiße“ Republik von Terroristen. Bei den *pardos* liegt der Fall etwas komplizierter. An der Einschätzung der „afro“-amerikanischen Ästhetik und Kultur der *pardos*, an ihrer populären Transkulturierung europäischer Werte, endet Humboldts eigener, auf griechisch-römischer Wurzel aufsetzender Transkulturalismus.

Die Beobachtungen und Gespräche Humboldts mit den Vertretern der kreolischen Oligarchie, von denen einige zu herausragenden Independentistas wurden, zeigen, dass vor 1810 in Caracas und den Plantagengebieten der Oligarchie drei fundamentale Ziele existierten:

1) Die Oligarchien strebten einen eigenen Staat in Form einer „Republik“ an (wie in Frankreich oder Nordamerika).<sup>27</sup>

---

<sup>25</sup> Juan Andreo García: El personaje de Don Fernández de León. In: Andreo García: La intendencia en Venezuela. Don Esteban Fernández de León, Intendente de Caracas, 1791-1803. Murcia 1991, S. 57-82 und Arturo Uslar Pietri: Dos cartas para el marqués de Casa-León. In: Boletín de la Academia Nacional de Historia Bd. 261 (1983), S. 137-144

<sup>26</sup> Frédérique Langué: Las élites de Venezuela y la revolución francesa o la formación de un ideal democrático. Caracas 1990 und ders.: Les identités fractales. Honneur et couleur dans la société vénézuélienne du XVIIIe siècle. In: Caravelle Bd. 65 (1995), S. 23-37.

<sup>27</sup> Mario Rodríguez: The First Venezuelan Republic and the North American Model. In: Revista Interamericana de Bibliografía Bd. 27, Nr. 1 (1987), S. 3-17.

2) Die Republik sollte allerdings nicht alle Bewohner und sozialen Gruppen des jeweiligen Territoriums repräsentieren oder ihnen gar Partizipation gewähren. Es sollte vielmehr, und Humboldt hebt diese Grundidee der Sklavereioligarchien mehrfach hervor, eine „*república blanca*“, eine „weiße Republik“, eine Republik der weißen Sklavenhalter sein. Dieser Staat sollte vor allem dafür sorgen, dass die für die Oligarchie von Caracas positiven Ergebnisse der bourbonischen Reformen erhalten blieben (die Zentralisierung der neuen Machträume in der Provinz Caracas und in der Stadt Caracas). Zugleich sollte diese Republik im direkten Interesse der Sklavenbesitzer die Einflüsse der Sklavenrevolution von Haiti von Venezuela fernhalten und ein Übergreifen der sozialen Revolution auf die Großgruppe der *pardos* verhindern. Damit glaubten die Sklavenhalter, zu denen auch einige reich gewordene *pardos* zählten, ein Instrument zu haben, das es ihnen mit Hilfe der Staatsgewalt und der Legislative ermöglichte, Sklavinnen und Sklaven sowie die Masse der armen „freien“ Farbigen, die *pardos*, besser zu disziplinieren und zu kontrollieren. Die *pardos* repräsentierten im Zensus der Kolonie über 50% der Bevölkerung von ca. 800.000-1.000.000, während die Oligarchien niemals auf mehr als 0,3-05% der Bevölkerung kamen.

3) Wegen des Zieles einer „weißen Republik“ bewunderten die Sklavenhalteroligarchien Venezuelas die französischen Revolutionäre – nicht etwa so sehr in Frankreich, sondern in der Karibik, auch wenn sie sie verbal als „Ketzer“ verunglimpften. Die Bewunderung entsprang der Erfahrung (und den Informationen), dass die französischen Militärs, oft oder gar meist Jakobiner, ihre terroristischen Mittel der Politik und der Gewaltanwendung gegen Menschen und vor allem Anführer der „anderen Revolution“, der sozialen Revolution der Sklaven und freien Farbigen, richteten. Die entscheidenden Etappen der Revolution auf Saint-Domingue, die Siege und Versuche Toussaints, einen neuen Nicht-Sklaverei-Staat und eine „nicht-weiße“ Republik im Zentrum der Sklaverei-Karibik zu gründen sowie die napoleonische Invasion (1799-1802/1803) zur Repression dieser Versuche und zur Wiedereinführung der Sklaverei fanden parallel zum Aufenthalt Humboldts auf der Tierra firme und auf Kuba und sozusagen parallel zu den Gesprächen Humboldts auf den Kakao- und Zuckerplantagen der venezolanischen Mantuano-Elite statt. Es waren diese Gespräche, die Humboldt veranlassten, eine solch abfällige Meinung über die Mantuanos in sein Tagebuch zu schreiben.

Humboldt hatte als Feind der Revolution und der Sklaverei durchaus fest gestellt, dass im Bereich der großen Karibik (Tierra firme), als deren Zentrum er später Kuba fixierte, um 1800 zwei Typen von Revolutionen präsent waren:

eine reale gegen die Sklaverei und gegen Unterdrückung und Ausbeutung der Sklaven und der Masse der freien Farbigen seitens der Sklavenhalter-Oligarchien sowie andererseits Revolutionsvorstellungen auf Seiten eben dieser Oligarchien, die sich am terroristischen Vorgehen der Franzosen gegen die schwarzen Revolutionäre von Saint-Domingue orientierten, aber zugleich liberale Staats- und Gesellschaftsvorstellungen aufnahmen. Die Revolutionsvorstellungen der Oligarchien realisierten sich dann ab 1810 genau in den von Humboldt kritisierten Bahnen: Die Masse der kreolischen Oligarchien versuchte durch eine Art Coup 1810/11 eine „weiße Republik“ zu etablieren. Als es zum Gegenschlag sozialer Bewegungen, Sklaven, der Kirche und spanischer Offiziere kam, ließ die große Masse der Oligarchie jeden Gedanken an Revolution fallen. Nur eine radikale Minderheit blieb, fast alle waren von Humboldt in seinem Tagebuch erwähnt worden, die zu terroristischen Mitteln griff und den „Krieg bis zur Ausrottung“ (*guerra a muerte*) proklamierte. Erst durch Terror und Allianzen mit Haiti, Teilen der *pardos* und Teilen der *llaneros* kam es zu militärischen Erfolgen, die – ich verkürze sehr stark – ab 1830 wieder in eines der Hauptziele der Oligarchien mündeten: die „weiße Republik“ mit Restauration und Ausbau des Großgrundbesitzes und verschärfter Sklaverei. Die Kämpfe, die 1830 keineswegs endeten, wiesen kaum chronologische oder gar räumlich Kontinuität oder Kontingenz auf. Ganz im Gegenteil, bezieht man die spanisch-imperialen Restabilisierungsversuche bis 1821 oder 1826 und die kreolischen Staatsversuche (wie „Groß“-Kolumbien, 1819-1830) mit ein, war es ein gigantisches Diskontinuum

Zurück zur Zeit vor 1810. In der Karibik kam es zu vielen Rebellions-Versuchen, die durch Saint-Domingue beeinflusst und inspiriert waren. Die Furcht der Eliten war mit Händen greifbar. Das verstärkte ihre Gewaltbereitschaft.<sup>28</sup> Humboldt, obwohl Feind der Revolution als Mittel der Politik, begriff sehr gut die Legitimität der Sklavenrevolution und die Illegitimität der Revolutionsvorstellungen der Eliten. Humboldt analysierte die Gründe der Sklavenrevolution – mit wissenschaftlichen Mitteln, die heute noch Standard sind (wenn auch weniger in der Kulturgeschichte): Demographie, Wirtschafts-, Raum- und Strukturgeschichte, Vergleich, Historiographie und Dokumentenanalyse.<sup>29</sup> Der Hauptgrund für die Revolution der Sklaven lag für Humboldt in

---

<sup>28</sup> Gaspar/ Geggus: *A Turbulent Time*; Geggus (Hrsg.): *The Impact of the Haitian Revolution*.

<sup>29</sup> Michael Zeuske: *Comparing or interlinking? Economic comparisons of early nineteenth-century slave systems in the Americas in historical perspective*. In: Enrico Dal Lago/

der Sklaverei. Weil er Gegner der Sklaverei war, insofern war er revolutionärer Sozialliberaler, gab Humboldt der Sklavenrevolution Legitimität.

Die Vorstellung einer „weißen und terroristischen Revolution“ zur Verschärfung der Sklaverei und der Repression gegen die Gruppen der „Nicht-Weißen“ sowie gegen die Gruppe der spanischen Reformer hatte für Humboldt 1803, sieben Jahre vor Beginn der heute so hochgelobten „Independencia“, keinerlei Legitimität. Er schrieb: „De cette position [den Revolutionsvorstellungen der Oligarchien] naît une confusion d'idées et des sentiments inconcevables, une tendance révolutionnaire générale. Mais ce désir se borne à chasser les Européens et à se faire après la guerre entre eux.“<sup>30</sup>

Eine Grundfrage besteht darin, was Humboldt zwischen 1800 und 1805 als „Jakobinismus“ fasste.<sup>31</sup> Möglicherweise wurde um 1805 in Europa bereits etwas anderes unter „Jakobinismus“ verstanden. Für die Sklaverei-Karibik unter dem Eindruck der Kämpfe um die Sklavenkolonie Saint-Domingue hat am besten Francisco de Arango y Parreño (1765-1837), der Bekannte und Freund Humboldts,<sup>32</sup> dargestellt, was in diesem historischen Moment unter „Jakobinismus“ und „französischem Terror“ in der Karibik verstanden wurde. Arango hatte 1803 Saint-Domingue besucht, das noch von französischen Truppen gehalten wurde, um für die kubanischen Oligarchien zu berichten, was die Zukunft Saint-Domingues sein könnte und welche Auswirkungen für die

Constantina Katsari (Hrsg.): *Slave Systems. Ancient and Modern*. Cambridge 2008, S. 148-183.

<sup>30</sup> „Aus dieser Lage entsteht eine allgemeine revolutionäre Tendenz. Aber dieser Wunsch beschränkt sich darauf, die Europäer zu vertreiben und sich danach gegenseitig zu bekriegen.“ Das Textstück „Colonies“ enthält die Zurückweisung einer Revolution der Eliten Spanisch-Amerikas in konzentrierter Form, in: Margot Faak (Hrsg.): *Humboldt, Lateinamerika am Vorabend der Unabhängigkeitsrevolution. Eine Anthologie von Impressionen und Urteilen aus den Reisetagebüchern*. Berlin 1982, S. 64 (Dokument 1), geschrieben zwischen dem 4. Januar und dem 17. Februar 1803 in Guayaquil.

<sup>31</sup> Michael Zeuske: *Comparando el Caribe*. Alexander von Humboldt, Saint-Domingue y los comienzos de la comparación de la esclavitud en las Américas. In: *Estudios Afro-Asiáticos* Bd. 26, Nr. 2 (2004), S. 381-416; Ders.: *Alexander von Humboldt y la comparación de las esclavitudes en las Américas*. In: *HiN* Bd. VI, Nr. 11 (2005), S. 65-89 und ders.: *Humboldt, esclavitud, autonomismo y emancipación en las Américas, 1791-1825*. In: *Mariano Cuesta Domingo/ Sandra Rebok* (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Estancia en España y viaje americano*. Madrid 2008, S. 257-277.

<sup>32</sup> Michael Zeuske: *Arango y Humboldt/Humboldt y Arango. Ensayos científicos sobre la esclavitud*. In: *María Dolores González-Ripoll/ Izaskun Álvarez Cuartero* (Hrsg.): *Francisco de Arango y la invención de la Cuba azucarera*. Salamanca 2009, S. 245-260. Siehe auch Sandra Rebok: *La Révolution de Haïti vue par deux personnages contemporains. Le scientifique prussien Alexander von Humboldt et l'homme d'état américain Thomas Jefferson*. In: *French Colonial History* Bd. 10 (2009), S. 75-95.

Sklaverei Kuba absehbar seien. Unter der rhetorischen Frage „¿Qué suerte o destino tienen los negros que caen prisioneros?“ schreibt der kubanische Sklavenbesitzer und Plantageneigentümer:

Todos mueren, y así sucedía desde los últimos tiempos del General Leclerc: lo más dulce para estos infelices es ser pasado por las armas, y todavía no es lo peor que espalda con espalda, y de dos en dos, sean arrojados al mar. Lo que me estremece es haber oído de la boca del Jefe de Brigada Nerau, Comandante de la Guardia del General en Jefe, que la noche antes había echado a los perros una negra prisionera; y otra tarde, que en aquella mañana había sorprendido un destacamento de doce insurgentes, cuyo Jefe fue entregado a la tropa que lo pidió para sacarle, vivo, los ojos.<sup>33</sup>

„Jakobinismus“ bedeutete für Arango und auch für Humboldt Terror jakobinischer französischer Offiziere gegen Gefangene der Armee aus schwarzen und farbigen Soldaten, die für ihre Menschenrechte auf Freiheit und Gleichheit kämpften. Deshalb hält Humboldt in seinem bislang nicht publizierten Tagebuch von 1804 lakonisch fest: „Le Terrorisme regnait en 1803 aux Colonies.“<sup>34</sup>

Paradigmatisch für Humboldts Verhältnis zu den Kolonialeliten, die eine „weiße Republik“ mit Sklaverei in Venezuela mit jakobinischen Mitteln anstrebten und die Auswirkungen der Sklavenrevolution auf ihr Territorium zu minimieren versuchten, ist die Kritik, die Humboldt an Fernando Peñalver (1765-1837)<sup>35</sup> äußert. Peñalver wurde 17 Jahre später wichtig für die Konstituierung des kreolisch-liberalen Staates und der Definition, welche Gruppe in ihm die Macht haben sollte. Peñalver war auch Berater Simón Bolívars für Fragen der Sklaverei, der Abolition und der Vergabe von Land. Humboldt sagt bei seiner Reise durch die Täler von Aragua, der Hauptregion der Plantagen der Elite von Caracas, bei einem Aufenthalt in Valencia, wo die Latifundien- und Sklavenbesitzer ihre Sommerhäuser hatten, über Peñalver: D[on] Fernando Peñalver, gebildet wie sein Bruder, ebenso hundemager, aber größer und sich

---

<sup>33</sup> Francisco Arango y Parreño: Comisión de Arango en Santo Domingo. In: Ders.: Obras de D. Francisco de Arango y Parreño. Band 1. Havanna 1952, S. 344-383, hier S. 363. Siehe auch José Antonio Piqueras Arenas: La misión de Guarico y el nacimiento del buen esclavista cubano. In: Ibero-Americana Pragensia Suppl. 25 (2009), S. 139-156.

<sup>34</sup> „Der Terrorismus regiert 1803 in den [französischen] Kolonien.“ „Isle de Cube. Antilles en général“ Alexander von Humboldt: Tagebuch 1804. In: Biblioteka Jagiellońska Kraków, Oddział Rękopisów, 1161, Al. v. Humboldt Nachlaß 3, f. 15r.

<sup>35</sup> Mario Briceño Iragorry: La tragedia de Peñalver. Bogotá 1949 und Alarico Gómez: Fernando Penalver, 1761-1837. Caracas 1973.



ein Adonis dünkend, elend eitel, die ersten Tage immer von Raynal, Encyclopédie, Menschenfreiheit [...] sprechend. Aber nachher brach die gemeine Menschennatur durch. Der Portugiese [P. war Kaufmann, und die stammten oft aus Portugal oder Brasilien] meinte, man solle eine weiße Republik stiften, zu einer Zeit, wo die franz[ösische] Republik, wie nicht zu zweifeln, die Sklaverei wieder erlaubt hat<sup>36</sup> [...]; in der weißen Republik giebt man selbst den freien Mulatten [*pardos*] keine Rechte, die Sklaven bedienen ihre Herren knieend, jene verkaufen die Kinder der letzteren [...]. Das ist die Frucht amerikan[ischer] Aufklärung! Verbannt Eure Encyclop[ädie] und Euren Raynal, ihr schändlichen Menschen.<sup>37</sup>

Humboldt selbst war Anhänger der bourbonischen Reformen ebenso wie der preußischen Reformen. Die bourbonischen Reformen hatten historisch gesehen zu wenig Zeit, um sich wirklich zu konsolidieren, zumal im Gefolge der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege die atlantischen Beziehungen total zusammen brachen und allenthalben Konflikte, Kriege, Vertreibungen, Landbesetzungen, Rebellionen und Revolutionen offen ausbrachen.<sup>38</sup> Die Kakaoplantagenwirtschaften litten seit 1780 unter einer Krise. Die Eliten von Caracas konzentrierten sich stärker auf die Viehwirtschaften in den Llanos. Das brachte schwerste Konflikte und Dauergrenzkriege mit den *llaneros* vom Apure.

1806 kam auch noch Francisco de Miranda, Sohn eines reich gewordenen Kanariers, der in Venezuela keine Karriere machen können, und versuchte mit einer Militärexpedition und britischer sowie US-amerikanischer Unterstützung, ganz Venezuela zu erobern. Er plante, Venezuela zum Ausgangspunkt einer Militärexpedition zu machen, die ganz Hispanoamerika zu einem unabhängigen Staat machen sollte. Die Interventen mussten allerdings wegen fehlender Unterstützung durch die Bevölkerung und die Eliten Venezuelas nach wenigen Tagen Besetzung von Coro wieder abrücken.<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> Humboldt bezieht sich auf die Wiedereinführung der Sklaverei in Frankreich und seinen Kolonien, die 1802 auf Befehl Napoleons wirklich erfolgte. Siehe Gustav Roloff: Die Kolonialpolitik Napoleons I. München 1899, S. 244-254 (Anlagen: Geheiminstruktionen Napoleons I. für General Leclerc, 31. Oktober 1801).

<sup>37</sup> Alexander von Humboldt: Von Caracas an den See von Valencia und nach Puerto Cabello (7.2.-5.3. 1800). In: Faak (Hrsg.): Alexander von Humboldt, Reise durch Venezuela, S. 185-221, hier S. 208.

<sup>38</sup> Lucas G. Castillo Lara: El negro Miguel Guacamaya y su cumbe. In: Ders.: Apuntes para la historia colonial de Barlovento. Caracas 1981, S. 619-621 und Angel Sanz Tapia: Refugiados de la Revolución Francesa en Venezuela (1793-1795). In: Revista de Indias Bd. XLVII, Nr. 181 (1987), S. 833-868.

<sup>39</sup> Michael Zeuske: Francisco de Miranda (1750-1816). América, Europa und die Globalisierung der ersten Entkolonialisierung. In: Bernd Hausberger (Hrsg.): Globale Lebens-

Es gab im Innern Venezuelas aber weitere, viel tiefer reichende Konflikte, die mit der extremen, aber unter normalen Bedingungen unterdrückten Gewalt der Sozialbeziehungen in einer äußerlich träge erscheinenden, aber im Innern sehr dynamischen urbanen Kolonialgesellschaft zusammenhingen, die zudem durch kriegerische Konflikte in ihrem Umfeld politisiert worden war. Rassen- und Kastenschranken für die Masse der mestizisierten Bevölkerung, die bislang die Vorherrschaft der „weißen“ Elite der Abkömmlinge von Konquistadoren und ersten Siedlern gesichert hatten, wurden zum Konfliktfeld erster Ordnung.

Nach mehreren Versuchen, eine Junta der Eliten von Caracas zu bilden, um die vielen lokalen und regionalen Probleme selbst zu lösen und eine Rebellion der *pardos* zu verhindern, kam es am 19. April 1810 in Caracas zur Bildung einer *Junta Conservadora de los Derechos de Fernando VII* (Junta zur Wahrung der Rechte Ferdinands VII.). Die Mantuano-Eliten von Caracas glaubten mit dieser „glücklichen Revolution“ das Problem der *soberanía*, in gewissem Sinne als „Autonomie“ zu interpretieren, gelöst. Für sie war 1810 „die Revolution der Regierung“ beendet.<sup>40</sup> Aber die anderen Städte waren nicht bereit, ihre de-facto-Autonomie zu opfern; die großen sozialen Gruppen der *castas* waren nicht bereit, sich direkt einer Regierung der Eliten von Caracas zu unterwerfen.<sup>41</sup> Die notwendige Legitimierung der neuen Macht, verständlicherweise noch ohne starken Mythos, öffnete Türen für neue Formen der Politik, der Soziabilität, der Presse und der Diskurse. Diese Dimension ist vor allem von François-Xavier Guerra und seinen Schülern hervorgehoben worden.<sup>42</sup> Noch

---

läufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen. Wien 2006, S. 117-142.

<sup>40</sup> Inés Quintero: Los nobles de Caracas y la independencia de Venezuela. In: Anuario de Estudios Americanos Bd. 64, Nr. 2 (2007), S. 209-232.

<sup>41</sup> Inés Quintero: Representación y ciudadanía. Venezuela 1808-1814. In: Juan Ortiz/ Ivana Frasquet (Hrsg.): Jaque a la Corona. La cuestión política en las independencias Iberoamericanas. Castelló 2010, S. 103-122; Diana Carolyn Cifuentes López: Real Audiencia de Santa fé durante las revoluciones hispánicas (1808-1819). In: Ortiz/ Frasquet (Hrsg.): Jaque a la Corona, S. 123-149 und Lígia Berbesí de Salazar: Representación política, conflictos y opinión en la construcción de la república Venezuela, 1808-1812. In: Marta Terán/ Víctor Gayol (Hrsg.): La corona rota. Identidades y representaciones en las independencias Iberoamericanas. Castelló 2010, S. 109-131.

<sup>42</sup> Eine gewisse Ausnahme unter den Guerra-Schülern stellt Clément Thibaud dar, der der Gewalt, dem Militär und dem Terrorismus immer Aufmerksamkeit gewidmet hat: Clément Thibaut: En Busqueda de un punto fijo para la República. El Cesarismo liberal (Venezuela-Colombia 1810-1830). In: Revista de Indias Bd. 112 (2002), S. 463-492; Ders.: Repúblicas en armas. Los ejércitos bolivarianos en la Guerra de Independencia en Colombia y Venezuela. Bogotá 2003 und ders.: Coupé têtes, brûlé cazes. Temores y deseos de Haití en el Caribe

wichtiger, sage ich, waren die neuen Formen direkter, in der Öffentlichkeit ausgeübter Gewalt, wie sie Humboldt beobachtet bzw. vorhergesagt hatte. Es war die alte konservative Elite von Caracas unter dem Marqués del Toro, die die Büchse der Pandora der direkten Gewalt und des Bürgerkrieges bereits Ende 1810 öffnete. Die Eliten vieler Städte Venezuelas erklärten sich für autonom und folgten entweder dem Beispiel von Caracas, versuchten völlige Autonomie oder nahmen an den Wahlen zu den Cortes in Cádiz teil und stellten sich damit gegen die Junta von Caracas. Gegen diese Eliten, vor allem die der konkurrierenden Stadt Coro, setzten die Oligarchien von Caracas die Milizen in Marsch und eröffneten das „Jahrhundert der Gewalt“ im nördlichen Südamerika, das zumindest in Venezuela erst seit 1908 durch viele Jahrzehnte der Diktatur unter Kontrolle gebracht werden konnte.

Mit der Junta glaubten die Mantuano-Eliten von Caracas ihre dominante Position, nun durch erste Dekrete über Freihandel gestärkt, in der neuen Zeit noch weiter ausbauen zu können. Ein konstitutiver Kongress nach nord-amerikanischem Beispiel wurde einberufen. Die Debatten rankten sich allerdings mehr um das Hauptproblem der Eliten untereinander, die Föderation (*confederación*), und nicht etwa um Nation, soziale Fragen oder Wirtschaftsprobleme.<sup>43</sup> Sie wagten nicht einmal, ihrer „weiße Republik“ wirklich den formalen Titel einer Republik zu geben.

Allerdings ergab sich aus der Debatte um den allgemeinen Bürgerstatus (*ciudadanía*) eine interessante Konstellation. Der Kongress in Caracas, dominiert von der Elite von Caracas, versuchte für alle Provinzen der Generalkapitanie zu sprechen, als er die *pardos* als „Menschen“ anerkannte (im Sinne von Menschenrechten), während die Abgeordneten der föderierten „Staaten“ (die ehemaligen Provinzen) gerne diesen Status im Sinne des Föderalismus für ihre Territorien selbst definiert hätten.<sup>44</sup> In der Föderationsverfassung vom Dezember 1811 wurden jedenfalls *expressis verbis* die „Schränken der Gleichheit“ für die *pardos* aufgehoben bzw. schlossen *pardos* mit ein. Wenn das Wort Nation verwendet wurde, dann im Sinne von

---

hispanico. In: Izaskún Álvarez Cuartero/ Julio Sánchez Gómez (Hrsg.): Visiones y revisiones de la Independencia americana. México, Centroamérica y Haití. Salamanca 2005, S. 107-133.

<sup>43</sup> Arlene Q. Urdaneta/ German Cardozo Galué: El federalismo durante la independencia de Venezuela. Rivalidades regionales y negociación política. In: Dies. (Hrsg.): Colectivos sociales y participación popular en la independencia hispanoamericana. Maracaibo 2005, S. 127-146.

<sup>44</sup> Alejandro E. Gómez: La Revolución de Caracas desde abajo. In: Nuevo Mundo Mundos Nuevos, Debates (2008), puesto en línea el 17 mai 2008 (<http://nuevomundo.revues.org/32982>, 23. September 2009).

Institutionalisierung und Territorialgefäß; meist aber als *nación española* oder *esta parte de la nación española* (dieser Teil der spanischen Nation – für Venezuela), das heißt als Bezeichnung des Ganzen (spanische Monarchie), von dem man sich entweder mehr Souveränität im Sinne von Autonomie erhoffte oder sich lösen wollte.<sup>45</sup> Die Dynamik der neuen politischen Kultur, des um sich greifenden Bürgerkrieges und der Debatten um die Probleme der neuen Zeit, zusammen mit den Pressionen der *pardos* sowie radikaler junger Kreolen aus den Mantuano-Familien aus der um 1780 geborenen Generation um Simón Bolívar und Francisco de Miranda, der Ende 1810 nach Caracas zurückgekehrt war, führten im Juli 1811 zur Proklamation der Unabhängigkeit von Spanien.<sup>46</sup>

Im öffentlichen Raum erschienen neue Akteure, vor allem ein neuer Akteur, meist zusammenfassend als „Volk“ oder *plebe* bezeichnet.<sup>47</sup> Es handelte sich allerdings nicht mehr um das feudale „Volk“ der spanischen und spanisch-amerikanischen Geschichte, sprich Adel und Privilegierte, sondern um Stadtbevölkerungen aller Gruppen und Schichten sowie Intellektuelle und freie Berufe; Sklaven und Frauen allerdings waren von der formalen Politik noch ausgenommen.<sup>48</sup>

Nach Ausbruch der militärischen Kämpfe Ende 1810 erschienen auch das rurale Volk auf der Bühne der Politik und bald auch Sklaven und ehemalige Sklaven. Sie beteiligten sich an den Kämpfen, allerdings unter den Zielen Freiheit und Gleichheit.

---

<sup>45</sup> José F. Heredia: *Memorias del Regente Heredia*. Caracas 1986 und *Acta de Independencia [1811]*. In: Germán Carrera Damas: *De la Abolición de la Monarquía hacia la instauración de la República 1810-1830*. Caracas 2009, S. 43-53, hier S. 44.

<sup>46</sup> François-Xavier Guerra: *El escrito de la revolución y la revolución del escrito. Información, propaganda y opinión pública en el mundo hispánico (1808-1914)*. In: Marta Terán/ José Antonio Serrano Ortega (Hrsg.): *Las guerras de independencia en la América Española*. Zamora 2001, S. 125-147 und ders.: *La ruptura originaria: mutaciones, debates y mitos de la Independencia*. In: Álvarez Cuartero/ Sánchez Gómez (Hrsg.): *Visiones y revisiones*, S. 89-110.

<sup>47</sup> José A. Piqueras: *Bicentenarios de Libertad. La fragua de la política en España y las Américas*. Barcelona 2010.

<sup>48</sup> Arlene J. Díaz: *Vicenta Ochoa, Dead Many Times. Gender, Politics, and Death Sentence in Early Republican Caracas, Venezuela*. In: William E. French/ Katherine Elaine Bliss (Hrsg.): *Gender, Sexuality, and Power in Latin America since Independence*. Lanham, MD 2007, S. 31-51.

## 1810-1824: BÜRGERKRIEGE OHNE UND MIT BOLÍVAR

Jeder Text, der Simón Bolívar an den Beginn oder auch nur an prominente Stelle des Beginns dieser Periode setzt, operiert bereits im Modus des Mythos (auch der vorliegende, ich bin mir der Hermetik unendlicher Mythos-Schleifen durchaus bewusst). Bis 1813 gehörte Bolívar zur extrem konservativen Sklavenhalterelite und zur Gruppe der jungen Milizoffiziere aus ihren Reihen. Auch die nachfolgenden Jahre bis, sagen wir, zum Todesjahr Bolívars 1830 sind in einer Beschreibung der Realgeschichte der Konflikte und Bürgerkriege ohne den Libertador darstellbar.

Die Periode von 1805, besonders von 1810 bis Ende 1811, wurde von den alten konservativen Vertretern der Oligarchie in Gestalt solcher Personen wie die Marqueses del Toro oder de Casa León geprägt.<sup>49</sup> Im ganzen Land, vor allem in den Küsten- und Andenstädten, in den Plantagenzonen, aber auch in den Llanos, in Guayana sowie in Maracaibo und um den Maracaibo-See herum, kam es zu Konflikten und kriegerischen Auseinandersetzungen, die zwar in der florierenden Lokal- und Regionalgeschichte reflektiert sind, aber kaum in Gesamtgeschichten der Zeit. Seit der Rückeroberung der Städte des Zentralteils von Venezuela bis zum Osten (Cumaná) 1812 durch eine breite Anti-Oligarchie-von-Caracas-Allianz unter dem spanischen Marineinfanterieoffizier Domingo de Monterverde – dort lagen auch die wichtigsten Plantagengebiete – spielten vor allem autonome und hochmobile Guerillaeinheiten eine wichtige Rolle, oft unter Führung von Offizieren der Kolonialmilizen, die im Verhältnis von ca. 1:10 durch nicht der Kaste der „Weißen“ angehörige Kämpfer geprägt wurde (1 „weißer“ Kreole auf 10 Milizionäre aus der Gruppe der *pardos* und *morenos*). Diese waren oftmals keinem der für das Konzept der „einen kreolischen Independencia“ konstruierten Lager (Patrioten vs. Royalisten/Loyalisten) zugehörig und bildeten einen konstitutiven Kern für die gewaltsoziologische Interpretation der Krise. Von diesen Guerillas wird meist nur die Miliz der rund 600 kreolischen Milizoffiziere aus der jüngeren Generation der Oligarchie in der so genannten *Campaña Admirable* unter eben Bolívar 1813 hervorgehoben.

---

<sup>49</sup> Quintero: Los nobles de Caracas, S. 209-232.

Insgesamt kam es seit 1810/11 zu einer „heterogeneidad de conductas“<sup>50</sup> und zur Entwicklung eigenständiger sozial-politischer Gruppierungen sowie militärischer Bewegungen: die der *pardos*, die der Kanarier, die der *llaneros*, die der Sklaven und Guerillas verschiedener Landesteile, wo sich die Elemente unterschiedlich mischten, unterschiedliche Territorialvorstellungen kursierten und regionale oder lokale Machtausübung ausgeübt wurden, die oftmals im Konflikt miteinander standen oder zu ungeahnten Allianzen fanden. Die Eliten Maracaibos hätten sich gerne als „Hamburg“ Südamerikas gesehen. Sogar kleine Gruppen von Intellektuellen und internationalen Abenteurern griffen in die Kämpfe ein. Von all diesen Gruppierungen wird im Konzept der kanonisierten Bolívar-Independencia, fast immer nur der jungen Milizoffiziere aus den Reihen der urbanen Eliten (*bolivarianos*, Milizoffiziere aus der Generation Bolívars in den Mittelpunkt gestellt. In der Realität agierten fast alle diese Bewegungen bis 1820 „ohne Bolívar“, der nur in der Gruppe der jungen Milizoffiziere seit 1813 eine gewisse Rolle spielte. Allerdings hatte die Bolívar-Gruppe die diskursive Hegemonie. Das gilt vor allem für die Interpretation und Kanonisierung der Bolívar-Independencia schon deshalb, weil in den großen Archiv- und Dokumentenausgaben vor allem Texte, Briefe und Diskurse aus dieser Gruppe und von Bolívar selbst publizierte worden sind. Ob Dokumente wie die „Proclamación de la Guerra a Muerte“ (1813)<sup>51</sup> oder die „Carta de Jamaica“ (1815) politische Proklamationen, Programme und sozusagen Handlungsanweisungen in der Realität der Zeit ihrer Entstehung gewesen sind oder nicht, hinterfragt kaum ein Historiker. Dass das ein Problem sein könnte, wird nur in extrem spezialisierten Text-Provenienz- und Text/Kontext-Forschungen deutlich.

Das Territorium Venezuelas war schon nach dem Vormarsch der *llaneros* unter José Tomás Boves „ohne Bolívar“, der sich in Cartagena, Neu-Granada, in der Karibik und auf Haiti befand. Venezuela war 1814 bis 1817 ein Land der Guerillas „ohne Bolívar“. In der schweren Krise der Morillo-Pazifikation seit 1815/16 begegneten, und ich möchte sagen, stritten und „bündelten“ sich Vertreter einiger der oben genannten Bewegungen mit ihren jeweiligen

---

<sup>50</sup> Elías Pino Iturrieta: Los venezolanos que harán la independencia o que lucharán por evitarla. In: Gonzalo Anes y Álvarez de Castrillón/ Rafael del Pino y Morno (Hrsg.): La América Hispana en los albores de emancipación. Madrid/ Barcelona 2005, S. 527-540, hier S. 528.

<sup>51</sup> Simón Bolívar: Decreto de Guerra a Muerte, Trujillo, 15. Juni 1813. In: Comité Regional Bicentenario del Natalicio del Libertador (Hrsg.): Decretos del Libertador. Band 1. Los Teques 1983, S. 5-9.

Konzepten in Haiti. Auch der Sklavenhalter und Aristokrat Bolívar musste 1816 aus der englischen Karibik fliehen und den Präsidenten der „Republik Haiti“, Pétion, um Hilfe bitten. Das macht im Übrigen die Bedeutung dieser Revolution für die Unabhängigkeitsbewegungen der Tierra firme aus: Immer in Krisensituationen mussten selbst Vertreter der Sklavenhalteroligarchie wie Bolívar oder vor ihm Francisco de Miranda (1806), der nicht der Oligarchie angehörte, aber aus einer Familie stammte, die auch Sklaven hatte, in Haiti um Hilfe bitten. Und sie bekamen sie. Führungsleute der *pardo*-Bewegungen, wie der 1817 auf Befehl Bolívars erschossene General Manuel Piar, waren im Gegensatz zu den Vertretern der Oligarchie oft Gast in Haiti und genossen dort breites Vertrauen.

Mit oder ohne Haiti, meist auch ohne Bolívar war innerhalb des militärischen Sektors (Milizen, die sich Armeen nannten oder Guerillas genannt wurden) die wichtigste sozial-militärische Bewegung die der *pardos* und freien Schwarzen, die eigenständige Formen eines Republikanismus „von unten“ entwickelt hatten. Ihr Hauptziel war Gleichheit.<sup>52</sup>

Die Rebellionen der Sklaven entsprangen nicht wirklich einer regionalen oder überregionalen Bewegung. Die Rebellionen hatten eher lokalen und punktuellen Charakter. Entsprechend der kleinflächigen, aber in den kleinen Flächen sehr dichten Struktur der ruralen Sklaverei in Venezuela kam es zwar zu Rebellionen und Fluchten sowie Raubzügen geflohener Sklaven, aber nicht zu einem massiven Aufstand wie auf Saint-Domingue. Männliche Sklaven wurden immer wieder für verschiedene Seiten rekrutiert, beginnend mit spanischen Offizieren, die die Sklaven von Barlovento gegen die „1. Republik“ (1811-1812) zu Rebellionen aufstachelten (die allerdings sehr wenig aus der Perspektive der Sklaven selbst erforscht sind).<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Die Bewegung und Rolle der republikanischen *pardos* und *mulatos* ist am besten für das heutige Kolumbien untersucht, vor allem für Cartagena und die Karibikküste. Siehe Múnera: *El fracaso de la nación*; Ders.: José Ignacio de Pombo y Francisco José de Caldas: *Pobladores de las tinieblas*. In: Ders.: *Fronteras imaginadas. La construcción de las razas y de la geografía en el siglo XIX colombiano*. Bogotá 2005, S. 45-88; Marixa Lasso: *Haiti as an Image of Popular Republicanism in Caribbean Colombia: Cartagena Province (1811-1828)*. In: Geggus (Hrsg.): *The Impact of the Haitian Revolution*, S. 176-190 und Marixa Lasso: *Myths of Harmony. Race and Republicanism during the Age of Revolution, Colombia 1795-1831*. Pittsburgh 2007. Für Venezuela siehe: Gómez: *La Revolución de Caracas desde abajo*.

<sup>53</sup> Peter Blanchard: *The Slave Soldiers of Spanish South America. From Independence to Abolition*. In: Christopher L. Brown/ Philip D. Morgan (Hrsg.): *Arming Slaves from Classical Times to Modern Age*. New Haven, CT 2006, S. 255-273 und ders., *Serving the King in Venezuela and New Granada*. In: Ders., *Under the Flags of Freedom. Slave Soldiers Wars of Independence in Spanish South America*. Pittsburgh 2008, S. 17-36.

Die mächtigste, kompakteste und eigenständigste sozial-militärische Bewegung war die der *llaneros* aus den Widerstands- und Fluchtkulturen der Orinoco- und Apureebenen. Nation als Staatskonzept lag ihr völlig fern. Unter José Tomás Boves, einem asturischen Seemann, der lange als „armer Weißer“ und Viehschmuggler in den venezolanischen Llanos gelebt hatte, feigten die *llaneros*, die bereits einen langen Kampf gegen die Expansion der urbanen Eliten des kolonialen Nordvenzuelas geführt hatten, alle Staatsversuche der Eliten hinweg. Sie standen zeitweilig in Allianz mit den Feinden der urbanen Eliten, das heißt mit spanischen Priestern und Offizieren sowie mit einigen Milizen unter kanarischen Anführern.<sup>54</sup> Am dichtesten mit spanischen Offizieren, Kolonialbeamten und royalistischen Priestern arbeiteten die Milizen der Kanarier oder *isleños* zusammen. Sie wurden meist von den Besitzern kleiner Läden oder Tavernen angeführt, ein sozialer Sektor, den Kanarier und arme Weiße dominierten. So berieten der Krämer und Milizoffizier Francisco Tomás Morales,<sup>55</sup> „antiguo vendedor de pescado frito“ [„ehemaliger Verkäufer von Bratfisch“]<sup>56</sup>, und ein spanischer Pfarrer, José Ambrosio Llamozas, den monarchistischen Anführer der *llaneros*. Über die Gewalttaten und die Offenheit ihrer Darstellung in Llamozas Bericht über die Kriegführung in den Llanos (Memorial)<sup>57</sup> war König Ferdinand VII. so erschreckt, dass er sich weigerte, den Pfarrer zu empfangen.<sup>58</sup>

Die blutige Gewalt nahm in Venezuela ungeahnte Maße an. Nach einer Information von Francisco Tomás Morales soll Boves rund 31.000 Kämpfer befehligt haben, darunter viele ehemalige Sklaven, freie Schwarze und *pardos* –

---

<sup>54</sup> Miquel Izard: Orejanos, cimarrones y arrochelados. Barcelona 1988.

<sup>55</sup> Tomás Pérez Tenreiro: Para acercarnos a don Francisco Tomás Morales mariscal de campo, último capitán general en la tierra firme y a José Tomás Boves coronel, primera lanza del Rey. Caracas 1994.

<sup>56</sup> Caracciolo Parra-Pérez: Historia de la Primera República de Venezuela. Caracas 1992, S. 499.

<sup>57</sup> José Ambrosio Llamozas: Memorial presentado al rey en Madrid. In: Boletín de la Academia Nacional de La Historia (BANH) Bd. V (1921), S. 515-529; Ders.: Memorial presentado al rey en Madrid por Pbro. Doctor Don José Ambrosio Llamozas, vicario general del ejército de Varlovento, en las provincias de Venezuela [1815]. In: Santos R. Cortés (Hrsg.): Antología Documental de Venezuela 1492-1900. Materiales para la enseñanza de la historia de Venezuela. Caracas 1960, S. 220-230 und José Mercedes Gómez: La guerra de independencia en el Oriente. El conflicto entre los libertadores. Cumaná 1991.

<sup>58</sup> José A. de Armas Chitty: El tremendo Memorial. In: Ders.: Historia del Guarico. Band 2. San Juan de los Morros 1978, S. 19-22.



unter den quantitativen Verhältnissen Venezuelas, in denen ein „Heer“ von 1.000 Soldaten schon als „groß“ galt, handelte es sich um die größte Armee des 19. Jahrhunderts.<sup>59</sup>

Nicht alle der Bewegungen hatten Unabhängigkeit als Hauptziel, einige traten für Statusverbesserung, mehr Rechte und die Staatsform Republik ein, bei anderen standen Freiheit, Gleichheit und Zerschlagung der Unterdrückung im Vordergrund und bei wieder anderen die Vernichtung der Feinde (die nicht immer nur Spanier waren). Die Bewegung eines Republikanismus „von unten“, der auf Gleichheit ausgerichtet war, kennzeichnet das 19. Jahrhundert im ehemaligen spanischen Amerika und macht eine der Besonderheiten Lateinamerikas in der Geschichte des Atlantiks aus.<sup>60</sup> Die *bolivarianos* etwa, die engsten Anhänger und Testamentsverwalter Bolívars, kämpften noch bis in die 1860er Jahre für einen Großstaat, der aus Neu-Granada (heute Kolumbien) und Venezuela bestehen sollte.

Keine dieser Bewegungen konnte sich völlig durchsetzen und keine lässt sich nur auf die Zeit zwischen 1810 und 1821 oder 1826 eingrenzen, am ehesten noch die Bewegungen der Kolonialoffiziere, -beamten und der spanischen Kaufleute. Die Interpretation dieser Chronologie stellt die konstitutive Grundlage der marxistischen Revolutionsinterpretation dar.

Die strukturelle Gewalt, die dem Kolonialismus innewohnt, war mit den chaotischen Kämpfen der Bewegungen gegen- und miteinander entfesselt und wurde zu aktiver Gewalt und grausamer Gewalttätigkeit (*violencia*). Es existierten keine oder nur sehr rudimentäre Institutionen, sie wieder unter Kontrolle zu bekommen. Am besten gelang das noch in den weiter im Verbund des spanischen Reiches verbleibenden Städten und Provinzen (Maracaibo bis 1824, Coro bis 1821 und Angostura bis 1817). Von Coro und Maracaibo aus, wo Verstärkungen aus Kuba und aus Spanien angelandet werden konnten, gelang mehrmals eine Reimplantation spanisch-royalistischer Staatlichkeit an den Küsten, die erste 1812-1813 unter dem bereits spanisch-kanarischen Marineoffizier Domingo de Monteverde, unterstützt durch einen lokalen Guerillaführer, den „Indio“ Juan de los Reyes Vargas. Unter dem Llaneroführer Boves ergab sich sogar eine völlige Zerschlagung patriotischer Staatsversuche.

---

<sup>59</sup> Federico Brito Figueroa: La contribución de Laureano Vallenilla Lanz a la comprensión histórica de Venezuela. In: Laureano Vallenilla Lanz: Obras completas. Band 1. Caracas 1983, S. III-XXIV, hier S. XVII.

<sup>60</sup> James E. Sanders: Atlantic Republicanism in the Nineteenth-Century Colombia. Spanish America's Challenge to the Contours of Atlantic History. In: Journal of World History Bd. 20, Nr. 1 (2009), S. 131-150.

Die royalistischen Truppen waren aber ein Sammelsurium von Männern, die vom Krieg lebten und alle Eliten, auch die spanischen, bedrohten. Die große Pazifikation unter Pablo Morillo 1815-1820, der über 11.000 Veteranen der napoleonischen Kriege aus Spanien gebot,<sup>61</sup> richtete sich deshalb zunächst gegen die verbündeten Truppen von Boves, die ihrerseits zwei Stabilisierungsversuche unter Bolívar (Caracas 1813-1814) und Santiago Mariño (Cumaná 1813-1814) vernichtet hatten.

### **1821: STAATSVERSUCHE DER „WEIßEN REPUBLIK“ UND EINE UNVOLLENDETE REVOLUTION FÜR SKLAVINNEN UND SKLAVEN**

Durch die auf Allianzpolitik beruhenden militärischen Siege 1819-1821 wurde der Pfad der Lösung der Krise in Richtung eines unvollendeten Revolutionstyps mit Sklaverei, Großgrundbesitz und „weißer Republik“ gelegt, dessen Träger sich in liberalen Diskursen der Zeit aussprachen und auch schrieben. Die überlebenden Eliten Venezuelas und Neu-Granadas begannen sofort nach der militärischen Befreiung durch die alliierten Truppen Bolívars und Paéz' 1819 (Neu-Granada) bzw. 1821 (Venezuela), im Moment der Staatsgründung „Groß“-Kolumbiens, die Rekonstruktion der alten Latifundien (*hacienda, hato*), der Strafgesetzgebung zum Schutz des Eigentums und der Sklaverei (*ley de manumisión*, 1821), darunter fiel auch die Rekonstruktion des Eigentums der Bolívar-Familie durch die ältere Schwester Simón Bolívars.<sup>62</sup>

Latifundien und Sklaven wurden zu privatem Eigentum; die Gewaltbeziehungen allerdings behielten koloniale Form und Traditionen bei. Besonders deutlich ist die Rekonstruktion in der Frage des traditionellen Großgrundbesitzes, weniger deutlich in Bezug auf die Sklaverei. Im Grunde wurde in den Debatten der Kongresse von Angostura und Cúcuta der Ist-Zustand der Sklaverei und des jeweiligen Status der einzelnen Sklavinnen und Sklaven anerkannt (das heißt vor allem, ehemalige Sklaven, die im Heer waren, blieben frei, die anderen blieben an ihrem Arbeitsort oder wurden dorthin zurück getrieben). Das Wort Sklaverei (*esclavitud*) wurde durch das Wort *manumisión* (wörtlich „gesetzliche Freilassung“) ersetzt, und alle ab 1821

---

<sup>61</sup> Gonzalo M. Quintero Saravia: Pablo Morillo. General de dos mundos. Bogotá 2005.

<sup>62</sup> Michael Zeuske: Simón Bolívar in Geschichte, Mythos und Kult. In: Berthold Molden/ David Mayer (Hrsg.): Vielstimmige Vergangenheiten. Geschichtspolitik in Lateinamerika. Münster 2009, S. 241-265 und Díaz: Vicenta Ochoa, S. 31-51.

geborenen Kinder von Sklavinnen sollten „frei“ sein, aber bei ihren Müttern und deren Herren bleiben, und Sklavenhandel blieb verboten. Sklavinnen und Sklaven konnten gegen Entschädigung frei gelassen oder von speziellen Kommissionen frei gekauft werden. Das wurde in die Verfassung von Cucutá (1821) eingeschrieben – eines der verlogenensten „Freiheits-Gesetze“ der Welt. Es sicherte den Besitzern von Sklaven für mindestens eine Generation ihr „investiertes Kapital“ und beließ die Abolition unter Kontrolle der Sklavenbesitzer und des Staates. Endgültig wurde die Sklaverei, nun Manumisión genannt, in Venezuela erst 1854 aufgehoben.<sup>63</sup>

Die überlebenden Eliten und einige aufgestiegene hohe Offiziere verfügten damit über Fixpunkte bei der Rekonstruktion der Sklaverei und der Großgrundbesitzes. Mit Hilfe des neuen Staates konnten sie auch einen gigantischen und länger währenden Prozess der Akkumulation in Gang setzen. Mit der dabei immer schnelleren Zerschlagung und Privatisierung aller Formen des Gemeinbesitzes (Missionen, indianische Dorfgemeinden, Land der „freien“ Indios im Süden und in den Guayanas, Vergabe von Privateigentum in den Llanos und Aneignung der Herden) sowie der „toten Hand“ (Kirchenbesitz) gelangte immer mehr Land unter ihre Kontrolle. All das wurde propagiert in Worten und Texten des Liberalismus und umgeben von einigen liberalen Maßnahmen. Wegen der Erfolge der Militärs mussten einige der hohen Offiziere des bolivarianischen Heeres, selbst wenn sie dunkle *pardos* waren, in die neue Latifundien-Eigentümer-Elite aufgenommen werden. José Antonio Páez wurde zu einem der größten Landeigentümer. Trotzdem oder gerade deswegen wurde selbst ein Bolívar nie die Angst vor den *pardos* los.<sup>64</sup>

Ich möchte im folgenden Abschnitt die normale Darstellung einmal umkehren. In den kanonisierten Darstellungen wird meist Bolívar in den geschlossenen Raum-Zeitkomplex einer „Independencia“ 1810-1826 gestellt, sozusagen als Proxy für die gesamte kanonisierte kreolische Revolution. Ich will hier Bolívar dagegen als Individuum, Mitglied der konservativen

---

<sup>63</sup> Michael Zeuske: Eliten, Sklaverei und Land. In: Ders.: Kleine Geschichte Venezuelas. München 2007, S. 167-183. Zu den Debatten um die Sklaverei auf den Kongressen und den Gesetzen der Legislative siehe José Marcial Ramos Guédez: Simón Bolívar y la abolición de la esclavitud en Venezuela 1810-1830. Problemas y frustración de una causa. In: Revista de Historia de América Bd. 125 (1999), S. 7-20 und Pedro Felipe Hoyos Körbel: Bolívar y la legislación esclavista. In: Hoyos Körbel: Bolívar y las negritudes. Momentos históricos de una minoría étnica en la Gran Colombia. Manizales 2007, S. 228-330.

<sup>64</sup> Aline Helg: Simón Bolívar and the Spectre of Pardocracia. José Padilla in Post-Independencia Cartagena. In: Journal of Latin American Studies Bd. 35, Nr. 3 (2003), S. 447-471.

Mantuano-Oligarchie und Sklavenhalter präsentieren. Diese Art der Darstellung widerspricht dem Bolívar-Mythos völlig. Bolívar wird trotz seiner Antisklaverei-Diskurse in der Realität der Rekonstruktion des Sklaverei- und Haciendakomplexes seit 1819/21, sozusagen als normaler Vertreter einer extrem konservativen Sklavereioligarchie, präsentiert. All das tue ich trotz oder gerade wegen der Überschrift dieses Abschnitts – aber Stimmen der Sklavinnen und Sklaven existieren kaum, und im Zusammenhang der Kritik der Kanonisierung und des Mythos macht sich eine Darstellung des Sklavenproblems und der „unvollendeten Revolution“ aus dieser ungewöhnlichen Perspektive besonders gut.

Simón Bolívar gelangte bereits als sehr junger Mann, ohne selbst einen Finger dafür gerührt zu haben, in den Besitz von fünf großen Erbschaften mit Sklaven: Erstens bekam er 1795, im unschuldigen Alter von 12/13 Jahren, den Mayorazgo de la Concepción, Erbe seines Cousins ersten Grades, Presbítero Dr. Juan Félix de Aristiguieta y Bolívar.<sup>65</sup>

Als zweiter Sohn erhielt Bolívar aus dem väterlichen Erbe nicht gleich den wichtigsten Mayorazgo der Familie Bolívar, San Mateo, sondern zunächst kleinere Erbteile als sein erstgeborener Bruder Juan Vicente Bolívar y Palacios. Erst als Juan Vicente 1811 einem Schiffbruch bei der Beschaffung von Waffen für die Junta von Caracas zum Opfer fiel, trat Simón auch dieses Erbe an. Aus der Erblassung der Mutter erhielt Simón Bolívar drittens einige Haciendas. Die vierte Erbschaft kam aus dem Besitz seines Großvaters mütterlicherseits, Regidor und Alférez Real Feliciano Palacios.

Simón Bolívar erhielt 1812 wegen des Todes seines Bruders Juan Vicente den gesamten Besitz der Familie Bolívar überschrieben (darunter fünf Mayorazgos), vor allem den Bolívar-Mayorazgo San Mateo und die Kupferminen im Tal von Aroa.<sup>66</sup>

---

<sup>65</sup> Testamento del Canónigo Don Juan Félix Jérez de Aristeguieta. In: Bolívar: Papeles de Bolívar. Band 2, S. 194-201 und Juan M. Morales Álvarez: Los bienes del mayorazgo de la Concepción ([www.bicenteniariodelasamericas.org/index.php?option=com\\_content&view=article&id=425:kl&catid=288:bolivar&Itemid=329](http://www.bicenteniariodelasamericas.org/index.php?option=com_content&view=article&id=425:kl&catid=288:bolivar&Itemid=329), 13. Dezember 2010).

<sup>66</sup> Juan Morales Álvarez: La Primera Propiedad de Simón Bolívar. El Mayorazgo de la Concepción. In: Revista de Control Fiscal. Órgano de la Contraloría General de la República Bd. XXIV, Nr. 110 (1983), S. 135-149 und ders.: El Mayorazgo del padre Aristeguieta primera herencia del Libertador. Caracas 1999.

Simón Bolívar war, als 1813 seine politische Karriere als Anführer der Unabhängigkeitsbewegung startete, unermesslich reich – nach damaligen und heutigen Maßstäben. Bestandteil seines ersten Erbes allein, des Mayorazgo de la Concepción, waren 1795 rund 65 Sklavinnen und Sklaven. In dieser Position blieb Bolívar im Grunde bis an das Ende seines Lebens, auch wenn er einige Jahre wegen Nichtanwesenheit nicht in den Genuss der Einkünfte kam, die Besitzungen nicht mehr selbst bewirtschaftete bzw. einige „Güter“ gerne zur Finanzierung seiner Politik verkauft hätte. Grundsätzlich hat sich Bolívar vom Habitus eines normalen Mitgliedes der Elite, wenn man so will, seiner Klasse, *nicht* gelöst – er dachte, kleidete sich, schmeckte, roch und sprach wie sie, möglicherweise etwas besser oder eher den Diskursen des wissenschaftlichen Liberalismus entsprechend. Allerdings entsprach sein politisches Verhalten seit 1808, speziell aber seit 1816 (Aufenthalt in Haiti), nicht mehr dem eines normalen Angehörigen der Latifundien- und Sklavereielite. Er beutete Sklaven nicht mehr direkt aus und hatte keine unmittelbaren Interessen mehr an seinem Landbesitz – das galt für ihn als Individuum und in der öffentlichen Rolle als Libertador, nicht aber für seine Familie, und für die anderen Vertreter der alten (und neuen) Oligarchien schon überhaupt nicht! Bolívar selbst mag diese Spaltung geahnt haben, als er 1822 an Fernando Toro schrieb: „Yo pertenezco ahora a la familia de Colombia y no a la familia Bolívar; ya no soy de Caracas sola, soy de toda la nación.“<sup>67</sup> Andererseits wird das normale Verhalten der Eliten sehr deutlich an dem Streben des Gelehrten und Intellektuellen Andrés Bello, der nichts sehnlicher wünschte als eine eigene Kaffee-Hacienda mit Sklaven.<sup>68</sup>

In den Jahren 1812 bis Mitte 1813 und wieder Mitte 1814 bis 1821 kam Bolívar als Anführer einer „Rebellion“, wie es im Sprachgebrauch des spanischen Imperiums hieß (verbunden mit dem juristischen Tatbestand des Hochverrats, auf den die Todesstrafe stand), nicht in Genuss seiner Besitzungen, der Arbeit der Sklavinnen und Sklaven und der Renten daraus.<sup>69</sup>

---

<sup>67</sup> Brief aus Cuenca an Fernando Toro, 23. September 1822. In: Simón Bolívar: Obras completas. Band 1, S. 683-685.

<sup>68</sup> Richard Rosa: A seis grados de Andrés Bello. Literatura y finanzas en los 1820. In: Carlos Pacheco/ Luis Barrera Linares/ Beatriz González Stephan (Hrsg.): Nación y literatura. Itinerarios de la palabra escrita en la cultura venezolana. Caracas 2006, S. 133-152.

<sup>69</sup> Am 30. Juli 1812, in der darauf folgenden Nacht wurde Miranda verhaftet, gab Bolívar einem Bevollmächtigten Anweisungen, was mit seinem Eigentum geschehen sollte. Das Dokument zeigt ihn noch ganz als Sklavenhalter: Instrucciones. In: Sociedad Bolivariana de Venezuela (Hrsg.): Bolívar. Escritos del Libertador. Band 2. Caracas 1968, S. 211-214.

Die Spanier stellten erst, wie die für die Unabhängigkeit Kämpfenden (*patriotas*) auch, die Güter der jeweiligen Gegner unter Sequester. Dann konfiszierten sie sie und versteigerten sie an Meistbietende, um den Krieg zu finanzieren. Die Bolívar-Sklaven, sofern sie nicht geflohen waren, arbeiteten weiter auf den Plantagen und Haciendas. Es gibt aber auch hier eine familiäre Besonderheit, die Anhänger des Bolívar-Mythos nicht gerne hören, die die venezolanische Historikerin Inés Quintero nicht müde wird zu betonen: Die ältere Schwester Simón Bolívars, María Antonia Bolívar Palacios y Blanco, war, wie die Masse der kreolischen Oligarchie, Gegnerin der politischen Ambitionen ihres Bruders. Als treue Anhängerin des spanischen Königs von 1814 bis 1822 im Exil (vor allem in Havanna) bekam sie aus ihren Besitzungen, die die Spanier konfisziert hatten, eine ziemlich hohe Rente.<sup>70</sup>

Zunächst sah es wegen der Bemühungen um die Abolition der Sklaverei 1814-1819 so aus, als ob Krieg und Gewalt beendet werden könnten. Am 24. Juni 1821 wurde im Kampf um die Plantagen-Zentralregionen und um Caracas die entscheidende Schlacht bei Carabobo geschlagen. Die Truppen von Bolívar und Páez siegten. Bis zu diesem Jahr dauerte der 1810 ausgelöste Krieg in Venezuela an, mit Ausläufern sogar bis 1824. Erst im Jahr zuvor, durch den temporären Waffenstillstand 1820 zwischen Pablo Morillo und Simón Bolívar, war die terroristische *Guerra a muerte* formell beendet worden. Das galt für das Zentrum Venezuelas. In den Llanos und verschiedenen anderen Peripherien zog der Krieg sich auf die Ebene von Konflikten, Gewalttätigkeiten und extremer Rechtsunsicherheit zurück. Es kam immer wieder zu Ausbrüchen von offener Gewalt, Rebellionen oder größeren Kriegen (wie der Guerra Federal 1859-1864). Im Grunde endete die 1810 ausgelöste offene Gewalt im Laufe des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht.

Ebenso wie die Gewalt fand auch die Sklaverei kein Ende. Bei näherem Hinsehen und bei genauer Analyse der Dokumente zeigt sich, dass keiner der Offiziere aus der Elite die von Bolívar proklamierte Abolition wirklich ernst nahm. Auch das ist ein seltsam unreflektiertes Problem der Independencia-Historiographie. Eine sehr intensive Suche in den Bolívar-Texten und anderen Quellen bringt folgendes zu Tage. Bolívar ließ im Überschwang des Sieges

---

<sup>70</sup> Inés Quintero: María Antonia Bolívar, la hermana del Libertador. Una „Heroína de la Lealtad“. In: *Tiempos de América. Revista de Historia, Cultura y Territorio* Bd. 17 (2010), S. 95-103.

1821, eher symbolisch, sechs seiner Sklavinnen und Sklaven der Hacienda San Mateo persönlich frei.<sup>71</sup>

In einer Sklavereigesellschaft im Rechtssystem der spanischen Imperiums musste ein Freilassungsakt („*libertad*“) durch eine für jede Sklavin, jeden Sklaven individuelle *carta de libertad* (Freiheitsbrief), unterschrieben durch den individuellen Eigentümer und Freilasser, vor einem Notar und acht Zeugen beurkundet werden. Der Freilassungsakt war von Bolívar 1821 wohl auf der Hacienda San Mateo vollzogen worden, und Bolívar hatte die Freilassung zwar ausgesprochen, aber seinen Ex-Sklaven keine Papiere ausstellen lassen. Die Folge für die Sklaven war, dass die Freilassung durch die von anderen Sklavenbesitzern kontrollierten politischen und juristischen Autoritäten nicht anerkannt wurde. Bolívar musste jedenfalls sechs Jahre später, 1827, als er sich wieder in Caracas aufhielt, die ordnungsgemäße Protokollierung entweder überhaupt erst einmal machen lassen (in den privaten Papieren Bolívars von 1821 ist keines dieser Protokolle zu finden<sup>72</sup>) und schriftliche Ratifikationen der Freilassung protokollieren lassen.

Die Dokumente über die sechs Sklaven bzw. ehemaligen Sklaven sind die einzigen von Bolívar persönlich, als Sklaveneigentümer, unterzeichneten Dokumente. Alle anderen Texte von ihm beziehen sich auf die Sklaverei als System, nicht auf seine Sklaven, und sind Dekrete, Diskurse, Proklamationen und Gesetze, wie das Dekret Bolívars über „Konfiskation und Befreiung“ der Sklaven der Hacienda Ceiba Grande (Casanare), wo sich 1820 zeitweilig Bolívars Hauptquartier befand.<sup>73</sup> Freilassungen durch Bolívar als Individuum in Bezug auf „seine“ Sklaven finden hier und da Erwähnung, sind aber wegen fehlender Dokumente schwer fassbar. Die Sklaven aus dem persönlichen Eigentum Bolívars, nach 1821 mehrheitlich unter Verwaltung seiner Familie, blieben, wenn sie nicht geflohen oder verschwunden waren, als *manumisos* im Quasi-Sklavenstatus.

Bolívar stellte sein gesamtes Vermögen unter die Verwaltung seiner Restfamilie. Zunächst überließ er die Verwaltung seinem Neffen Anacleto

---

<sup>71</sup> Ramos Guédez: Simón Bolívar y la abolición de la esclavitud en Venezuela, S. 7-20.

<sup>72</sup> Zum Beispiel im *poder especial* (spezielle Vollmacht), die Bolívar am 5. Juli 1821 seinem Neffen Anacleto Clemente übertrug siehe Poder especial conferido a su sobrino el capitán Anacleto Clemente, Caracas, 5 de julio de 1821. In: Sociedad Bolivariana de Venezuela (Hrsg.): Bolívar. Band 2, S. 247-248.

<sup>73</sup> Decreto de Bolívar, fechado en Ceiba Grande el 23 de Octubre de 1820, por el cual confisca la hacienda del mismo nombre y da libertad a sus esclavos. In: Sociedad Bolivariana de Venezuela (Hrsg.): Bolívar. Band 18, S. 584.

Clemente Bolívar, dem exzentrischen Sohn seiner ältesten Schwester María Antonia.<sup>74</sup> Bolívar kümmerte sich nicht um die komplizierten Rechtsfragen, die sich aus Krieg und Konfiskationspolitik der vergangenen Jahre ergaben. 1824 erging – Simón Bolívar befand sich auf dem Peru-Feldzug – der Auftrag zur Verwaltung der Besitztümer der Bolívar-Familie an Simón Bolívards älteste Schwester, die bereits erwähnte María Antonia. Deren erste Amtshandlung war die Erstellung eines *inventario de bienes* (Besitzinventar).<sup>75</sup> Dieses Besitzinventar zeigt zweierlei: erstens den schlechten Zustand der Latifundienwirtschaft der alten Oligarchie nach dem langen Krieg und zweitens, dass die Erstellung des Inventars selbst der Anfangsschritt zur wirtschaftlichen Restauration der Herrschaft der alten Elite war. Simón Bolívar selbst konnte sich aus diesem konservativen Rekonstruktionsprozess seiner sozialen Gruppe (und weiterer Oligarchien), die sich nunmehr zu nationalen Eliten formierte, nur fernhalten (nicht entkommen!), indem er auf die kontinentale Ebene wechselte. Von 1821 bis 1827 blieb Bolívar außerhalb von Venezuela und außerhalb von „Groß“-Kolumbien (das selbst schon die überregionale Schöpfung einer im Grunde auch „weißen Republik“ darstellte, um notwendige Reformen zentralstaatlich durchsetzen zu können – ein voller Misserfolg).

Die alte Elite Venezuelas, die städtische Oligarchie der Mantuanos, war im Unabhängigkeitskrieg stark dezimiert worden. Nach dem Besitzinventar von 1824 verfügte die Restfamilie über folgende Haciendas, Hatos, Häuser und Minen im Besitz der Familie Bolívar: die Hacienda de San Mateo, Zentral- und Prunkstück des Bolívar-Mayorazgos, den Vieh-Hato El Totumo in den Llanos Altos del Guárico, die Hacienda de Chirgua, mehrere Haciendas im Valle del Tuy, darunter die Hacienda Palacios (Barlovento), die Hacienda de Santo Domingo, die Hacienda de Aragüita, die Hacienda de San Vicente und die Haciendas von Macaita, Suata und Caicara, Häuser in La Guaira, das Haus am Ufer des Guaire-Flusses, das Haus an der Ecke der Kathedrale, am zentralen Platz, der Familiensitz und weitere Häuser in der Stadt Caracas.<sup>76</sup> In einem Vertrag in Form eines Notariatsprotokolls vereinbarten Simón Bolívar und seine

---

<sup>74</sup> Poder especial conferido a su sobrino el capitán Anacleto Clemente.

<sup>75</sup> Inés Quintero: El inventario de los Bienes. In: Dies.: La criolla principal. Caracas 2003, S. 62-65.

<sup>76</sup> Das Inventar selbst ist nicht überliefert. Die wichtigsten Informationen über den Besitz der Bolívards und die Inventarliste finden sich in der Korrespondenz zwischen Schwester (María Antonia Bolívar) und Bruder (Simón Bolívar). In: Boletín de la Academia Nacional de la Historia Bd. 62 (1933), S. 265-298.



ältere Schwester 1827, dass Simón im Besitz der Minen von Aroa und Cocorote sowie von zwei Häusern in Caracas bleiben sollte. María Antonia Bolívar sollte die Haciendas „de caña y café“ in San Mateo bekommen sowie die Haciendas von Suata und Caicara, mit der Spezifizierung „que ninguna de ellas tiene esclavitud“.<sup>77</sup>

In dem berühmten Testament von 1830 wird der Zustand von 1824 und 1827 nochmals per Notariatsprotokoll festgeschrieben. Bolívar setzte den Rest seiner Familie ein als „únicos universales herederos“.<sup>78</sup> Genau handelte es sich um die „hermanas María Antonia y Juana Bolívar, y a los hijos de mi finado hermano Juan Vicente Bolívar, a saber, Juan, Felicia y Fernando Bolívar“.<sup>79</sup> Bolívar befand sich 1830 nur noch im Besitz der Kupferminen von Aroa.

Ein Hauptpunkt des Bolívar-Mythos betrifft das Verhältnis Simón Bolívars zur Sklaverei und, wie erwähnt, als Sklaveneigentümer zu seinen Sklavinnen und Sklaven. Mit seinen Diskursen, Proklamationen, Dekreten und weiteren Gesetzgebung-Akten<sup>80</sup> hat Bolívar als Mitglied einer extrem konservativen Latifundien- und Sklavereielite zwischen 1814-1816 und 1821 zweifellos die Axt an die Wurzel der Sklaverei als Institution gelegt – zwar aus militärischen Gründen und aus Gründen des Überlebens der Unabhängigkeitsbewegung, aber es bleibt unbestritten, dass er es getan hat.<sup>81</sup> Bei näherem Hinsehen aber zeigt sich, dass diese Akte auf Staats- und Provinzebene diskursiv blieben. Von seinen eigenen Sklaven hat Bolívar, stützen wir uns auf die vorhandenen Notariatsprotokolle der Freilassungen, symbolisch sechs Menschen frei gelassen. Schon das kostete ihn, wie oben gesehen, ziemliche Anstrengung.

Bolívar konnte mehrere grundsätzliche und strukturprägende Entwicklungen der kreolischen Revolution für eine „weiße Republik“ mit Sklaverei nicht

<sup>77</sup> Convenio celebrado entre el Libertador y su hermana María Antonia Bolívar. In: Bolívar: Papeles de Bolívar. Band 2, S. 209-212, hier S. 211. Was Bolívar damit meinte, erläutert ein Brief von ihm aus Guayaquil an Anacleto Clemente vom 29. Mai 1823: „Todos los esclavos que no eran del vínculo [de la Concepción], que tú posees ahora, los he dado por libres porque eran míos y he podido darles la libertad.“ [„Alle Sklaven, die nicht vom Mayorazgo waren, das Du jetzt besitzt, habe ich frei gelassen, weil sie meine waren und ich konnte ihnen die Freiheit geben.“] Dokument 118. In: Sociedad Bolivariana de Venezuela (Hrsg.): Bolívar. Band 2, S. 279-281. Das hieße im Umkehrschluss: Für alles, was Clemente vom Familienerbe besaß, galt noch Sklaverei.

<sup>78</sup> Testamento del Libertador. In: Sociedad Bolivariana de Venezuela (Hrsg.): Bolívar. Band 3, S. 287-292, hier S. 289.

<sup>79</sup> Ebenda.

<sup>80</sup> Ramos Guédez: Simón Bolívar y la abolición de la esclavitud en Venezuela, S. 7-20.

<sup>81</sup> Zeuske: Eliten, Sklaverei und Land, S. 66-75.

verhindern (und hat es im Grunde nur mit Briefen, Dekreten, Proklamationen, Diskursen bzw. kurzen Ansprachen versucht – aber „moderne“ Diskurse à la Guerra reichten da nicht). Erstens die Tatsache, dass es in Venezuela wegen des Widerstandes der Sklavinnen und Sklaven sowie der Unübersichtlichkeit des Territoriums nicht zur Entwicklung einer „zweiten“ atlantischen Sklaverei wie auf Kuba kam, und zweitens die weitere Vorherrschaft des Latifundiums, zu denen Sklaven als Kapital der Eigentümerfamilien gehörten.<sup>82</sup> Die „erste“ Sklaverei in Venezuela befand sich seit ca. 1780 in der Krise. Das führte einerseits dazu, dass die Elitefamilien, wie die der Bolívars nach 1821, die Haciendas und Mayorazgos „ungeteilt“ (nicht separiert) als Basis des Familienstatus zu erhalten trachteten und im Grunde durch den militärischen Sieg in der Unabhängigkeitsrevolution auch bis mindestens zur Krise der 1840er Jahre erhielten – trotz formaler Aufhebung („cesen los vinculos y mayorazgos en Colombia“<sup>83</sup>), aller Schwierigkeiten und der Unrentabilität des großen Landbesitzes.<sup>84</sup> Haciendas waren Grundlage des Status der Elite. Der Großgrundbesitz warf in Boomzeiten starker atlantischer Nachfrage (wie 1821-1842 und in den 1870er Jahren) auch recht hohe Gewinne ab. Die Übernahme der traditionellen Haciendas durch Ausländer, Pächter und Kaufleute kam erst nach 1842. Die großen Haciendas verkörperten, zugleich Status, was sich nicht zuletzt darin zeigt, dass die Spitzenrepräsentanten von Caudillohierarchien und politischen Klientelnetzwerken auch die größten Haciendas besaßen.

Andererseits bedeutet „Krise der Sklaverei“ nicht, dass die Herrenfamilien auf das Eigentumsrecht über ihre Sklaven wirklich verzichtet hätten – trotz revolutionärer Worte, Institutionen und Diskurse in der Unabhängigkeit.<sup>85</sup> Was bedeutete das für Simón Bolívar und das Eigentum seiner Familie an Sklaven? Ganz schlicht – Bolívar ließ zwar die Sklaven des Mayorazgo San Mateo und des Mayorazgo de la Concepción frei (die genaue Zahl ist nicht bekannt): „dación de la libertad a sus esclavos“ lautete die juristische Formel.<sup>86</sup> Da Simón Bolívar aber alles Landeigentum nach 1824 und 1827 seiner Familie überließ,

---

<sup>82</sup> Zeuske/ Laviña: *Failures of Atlantization*, S. 297-343.

<sup>83</sup> *Convenio celebrado entre el Libertador y su hermana*, S. 209-212, hier S. 210.

<sup>84</sup> John V. Lombardi: *The Social Order of Venezuela. Property, Society, and Authority in Times of Bolívar 1750-1850*. In: Wilhelm Stegmann (Hrsg.): *Simón Bolívar. Persönlichkeit und Wirkung*. Berlin 1984, S. 167-184.

<sup>85</sup> Michael Zeuske: *Simón Bolívar und die Unabhängigkeit (1800-1859)*. In: Ders.: *Kleine Geschichte Venezuelas*. München 2007, S. 42-101.

<sup>86</sup> *Sentencia de Revista*. In: *Bolívar: Papeles de Bolívar*. Band 2, S. 208-209, hier S. 208.

blieben die Sklaven der anderen Latifundien – sofern sie Bolívar nicht mit in den Krieg genommen hatte – in der Sklaverei bzw. wurden, nach der Sprachregelung des Kongresses von Cúcuta, *manumisos*. Deshalb ist die Formulierung im Vertrag von 1827 zwischen Simón Bolívar und seiner Schwester María Antonia – „que ninguna de ellas tiene esclavitud“<sup>87</sup> – auch weniger klar, als es zunächst den Anschein hat. Waren die Menschen, der der „esclavitud“ unterlagen, einfach nicht mehr da (geflohen oder in den Krieg gezogen)? Hießen sie 1827 nicht mehr Sklaven (*esclavos*), sondern *manumisos*, unterlagen aber der verschleierte Rekonstruktion der Sklaverei, die mit der Manumissions-Gesetzgebung von 1821 angestrebt und realisiert wurde?

Der Mythos der Freilassung „seiner“ Sklaven bildet die Grundlage für Bolívars prominenten Status in der oralen Version der Unterschichtenmemoria venezolanischer Geschichte. Diese Version und die persönliche Abneigung Bolívars gegen die Sklaverei – heroisiert in den Erzählungen über „El Negro Primero“ oder Manuelote (die in Realität Leibwächter waren und symbolisch für die wenigen schwarzen Sklaven in den Llanos von Venezuela standen) – wurde vor allem von José Antonio Páez' Memoiren verbreitet. Zugleich brachte diese rituelle Freiheits-Geste Bolívar die schwere Kritik seiner Klasse, der Oligarchie und vor allem seiner Familie ein – ganz konkret seiner herrischen älteren Schwester María Antonia, die nach eigener Aussage „den Familienbesitz zusammenhielt“.<sup>88</sup>

Die Freilassung im individuellen Falle Simón Bolívars bedeutete zweierlei: Die jungen Männer, die als Soldaten mit in den kontinentalen Feldzug gingen, fielen entweder oder konnten bei etwas Glück im Rang aufsteigen und nach dem Krieg eventuell selbst Grundbesitzer werden. Die Freilassung der anderen Sklaven Bolívars (ältere Männer, Frauen und Kinder) bedeutete nicht, dass die ehemaligen Sklaven ein selbstbestimmtes Leben als „Bürger“ des neuen Staates führen konnten. Ganz im Gegenteil, die meisten Sklavinnen und Sklaven blieben auf den Haciendas und wurden *peones* (Schuldknechte). Alle fielen formell unter das Konzept eines (passiven) *ciudadano* des neuen Staates, blieben aber der individuellen Herrschaft ihres jeweiligen Herrn unterworfen. Bolívar zog, vor allem um die Einflussnahme regionaler Großgrundbesitzer mit ihren Klienteln zu verhindern, zu denen auch Sklaven und *peones* gehören konnten, mit seinem radikalen Zentralismus eine weitere Ebene ein.

---

<sup>87</sup> Convenio celebrado entre el Libertador y su hermana. S. 209-212, hier S. 211.

<sup>88</sup> Quintero: La criolla principal, S. 62-65.

Die freigelassenen jungen männlichen Sklaven, nunmehr Militärs, gehörten, wie in jeder Sklavereigesellschaft, auch weiterhin zur Klientel ihrer ehemaligen Sklavenhalter. Das gilt auch für Simón Bolívar und die ehemalige Sklaven der Familie, die Bolívar mit auf den kontinentalen Feldzug genommen hatte. Hier gilt sogar das Klischee vom ultimativen Sklaven (Orlando Patterson) – dem Leibwächter. Im Umfeld Bolívars findet sich seit 1819 ein José Bolívar (Llanos del Guárico, 1780-1828), Nachkomme einer Familie von Sklaven des Bolívar-Clans, die in den Llanos des Guárico auf einem Hato der Familie Bolívar lebten. Für José war die kurze Periode von Bolívars wirklicher Abolition aus militärischen Gründen 1816-1819 insofern ein Erfolg, als er individuelle Freiheit gewann. Aber wie verlief ein solches Leben? Wie im alten Rom gehörte der Ex-Sklave weiterhin zur Klientel seines Ex-Besitzers. In den Kämpfen stieg José Bolívar zum Offizier auf. Seit 1819 gehörte der schmutzige schwarze Hauptmann Bolívar zur Leibwache Simón Bolívars. Er wurde oft als Emissär und persönlicher Bote des Libertadors eingesetzt, was das Vertrauen zeigt, das Simón Bolívar in José Bolívar setzte. Der Ex-Sklave und schwarze Offizier gehörte während des gesamten Peru-Feldzuges zur Leibwache Bolívars. Als sich im November 1827 die Konflikte zwischen *bolivarianos* und *santanderistas* verschärfen, verprügelte José Bolívar den publizistischen Hauptfeind seines Chefs, den Direktor des konstitutionalistischen Journals *El Conductor*, Vicente Aguero, in Bogotá auf offener Straße. Die ungewollte Perfidie postabolitionistischer Abhängigkeit erreichte Ende März 1828 ihren Höhepunkt: José Bolívar wurde durch Simón Bolívar nach Cartagena geschickt, um den verhafteten Admiral José Padilla, einen Kriegshelden und dunklen *pardo*, zur Aburteilung nach Bogotá zu bringen. Padilla wurde kurze Zeit später erschossen – von einem republikanischen Peloton. Dann übernahm José Bolívar wieder die Rolle des treuen Boten – er überbrachte Simón Bolívar die Ernennung zum Diktator. Der Nachkomme von Sklaven der Familie Bolívar krönte seine Laufbahn als Leibwächter, als er beim Attentat auf Simón Bolívar am 25. September getötet wurde.<sup>89</sup>

Simón Bolívar als Vertreter seiner Klasse, als Akteur der Sozialgeschichte Venezuelas und Spanisch-Amerikas verhielt sich Zeit seines Lebens nach den Regeln der oligarchischen Gesellschaft. Auch sein Auftreten und sein Habitus entsprachen diesen Regeln. Nur in Diskursen über die Sklaverei, nicht aber

---

<sup>89</sup> Larry Herrera: Bolívar, José. In: Manuel Rodríguez Campos (Hrsg.): *Diccionario de Historia de Venezuela*. Band 1. Caracas 1997, S. 477.

gegenüber ehemaligen Sklaven, hatte er sich von seiner Gruppe oder Klasse, der Latifundien- und Sklavenhalterelite, entfernt.

**STATT EINER KONKLUSION: EINE UNVOLLENDETE KREOLISCHE REVOLUTION  
MIT „WEIßER REPUBLIK“, TERROR UND SKLAVEREI BEDARF DER  
KANONISIERUNG UND DES BOLÍVAR-MYTHOS**

Aus dieser Perspektive wird klar, dass die kreolischen Rebellionen, die an sich sogar von der Masse derer, für die sie gemacht wurden, abgelehnt worden waren, die die Sklaverei restaurierten und den Großgrundbesitz unter Kontrolle von Leuten wie Bolívar weiter ausbauten, eines vereinheitlichenden Mythos bedurften.

Der erste Bolívar-Kult und Anfänge des Mythos finden sich schon zu Lebzeiten Bolívars 1821-1830. Ich will hier nur Etappen und Hauptinhalte nennen, ohne in die Details zu gehen. Unterschiedliche Gruppen der Oligarchien versuchten den militärischen Sieger und Machthaber auf ihre Seite zu ziehen. Hauptmittel des frühen Mythos waren Helden-Bilder, die vor allem von mulattischen Handwerker-Malern geschaffen wurden, die vorher Heiligenbilder gemalt hatten. Da der Präsident auf Lebenszeit Bolívar aber drohte, zentralstaatliche Normen im Großstaat „Kolumbien“ durchzusetzen, lehnten vor allem die Sklaverei-Oligarchien Venezuelas und die mit ihnen verbündeten neuen Eliten ihn ab. Die „weiße Republik“ Venezuela wurde 1830 „ohne Bolívar“ gegründet. Der war real und symbolisch für die Oligarchien ein toter Hund. Aber bereits seit den 1820er Jahren hatten Intellektuelle aus der kreolischen Eliten, auch unter Rückgriff auf vor allem die *Relation historique* Humboldts, begonnen, den geschlossenen Raum-Zeit-Komplex einer einzigen Independencia gegen Spanien und eine Chronologie à la französische Revolution von 1789 („1. Republik“, „2. Republik“, „3. Republik“ etc.) zu konstruieren.<sup>90</sup> Das umreist die Anfänge der Mythologisierung und des patriotischen Kultes. Die Botschaft für die enttäuschten *pardos*, *llaneros*, schwarze und mulattische Handwerker sowie Sklavinnen und Sklaven war: Venezuela hat „seine“ französische Revolution schon gehabt. Nur hatte die Intellektuellen-Version kaum Breitenwirkung. Der Mythos bedurfte einer Seele,

---

<sup>90</sup> Tomás Straka: „La Francia del Sur“. Civilización, occidentalidad y proyecto nacional de Venezuela (1870-1899). In: Jorge Bracho (Hrsg.): La Historia y el despliegue occidental. Cultura, narrativa y enseñanza. Caracas 2009, S. 121-150.

die die blaue Energie des Charismas in die orale Kultur der Tierra firme und der Llanos aussenden konnte.

Die kanonisierte kreolische Independencia als geschlossener Raum-Zeit-Komplex „mit Bolívar“ und zwar zunächst vor allem unter Nutzung der Erinnerungen und Erzählungen, die in der oralen Volkskultur Venezuelas und Neu-Granadas zirkulierten, ist die Erfindung von José Antonio Paéz. Der Llanero-Caudillo und Präsident Venezuelas kannte die Macht von Wort und Charisma in den oralen Kulturen. In der großen atlantischen Agrarkrise 1842-1847 ließ Paéz den toten Libertador mit allen Ehren und Ritualen nach Caracas heimholen und in seiner Taufkirche, die schnell zum Nationalpantheon deklariert worden war, bestatten. Wegen des Widerstandes der Oligarchien und Anti-Bolívar-Intellektuellen gelang es nicht, Caracas in Ciudad Bolívar umbenennen zu lassen. Aber das Orinoko-Städtchen Angostura, wo der Prozess der legalen Rekonstruktion der Sklaverei begonnen hatte, wurde zu Ciudad Bolívar. Von Ciudad Bolívar aus wurde das Land mit Bolívar-Parks und Bolívar-Denkmalern überzogen, die seit etwa 1879 auch Exportgut wurden. Die großen Bolívar-Textarchive entstanden, und die Musealisierung der Bolívar-Orte begann – alles Prozesse, die noch heute anhalten bzw. mit der „República Bolivariana“ in eine neue Phase getreten sind. Wichtig ist es noch, in dieser Kurzversion der Mythos-Geschichte kanonisierte „Independencia-Geschichte mit Bolívar“ auf den andere Formen der Memoria, vor allem orale Geschichte, Literatur und Visualisierung, hinzuweisen. In der liberalen Stabilisierung unter Guzmán Blanco 1870-1888 kam es, neben der Publikation der Memorias von O’Leary, zur Schaffung eines ganzen politischen Visualisierungsprogrammes durch Staatsführung und Maler/ Fotografen. Alle Bilder, die Menschen heute im Kopf aufrufen, wenn sie Independencia/ Bolívar hören, stammen aus dieser Zeit.<sup>91</sup>

Die engere kreolische Independencia, heute vor allem als patriotische „Independencia mit Bolívar“ kanonisiert, für Sklaven und *pardos* eine „unvollendete Revolution“, war eine Independencia mit Sklaverei, Terror und „weißer Republik“ – und all das, außer dem Terror (der sehr ausgeprägt war), auch noch unvollendet. Alexander von Humboldt lässt grüßen.

---

<sup>91</sup> Die kostumbristische Literatur, etwa das Werk von Aristides Rojas, der die Begegnung Humboldt-Bolívar 1804 in Paris quasi erfand, und ihre Rolle für die Übernahme von Elementen der oralen Kultur in die literarische Schriftkultur kann ich hier nur erwähnen. Ausführlicher siehe Zeuske: Simón Bolívar. Befreier Südamerikas.

**RESUMEN****LA INDEPENDENCIA: REVOLUCIÓN INCOMPLETA CON ESCLAVITUD Y BOLÍVAR**

El artículo se propone brindar una interpretación de “la independencia”, en el marco de la tradición de la escuela de historias comparada de las revoluciones de Leipzig, en la cual Manfred Kossok utilizó el concepto de “revolución inconclusa”, que a su vez incluía la perspectiva de la esclavitud. En la mayoría de los casos, sobre todo en los países bolivarianos (Venezuela, Colombia, Ecuador), “la independencia” ha sido una construcción historiográfica, en la cual solo se han destacado la revolución criolla (1810-1812) y la “independencia con Bolívar” (1813-1821), estableciendo los Estados bajo el control de las nuevas élites americanas y sobre las bases de los discursos liberales.

El propósito del presente trabajo es brindar una nueva interpretación de estas “revoluciones criollas” en la crisis de la sociedad colonial, como reacciones (contrarias) a la revolución de los esclavos y hombres de color en Haití (1791-1803) y como breves movimientos independentistas, entre otros los movimientos de pardos, de esclavos, de canarios, de llaneros, etc. La primera “revolución criolla” se frustró en 1812. Sólo por medio de una alianza entre los pequeños grupos de élites criollas (Bolívar), quienes utilizaban los discursos antiesclavistas y de reparto de tierras, así como otros movimientos (sobre todo pardos y llaneros), se llegó en 1821, tras un segundo intento, a una frágil victoria militar. En este mismo año, las élites que habían sobrevivido frustraron nuevamente la revolución y comenzaron a reconstruir el orden colonial en base a la esclavitud y el latifundio. De este modo, comenzaron nuevamente los intentos por establecer Estados, mientras que las revoluciones – cualquiera fuera su tipo – quedaron inconclusas, principalmente la revolución contra la esclavitud y las estructuras fundamentales de la colonia (latifundio). Así, esclavitud y latifundio devinieron en instituciones fundamentales de los nuevos Estados. A fin de ocultar esto mismo, las élites e intelectuales criollos comenzaron a construir el mito de una única “revolución con Bolívar”. Los resultados de las luchas entre 1810 y 1824 representan, en este sentido, “revoluciones inconclusas con esclavitud”. Las construcciones historiográficas de las “revoluciones criollas con Bolívar” y los mitos de y sobre Bolívar poseen, desde aquel entonces, la tarea de ocultar las realidades de las “revoluciones criollas”.

BARBARA POTTHAST

**DR. JOSÉ GASPAR RODRÍGUEZ DE FRANCIA UND DER  
PARAGUAYISCHE EXZEPTIONALISMUS.  
DER „DICTADOR SUPREMO“ IM KULTURELLEN  
GEDÄCHTNIS PARAGUAYS**

Als Simón Bolívar und José Antonio de Sucre 1824 die letzten spanischen Truppen in den Anden schlugen und damit die militärische Phase der Unabhängigkeitsbewegung beendeten, war Paraguay bereits seit mehr als einem Jahrzehnt unabhängig und wurde von dem Advokaten Dr. José Gaspar Rodríguez de Francia mit strenger Hand regiert. Dr. Francia, wie er allgemein genannt wird, gilt als der Architekt der Unabhängigkeit des Landes schlechthin, und seine diesbezüglichen Verdienste werden von allen Seiten anerkannt. Wie seine Regierung, die bis 1840 dauerte, darüber hinaus zu beurteilen ist, ist seit beinahe zweihundert Jahren umstritten. Je nach politischer Position wird er als Held oder Schurke bezeichnet, manchmal sogar als beides zugleich. Bereits vielen Zeitgenossen galt er als Despot oder Tyrann, eine Einschätzung, die bis heute von einigen Historikern und Politikern geteilt wird. Andere hingegen halten ihm zugute, dass er es verstanden hat, eine souveräne, relativ egalitäre und stabile Nation zu schaffen, was seine autoritäre Regierungsform rechtfertige. Die mit unkonventionellen Mitteln verteidigte Unabhängigkeit und soziokulturelle Homogenität lassen in ihren Augen seine Regierung als eine Alternative zu den übrigen hispanoamerikanischen Staaten erscheinen oder zumindest als ein interessanter Weg innerhalb des „Experimentierfeldes“ der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen.<sup>1</sup> Auch einer der wichtigsten und komplexesten Diktatorenromane Lateinamerikas, *Yo el Supremo* von Augusto Roa Bastos, widmet sich der Regierung Dr. Francias.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu den Beitrag von Hilda Sabato in diesem Band.

<sup>2</sup> Erstmals erschienen 1974 in Buenos Aires. Kurz darauf widmete der einflussreiche Literaturwissenschaftler Angel Rama in *Los dictadores latinoamericanos* (1976) dem Roman ein eigenes Kapitel und erklärte das Werk zu einem „Monument der Erzählkunst“. Aufgrund seiner narrativen Komplexität erreichte das Werk allerdings nicht die Auflagenzahl anderer lateinamerikanischer Diktatorenromane. Zum Verhältnis von Geschichte und Fiktion bzw. zu



Die beinahe drei Jahrzehnte der Herrschaft Dr. Francias haben die Geschichte des Landes im 19. Jahrhundert unzweifelhaft stark geprägt, allerdings werden sie heute zumeist in die Vorgeschichte des wichtigsten paraguayischen Erinnerungsortes, des Krieges gegen die Tripel-Allianz 1864-1870, eingeordnet. Dieser Krieg, der das Land demographisch, sozioökonomisch und politisch völlig zerstörte, avancierte im 20. Jahrhundert zu dem zentralen nationalen Identifikationsmerkmal. In den Augen mancher Historiker und vieler Paraguayer beendete dieser Krieg eine mit der Unabhängigkeit unter Francia eingeleitete Sonderentwicklung, ein „historisches Experiment“<sup>3</sup>, und insofern kommt auch eine Erinnerung an den Krieg nicht ohne eine solche an die Regierungszeit Francias aus. Das von ihm eingeleitete „Experiment“ habe in Paraguay einen ausgeprägten und frühen Nationalismus auf der Basis ethnischer und sozialer Homogenität entstehen lassen. Diese wird vor allem in der allgemeinen Verbreitung der indigenen Sprache, dem Guaraní, sichtbar. Sie ist bis heute in den meisten Familien sowie im ländlichen Raum die Umgangssprache, während das Spanische als Schriftsprache gilt. Seit 1994 ist Guaraní auch in den Schulen Pflichtfach, und laut einem Zensus von 2010 sprachen 80% der Paraguayer Guaraní, gut 30% davon waren nur dieser Sprache mächtig, während die Hälfte der Paraguayer bilingual ist.

### **DIE PARAGUAYISCHE UNABHÄNGIGKEIT UND DER WEG DR. FRANCIAS ZUR MACHT**

Im Vergleich zu anderen lateinamerikanischen Staaten kam die paraguayische Unabhängigkeit früh und relativ abrupt.<sup>4</sup> Die beinahe gleichzeitig

---

den verschiedenen Formen der historischen Erzählung in dem Roman vgl. Oliver Gliech: Augusto Roa Bastos' Roman *Yo el Supremo* als „Anti-Historie“ oder: Die Rekonstruktion von Geschichte als Mythos und die Grenzen der Historisierbarkeit mythischer Erzählungen. In: *Iberoamericana* Bd. 19, Nr. 1 (1995), S. 32-75.

<sup>3</sup> Günter Kahle: Paraguay, un experimento histórico. In: *Lateinamerika-Studien* Bd. 14 (1984), S. 109-130.

<sup>4</sup> Die folgenden Ausführungen über die Unabhängigkeitsbewegung und die Regierung Francias basieren vor allem auf Günter Kahle: *Grundlagen und Anfänge des paraguayischen Nationalbewusstseins*. Phil. Diss. Köln 1962, S. 233-314; Nidia R. Areces: *De la Independencia a la Guerra de la Triple Alianza (1811-1870)*. In: Ignacio Telesca (Hrsg.): *Historia del Paraguay*. Asunción 2010, S. 149-197; Nidia R. Areces: *Estado y frontera en el Paraguay. Concepción durante el gobierno del Dr. Francia*. Asunción 2007 sowie Julio César Chaves: *El Supremo Dictador*. Buenos Aires <sup>3</sup>1958. Diese werden daher nicht mehr angeführt, sondern nur noch weiterführende Literaturhinweise zu speziellen Aspekten.

eintreffenden Nachrichten von der Einsetzung einer Regentschaft in Spanien und der Absetzung des Vizekönigs in Buenos Aires, der Hauptstadt des Vizekönigreiches Río de la Plata, führten unter der Führung des spanischen Gouverneurs zunächst zu einer Anerkennung der Regentschaft, ohne dass sich der Asuncener Stadtrat jedoch explizit gegen die Junta in Buenos Aires stellte. Als diese eine „Befreiungsarmee“ unter der Führung von Manuel Belgrano schickte, widersetzten sich die Paraguayer und schlugen die als Invasoren angesehenen Truppen zu Beginn des Jahres 1811. Allerdings einigte man sich anschließend mit Belgrano in einem Vertrag, der eine eigene Junta in Asunción vorsah und die freie Schifffahrt auf den Flüssen, der wichtigsten Lebensader der Region, garantierte. Das Abkommen, dem im Oktober 1811 ein Vertrag folgte, hätte eine Art föderativer Allianz der beiden Provinzen ermöglicht, sofern die in der Folgezeit rasch wechselnden Regierungen in Buenos Aires ihn anerkannt hätten – was sie aber nicht taten. Die Weigerung der Paraguayer, sich der Bonaerenser Junta zu unterstellen, basierte vor allem auf einer auch für andere Regionen des Vizekönigreiches konstatierten Auslegung des Souveränitätsbegriffes.<sup>5</sup> Als Träger der Souveränität wurde nicht das Volk als Kollektivsubjekt („el pueblo“) gesehen, sondern „los pueblos“, d.h. die Städte mit ihrem Umland bzw. deren repräsentative Institutionen, die Stadträte. Infolgedessen kam für diese nur eine gleichberechtigte Partizipation im föderalen Sinne in Frage.

Kurz nach dem Sieg über die Truppen aus Buenos Aires entfernten die Paraguayer am 14./15. Mai 1811 ihren spanischen Gouverneur aus der Regierung und beriefen – noch auf der Basis der alten korporativen Strukturen – für Juni desselben Jahres einen allgemeinen Kongress ein, der bereits deutlich von dem herausragenden politischen Geschick Dr. Francias dominiert wurde. Dieser hatte schon zuvor im Stadtrat eine wichtige Rolle gespielt und galt als fähiger und unbestechlicher Advokat.<sup>6</sup> Schnell kristallisierten sich in dem von

---

<sup>5</sup> Siehe hierzu José Carlos Chiaramonte: *El federalismo argentino en la primera mitad del siglo XIX*. In: Marcelo Carmagnani (Hrsg.): *Federalismos latinoamericanos. México/ Brasil/ Argentina. Mexiko-Stadt 1993*, S. 81-132 sowie José Carlos Chiaramonte: *¿Provincias o Estados? Los orígenes del federalismo rioplatense*. In: François-Xavier Guerra (Hrsg.): *Revoluciones Hispánicas. Independencias americanas y liberalismo español*. Madrid 1995, S. 167-205.

<sup>6</sup> Zu der Bedeutung der rechtlichen und administrativen Kenntnisse Francias, der als „asesor letrado“ schnell eine zentrale Bedeutung erlangte und diese dann entsprechend zu nutzen verstand, vgl. Nora Esperanza Bouvet: *Poder y escritura. El doctor Francia y la construcción del Estado paraguayo*. Buenos Aires 2009.

der traditionellen Oberschicht bestückten Kongress verschiedene Fraktionen heraus, die sich vor allem durch ihre Beziehung zu Spanien und Buenos Aires und durch ihre mehr oder weniger liberalen Ansichten unterschieden. Francia vertrat die radikalere Fraktion, die für die Unabhängigkeit der Region auch von Buenos Aires eintrat und lediglich Bindungen auf der Basis einer gleichberechtigten Förderung zu akzeptieren bereit war, da man fürchtete, andernfalls völlig marginalisiert und entmachtet zu werden. Hiergegen wehrten sich vor allem die Kaufleute, deren Geschäfte im Yerba- und Tabakhandel eng mit der Hafenstadt verbunden waren.

Am Ende des Kongresses wurde eine fünfköpfige *Junta Superior Gubernativa* eingesetzt, in der auch Francia vertreten war. Da er für seine Positionen jedoch keine Mehrheiten fand, zog er sich im Laufe der nächsten zwei Jahre zweimal aus der Junta zurück, nur um dann gestärkt wieder in sie einzutreten. Beim zweiten Mal machte Francia, der über keinerlei militärische Macht verfügte, für seine Rückkehr zur Bedingung, dass sein schärfster Widersacher die Junta verließ, ihm ein Bataillon und die Hälfte der Waffen und Munition zur Verfügung gestellt und ein weiterer Kongress einberufen würde, der die Unabhängigkeit erklären sollte. Die Junta sowie das Militär meinten, auf die politischen Fähigkeiten des geachteten Rechtsanwaltes nicht verzichten zu können, und stimmten zu. Auf diese Weise sicherte sich Francia allmählich eine solide Machtbasis und schaffte es in der Folgezeit, die Macht der lokalen Caudillos, in ihrer Mehrheit Estancieros und Kaufleute oder Beamte, die teilweise zur Fraktion der Portenistas zählten, einzudämmen. Deren Anhängerschaft schwand zudem angesichts der Weigerung der neuen Regierung in Buenos Aires, die Selbständigkeit der Provinz Paraguay anzuerkennen und zu versuchen, deren Unterwerfung mit wirtschaftlichem Druck, vor allem durch die Sperrung der Flussschifffahrt, zu erreichen.

Der von Francia u.a. als Voraussetzung für den Wiedereintritt in die Junta geforderte Kongress trat im Oktober 1813 zusammen. Er setzte sich aus ca. 1000 Abgeordneten zusammen, die entsprechend der Einwohnerzahlen gewählt worden waren, sodass auch das Hinterland mit seiner ungebildeten und von der Subsistenzwirtschaft und Yerbaproduktion lebenden Bevölkerung repräsentiert war, bei der Francia hohes Ansehen genoss. Die zahlenmäßig kleine, aber bis dahin politisch einflussreiche Kaufmannschaft wurde auf diese Weise marginalisiert. Daher kamen auch die gebildeten Beobachter aus Buenos Aires oder Europa zu dem Schluss, dieser Kongress habe in der Mehrheit aus

unfähigen Analphabeten bestanden, die dem „carai guazu“<sup>7</sup> Francia bedingungslos folgten.<sup>8</sup> Diese Charakterisierung stellte gleichzeitig die Legitimität der Beschlüsse des Kongresses, auf denen die Herrschaft Francias basierte, in Frage.

Tatsächlich kam der Kongress zunächst nicht zu klaren Entschlüssen, bis Francia und der Präsident des Kongresses, Pedro Juan Caballero, einmal mehr das Druckmittel ihres Rückzuges anwandten. Daraufhin arbeiteten Francia und Fulgencio Yegros ein Statut aus, das anschließend vom Kongress angenommen wurde. Paraguay erklärte sich im Oktober 1813 zur „ersten Republik des Südens“. Diese würde von zwei sich abwechselnden Konsuln nach römischem Vorbild regiert werden, über deren Amtsführung ein jährlicher Kongress wachen sollte. Wahlberechtigt waren nun die Bürger, „ciudadanos“, und nicht mehr die kleine Gruppe der „vecinos“ des alten Regimes, und als solche galten alle Männer über 23 Jahren, die in der Provinz geboren worden waren und dort wohnten. Allerdings – und hier liegt die Besonderheit der paraguayischen Souveränitätsvorstellung – übertrugen die Bürger mit der Wahl die Souveränität an die Repräsentanten.<sup>9</sup>

Der Mitkonsul Fulgencio Yegros, der eher Militär als Politiker war, überließ die Regierungsgeschäfte in der folgenden Zeit weitgehend dem in Verwaltungs- und Regierungsfragen erfahrenen Francia und wehrte sich auch nicht, als dieser vor dem nächsten Kongress eine Kampagne startete, in der erklärt wurde, in diesen unruhigen Zeiten, in denen die Unabhängigkeit und Stabilität der neuen Republik gefährdet sei, solle man die Regierung besser auf eine Person

---

<sup>7</sup> „Großer Häuptling“ oder „Herr“ auf Guaraní.

<sup>8</sup> Johann Rudolf Rengger/ Marcel Longchamps: *Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung von Dr. Francia*. Stuttgart/ Tübingen 1827, S. 15 und S. 20. Der Abgesandte aus Buenos Aires, Nicolás de Herrera, kommentierte die Ereignisse folgendermaßen: „Yo creo no sin fundamento que las proposiciones de Francia no tienen otro objeto q.e ganar tiempo, y gozar sin pesadumbre de las ventajas de la independencia. Este hombre q.e imbuido en las máximas de la República de Roma intenta ridiculam.te organizar su Gov. no por aquel modelo, me ha dado muchas pruebas de su ignorancia, su odio á B.s Ay.s y de la inconsecuencia de sus principios. [...] En el sobre del oficio q.e incluyo, se titula el Paraguay la primera República del Sud, suponiendose el único pueblo libre, con otras puerilidades que manifiestan el desorden de las cabezas q.e mandan, su orgullo y sus sentimientos.“ (Informe del representante Nicolás de Herrera al triunvirato en Buenos Aires, 7 de noviembre de 1813. Zitiert nach: Benjamin Vargas Peña: *Paraguay – Argentina. Correspondencia diplomática 1810-1840*. Buenos Aires 1945, S. 272).

<sup>9</sup> Diese Unabhängigkeitserklärung wurde nach dem Tod Francias von den neuen Konsuln 1842 noch einmal formell bekräftigt.

konzentrieren. Angesichts der Tatsache, dass sich das Land unter Francias Konsulat tatsächlich stabilisiert und er es geschafft hatte, sich aus den internen Kämpfen der anderen Provinzen des ehemaligen Vizekönigreiches herauszuhalten, besaß diese Argumentation eine gewisse Plausibilität, und der Kongress des Jahres 1814 ernannte Francia für fünf Jahre zum „Dictador Supremo de la República“. Doch bereits auf dem Kongress von 1816 konnte Francia die Mehrheit der Abgeordneten dazu bewegen, ihn mit einer ähnlichen Argumentation zum Diktator auf Lebenszeit zu ernennen. Zudem beschloss der Kongress, nur noch zusammen zu treten, wenn der Dictador Supremo es für notwendig hielt, was bis zum Tod Francias im Jahre 1840 nicht mehr der Fall war.

Mit der Unabhängigkeitserklärung begann somit die absolute Dominanz des Dr. Francia. Die Institution der Diktatur war zu dieser Zeit allerdings noch nicht negativ konnotiert und beruhte auf antiken Vorbildern. Auch die Institution der sich in der Regierung abwechselnden Konsuln basierte auf dem römischen Vorbild.<sup>10</sup> Die Herleitung des Wortes aus dem lateinischen „dictare“ verweist darüber hinaus auf die Bedeutung, die das Wissen Francias für seinen Aufstieg zur Macht spielte.<sup>11</sup> Zeitgenössische Gegner Francias bezeichneten ihn daher auch nicht als Diktator, sondern als „Tyrann“ und „Despot“.

Auch die im 20. Jahrhundert manchmal anzutreffende Charakterisierung Francias als Caudillo vermag nicht zu überzeugen. Er war weder aus dem Militär hervorgegangen noch besaß er zu Beginn seiner Herrschaft eine große Klientel. Wenn er über Charisma verfügte, dann über das eines unbestechlichen und uneigennütigen Anwalts und Regenten. Während andere Caudillos sich zumeist in ihren politischen Ämtern bereicherten, verzichtete Francia ab 1821 auf das ihm zustehende Gehalt. Und seine Politik, die wie diejenige anderer Caudillos darauf abzielte, seine Gegner auszuschalten und seine Macht zu festigen, ging ungewöhnliche Wege – und genau hierin liegt die Faszination und Irritation, die die Figur Dr. Francias bis heute auf die meisten Historiker, aber auch auf eine politisch interessierte Öffentlichkeit ausübt. Diese entwickelte in Paraguay selbst nach dem Tod des Diktators mythische

---

<sup>10</sup> Vgl. hierzu die Arbeiten von Pierangelo Catalano: *Modelo institucional Romano e Independencia. República del Paraguay. 1813-1870*. In: *Diritto Pubblico Romano e Costitucionalismo Latinoamericano*. Band 1: Río de la Plata. Sassari 1990, S. 47-106 und Al'perovič, *Influencia de los institutos de Roma antigua sobre la estructura del estado de Paraguay (1813-1844)*. In: *Pensiero e Azione del Dr. Francia. Aspetti de diritto pubblico*. Band 1. Sassari 1991, S. 91-99.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu ausführlich Bouvet: *Poder y escritura*, insbes. S. 88-98.

Formen,<sup>12</sup> die auch die starke Polarisierung des Urteils über seine Herrschaft erklären.

### DAS „PARAGUAYISCHE EXPERIMENT“

Oberstes Ziel der Politik Francias war es, die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Diese wurde vor allem von den Nachbarstaaten des ehemaligen Vizekönigreiches bedroht, insbesondere von Buenos Aires, das die Selbstständigkeit Paraguays nicht (mehr) anerkannte und über die Sperrung der Flussschifffahrt ein starkes Druckmittel besaß. Einige andere Provinzen, vor allem diejenigen, die sich unter der Führung von Artigas gegen die ehemalige Hauptstadt wandten, bedrängten Paraguay, sich ihnen anzuschließen. Um all diesem aus dem Weg zu gehen, verfolgte Francia eine Politik der strikten Nicht-Einmischung, und dem wirtschaftlichen Druck aus Buenos Aires begegnete er dadurch, dass er den Außenhandel weitgehend einstellte.<sup>13</sup> Zwar wurde das Land dadurch auf Subsistenzniveau zurückgeworfen, doch traf dies die Mehrheit der Bevölkerung nicht sonderlich. Die Isolation bedeutete allerdings den wirtschaftlichen Ruin der spanischen und kreolischen Kaufleute, die vom Export lebten und enge Bindungen nach Buenos Aires hatten. Viele von ihnen sympathisierten darüber hinaus mit liberalem Gedankengut. Allerdings griff Francia nicht zur Gewalt, um diese Gegner auszuschalten, sondern zu legalen Schachzügen. Er verfügte zunächst, dass alle Güter von „Ausländern“, und darunter fielen vor allem die Spanier, bald aber auch diejenigen, die aus anderen Regionen des Río de la Plata stammten, bei ihrem Tod an den Staat fielen. Sodann erlegte er ihnen besondere Steuern auf, und nach einer Verschwörung gegen seine Regierung ließ er alle spanischen Männer für einige Monate verhaften.

Ungewöhnlich ist dagegen eine Bestimmung aus dem Jahr 1814, der zufolge kein Europäer eine paraguayische oder europäische Frau heiraten durfte, sondern nur indigene Frauen oder solche mit afrikanischen Wurzeln. Dieses

---

<sup>12</sup> Siehe hierzu Glied: Augusto Roa Bastos' Roman *Yo el Supremo*, S. 41-48.

<sup>13</sup> John Hoyt Williams: Paraguayan Isolation under Dr. Francia. A Re-Evaluation. In: *The Hispanic American Historical Review* Bd. 52, Nr. 1 (1972), S. 102-122 und Jerry Cooney/Thomas Whigham: Paraguayan Commerce with the Outside World, 1770-1850. In: Kenneth J. Andrien/ Lyman L. Johnson (Hrsg.): *The Political Economy of Spanish America in the Age of Revolution, 1750-1850*. Albuquerque, NM 1994, S. 215-241.

Dekret ist später immer wieder als ein bewusster Versuch interpretiert worden, die ohnehin starke Mestizisierung des Landes weiter voran zu treiben und damit auch die ethnische Homogenität der jungen Nation. Meiner Ansicht nach handelt es jedoch eher um einen weiteren Baustein in der Politik gegen die spanisch-bonaerensische Elite, die auf diese Weise daran gehindert wurde, ihre Familiennetzwerke auszubauen und zu stabilisieren.<sup>14</sup> Die Tatsache jedoch, dass Paraguay sich seit dem Tripel-Allianz-Krieg als ein Staat zu definieren begann, der sich im Gegensatz zu seinen Nachbarn durch einen starken Patriotismus auszeichnete, der wiederum auf der ethnischen und sozialen Homogenität seiner Bevölkerung basierte, führte dazu, dass dieses Dekret Francias als ein wichtiger Baustein in diesem Prozess der Bildung einer „homogenen Nation“ angesehen wurde. Und die Vorstellung, dass auf diese Weise soziale und ethnische Barrieren überwunden worden wären, hat ja auch einen gewissen Charme.

Die soziale Nivellierung der paraguayischen Bevölkerung unter der Regierung Francias ging allerdings andere Wege. Durch das oben erwähnte Erbverfallsrecht und die Sonderkontributionen für die Europäer 1821 und 1827 erweiterte sich der Staatsbesitz ganz beträchtlich. Hinzu kam 1825 ein Dekret, demzufolge alle Ländereien, für die kein formeller Besitztitel vorlag, ebenfalls an den Staat zurückfielen.<sup>15</sup> Diese Ländereien wurden nicht versteigert, sondern als *Estancias de la Patria* oder *de la República* vom Staat betrieben. Sie stellten die Versorgung des Heeres sicher, Überschüsse wurden an die ärmere Bevölkerung verteilt. Ein Teil des staatlichen Besitzes, vor allem derjenige in der Nähe der Städte, wurde in kleinen Parzellen zu sehr geringen Preisen verpachtet.<sup>16</sup> Mit diesen Maßnahmen vergrößerte Francia seine Anhängerschaft

---

<sup>14</sup> Barbara Potthast: Las consecuencias sociales de los decretos del Dr. Francia referentes a los extranjeros y la iglesia. El problema del matrimonio y de la mezcla racial. In: Pensiero e azione del Dr. Francia. Aspetti di diritto pubblico. Band 1. Sassari 1991, S. 69-90 oder in: Revista Crítica Bd. 5, Nr. 9 (1994), S. 27-36; Barbara Potthast: El mestizaje del Paraguay como identidad y mito nacional. In: Barbara Potthast/ Karl Kohut/ Gerd Kohlhepp (Hrsg): El espacio interior de América del Sur. Geografía, historia, política, cultura. Frankfurt am Main/Madrid 1999, S. 345-362.

<sup>15</sup> Der paraguayische Staat verfügte bereits zu Beginn der Unabhängigkeit über große Ländereien, die ihm aus den ehemaligen Besitzungen der Jesuiten zugefallen waren, die sogenannten *Estancias del Rey*.

<sup>16</sup> John Hoyt Williams: Paraguay's 19th Century *Estancias de la República*. In: Agricultural History Bd. XLVII, Nr. 3 (1973), S. 206-216; Richard Alan White: Paraguay's Autonomous Revolution, 1810-1840. Albuquerque, NM 1978 und Carlos Pastore: La lucha por la tierra en el Paraguay. Montevideo <sup>2</sup>1972.

in der armen Bevölkerung, sorgte aber auch dafür, dass die Subsistenz gesichert war – ein angesichts des beinahe völlig eingestellten Im- und Exports wichtiger Aspekt.<sup>17</sup> Die Einschränkung des Außenhandels und der Verzicht auf ausländische Investitionen und Anleihen sowie die „schlanke“ Verwaltung führten gleichzeitig dazu, dass Paraguay am Ende der Regierungszeit einen ausgeglichenen Haushalt und keinerlei Auslandsschulden aufwies. Aufgrund dieser Politik haben Historiker und Soziologen in den 1960er und 70er Jahren Francia zu einem Vorläufer sozialistischer Ideen und dissoziativer Entwicklungsmodelle im Sinne der Dependenztheorie erklärt.<sup>18</sup>

Innenpolitisch wurde diese Entwicklung allerdings mit starker Kontrolle erkaufte. Diese richtete sich vor allem gegen die traditionelle Elite, führte aber allmählich zur Entstehung eines allumfassenden Spionagesystems. Die Zahl der politisch motivierten Hinrichtungen ist gering (die Angaben schwanken zwischen 20 und 68 Personen), allerdings verlangte Francia von seinen Untertanen wie auch von den politischen Flüchtlingen, die es ebenfalls in Paraguay gab – bekanntestes Beispiel ist der uruguayische Unabhängigkeitskämpfer José Gervasio Artigas<sup>19</sup> – absolute politische Abstinenz.

Francia, dessen Ansehen auch auf seinem Ruf als unbestechlicher und gerechter Richter basierte, erledigte einen großen Teil der Regierungs-, Verwaltungs- und Rechtsprechung eigenhändig, was aber auch zu einer gewissen Entmündigung der Bürger führte. Gleichzeitig konnte auf diese Weise kein wirklicher Rivale oder Nachfolger aufgebaut werden. Auch im Militär wurden alle höheren Ränge abgeschafft und die mittleren Posten mit Personen aus den unteren Schichten besetzt.

Auch Francias Kirchen- und Erziehungspolitik ist auf den ersten Blick vor allem von Machtbewusstsein geprägt. Er ließ die Priester den Treueid auf die Republik schwören, verbot jeden Kontakt mit Rom, wodurch es auch nicht zu Neuernennungen kommen konnte, und schloss das Colegio y Seminarios de San Carlos, die einzige höhere Bildungseinrichtung im Lande. Dies geschah jedoch

---

<sup>17</sup> Um die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln sicher zu stellen, griff Francia auch schon einmal zu den Mitteln späterer sozialistischer Planwirtschaft.

<sup>18</sup> Frieder Schmelz: Paraguay im 19. Jahrhundert. Ein früher Fall dissoziativer Entwicklung. Heidelberg 1981; White: Paraguay's Autonomous Revolution. Vgl. aber auch die Darstellung der Regierung Francias in dem populären Werk von Eduardo Galeano: *Las venas abiertas de América Latina* (1971), hier zitiert nach der 10. deutschen Ausgabe von 1983: Eduardo Galeano: *Die offenen Adern Lateinamerikas*. Wuppertal 1983, S. 96f.

<sup>19</sup> Ana Ribeiro: *El Caudillo y el Dictador*. Montevideo 2003.



weniger, weil Francia, der wohl gebildetste Mensch in Paraguay, der über eine umfangreiche Bibliothek verfügte, keine Konkurrenz haben wollte, wie ihm seine Gegner unterstellten, sondern weil die Priesterlaufbahn nach der Entmachtung der Kirche unattraktiv geworden war, vor allem für die Männer der ehemaligen Oberschicht. Dagegen setzte Francia auf eine breitere Primarbildung, in der allerdings vor allem die Prinzipien der neuen Ordnung eingebläut wurden.<sup>20</sup>

Auf diese Weise konnte Francia nicht nur seine eigene Macht zementieren, sondern auch die Entstehung einer neuen Elite verhindern, und hierin, nicht in der Entmachtung der alten kolonialen Oberschicht, liegt die eigentliche Besonderheit des paraguayischen Weges. Durch die Zentrierung aller Entscheidungen auf seine Person erwuchs ihm in den Augen der unteren Schichten aber auch beinahe übernatürliche Kräfte. Wenn er nach einer Heuschreckenplage 1819 einfach befahl, sofort neu auszusäen und damit tatsächlich eine Hungersnot abwenden konnte,<sup>21</sup> steigerte dies seinen Ruf als Allmächtiger mit übernatürlichen Fähigkeiten. So verwundert es denn auch nicht, dass den Aussagen eines späteren Beobachters zufolge viele Paraguayer die Nachricht vom Tode des Diktators 1841 zunächst nicht für möglich hielten.<sup>22</sup>

### FRANCIA IN DER KOLLEKTIVEN ERINNERUNG UND DER PARAGUAYISCHEN HISTORIOGRAPHIE

Bereits unmittelbar nach dem Tod des Diktators im September 1840 kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern des verstorbenen Diktators. Letztere machten mit Schmähchriften und Flugblättern gegen die Diktatur Front und forderten unter anderem, seinen Leichnam aus der Kirche, in der er in einem Mausoleum ruhte, zu entfernen.<sup>23</sup> Dagegen protes-

---

<sup>20</sup> Jerry W. Cooney: *The Destruction of the Religious Orders in Paraguay, 1810-1824*. In: *The Americas* Bd. XXXVI, Nr. 2 (1979), S. 177-198 und Heinz Peters: *Das paraguayische Erziehungswesen von 1811-1865*. Frankfurt am Main/ Bern 1984.

<sup>21</sup> Rengger/ Longchamps: *Historischer Versuch*, S. 36f.

<sup>22</sup> Charles A. Washburn: *The History of Paraguay, with Notes of Personal Observation and Reminiscences of Diplomacy and Difficulties*, 2 Bände. Buenos Aires 1871, S. 327-329.

<sup>23</sup> U.a. brachten sie an der Kirche einen angeblich vom Diktator selbst aus der Hölle geschickten Brief an, in dem gefordert wurde, dass man seinen Leichnam aufgrund seiner vielen Sünden von diesem heiligen Ort entfernen solle, eine Episode, die Roa Bastos vermutlich zu dem Auftakt seines Romans inspiriert haben dürfte.

tierten seine Anhänger, indem sie das Mausoleum bewachten und ihrerseits Schmähchriften gegen die derzeitige Konsulatsregierung, die beide Seiten gewähren ließ, zirkulieren ließen. Am Jahrestag des Todes Francias im September 1841 nahmen die Auseinandersetzungen eine solche Schärfe an, dass man fürchtete, sie würden sich zu einem Bürgerkrieg ausweiten. Daher erließen die Konsuln zum Jahresende 1841 ein Dekret, das jegliches Urteil über den Diktator, sei es positiv oder negativ, verbot. Zuwiderhandlungen würden als Störung der öffentlichen Ordnung betrachtet und entsprechend geahndet. Gleichzeitig wurde in einer Nacht- und Nebelaktion der Leichnam des Diktators an einen unbekanntem Ort verlegt und das Mausoleum zerstört.<sup>24</sup>

Einer der beiden damaligen Konsuln, Carlos Antonio López, setzte sich, ähnlich wie dreißig Jahre zuvor Francia, schließlich gegen den aus dem Militär stammenden Mitkonsul durch und regierte in den nächsten zwei Jahrzehnten (1844-1862) das Land ebenso autoritär, wenn auch unter der Wahrung republikanischer Formen und einer allmählichen Öffnung nach außen. Infolgedessen wurde auch das Verbot einer Auseinandersetzung mit der Regierung Francias beibehalten und von López einige Jahre später noch einmal explizit verteidigt.<sup>25</sup> Gleichzeitig gab der neue Präsident die bis heute gültige Lesart vor, dass der wichtigste Verdienst Francias „die Unabhängigkeit“ sei.<sup>26</sup> Der Sohn und Nachfolger von Carlos Antonio, Francisco Solano López, nahm kurz nach seinem Amtantritt das Erscheinen eines argentinischen Buches, das die Regierungszeit Francias erneut in ziemlich düsteren Farben zeichnete,<sup>27</sup> zum

---

<sup>24</sup> Vgl. Ana Ribeiro: *Gaspar Rodríguez de Francia. El hombre de la Independencia y el aislamiento paraguayo*. Asunción 2011, S. 113-123. Noch 120 Jahre später versuchte die Regierung Paraguays, die sterblichen Überreste des Diktators zu identifizieren und mit Hilfe namhafter Historiker die Vorgänge nach seinem Tod zu rekonstruieren: *Ministerio del Interior: Los restos mortales del Doctor José Gaspar Rodríguez de Francia*. Asunción 1962.

<sup>25</sup> Zitiert in der Stellungnahme von Julio César Chaves, ebenda, S. 46.

<sup>26</sup> „Falleció el dictador en el 20 de Septiembre de 1840: la República sintió su muerte por cuanto cualesquiera que sean las censuras que le dirijan, él fundó la independencia del Paraguay, y si su política hubiese sido desasombrada de los peligros que referimos, ciertamente hubiera sido más franca y creadora.“ (*El Paraguay independiente*. Asunción, Samstag, 7. Juni 1845, Nr. 7).

<sup>27</sup> Bereits der Titel ist Programm: Ramón Gil Navarro: *Veinte años en un calabozo o sea la desgraciada historia de veinte y tantos argentinos muertos o envejecidos en los calabozos del Paraguay*. Rosario 1863. Wenige Jahre später folgte in Buenos Aires das Buch eines Paraguayers und ehemaligen Weggefährten, der dann aber sich mit Francia entzweit hatte und bis zu dessen Tod im Gefängnis gesessen hatte: Mariano Antonio Molas: *Descripción histórica de la antigua provincia del Paraguay*. Buenos Aires 1868. Geschrieben worden war

Anlass, eine auf Archivquellen und Zeitzeugenbefragungen basierende Geschichte der Regierung Francias in Auftrag zu geben. Aufgrund des im folgenden Jahr ausbrechenden Krieges konnte das Werk jedoch nicht fertig gestellt werden.<sup>28</sup>

Bis Ende des 19. Jahrhunderts bestimmten somit Berichte von Ausländern oder der paraguayischen Opposition in Argentinien das Bild Francias. Er wurde zumeist als ein Despot dargestellt, dessen Politik gegenüber der traditionellen Elite, aus der seine Gegner stammten, und gegenüber der Kirche einer simplen Ausländerfeindlichkeit und seiner Machtgier zugeschrieben wurde.<sup>29</sup> Auch ein biographisch begründeter „Hass gegen die Oberschicht“ wurde angeführt.<sup>30</sup>

Eine kritische Sicht auf die eigene Geschichte und die Rolle, die Gaspar Rodríguez de Francia im Nationsbildungsprozess einnahm, konnte in Paraguay daher erst nach dem Tripel-Allianz-Krieg beginnen. Angesichts der Katastrophe, in die der Krieg geführt hatte, musste sich die Nation neu definieren und die bisherige politische Entwicklung überdenken. Dabei ging es letztlich immer um die Frage des paraguayischen Nationalismus sowie die Rolle von Diktatur und Autoritarismus im Staatsbildungsprozess.

In Argentinien hatte der Krieg und der am Schluss immer despotischer agierende letzte Präsident Francisco Solano López die liberalen Politiker und Historiker erneut von dem tyrannischen Charakter der paraguayischen Herrscher überzeugt, und ein einflussreicher argentinischer Politiker veröffent-

---

das Buch jedoch in Paraguay in den 1840er Jahren. Vgl. hierzu Moisej Samoilovič Al'perovič: Die südamerikanische Geschichtsschreibung über die Diktatur Francias. In: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas Bd. 10 (1973), S. 298-330.

<sup>28</sup> Vgl. hierzu Günter Kahle: Franz Wisner von Morgenstern. Ein Ungar im Paraguay des 19. Jahrhunderts. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs Bd. 37 (1984), S. 198-246.

<sup>29</sup> Günter Kahle: Ein südamerikanischer Diktator. Dr. Francia von Paraguay, im Spiegel der europäischen Geschichtsschreibung. In: Saeculum Bd. 15, Freiburg im Breisgau/ München 1964, S. 249-259 bzw. Günther Kahle: Iberoamerika. Ausgewählte Aufsätze. Köln u.a. 1987; Al'perovič: Die südamerikanische Geschichtsschreibung sowie Sandra Carreras: Del „reino del terror“ al „modelo de desarrollo autocentrado“. Las diferentes interpretaciones acerca de la figura histórica del Dictador Supremo del Paraguay, Dr. José Gaspar Rodríguez de Francia. In: Iberoamericana Bd. 16, Nr. 1 (1992), S. 17-35. bzw. hier S. 17-24.

<sup>30</sup> Francia stammte mütterlicherseits aus einer der alteingesessenen Familien. Über den Hintergrund seines Vaters, der als spanischer Beamter nach Paraguay gekommen war, gab es verschiedene Gerüchte, so dass seine Stellung in der kolonialen Gesellschaft nicht gefestigt war. Auch Heiratspläne Francias seien aufgrund dessen gescheitert. Ein ähnlich biographisch begründeter Hass auf die Oberschicht aufgrund abgewiesener Heiratspläne wurde später für die Politik von Francisco Solano López angeführt.

lichte 1878 einen Essay, in dem Francia aufgrund einiger zweifelhafter Indizien schlichtweg zum Psychopathen erklärt wurde.<sup>31</sup>

Umso notwendiger erschien den Paraguayern die bereits vor dem Krieg vorbereitete eigene Sicht auf den ersten Regenten des Landes. Als eines der ersten Bücher nach dem Krieg erschien 1876 in Paraguay die noch von Francisco Solano López in Auftrag gegebene Darstellung der Regierungszeit Francias, verfasst von einem seit Jahrzehnten im Land lebenden österreichisch-ungarischen Militäringenieur, Franz Wisner von Morgenstern.<sup>32</sup> Dieser versuchte, die Regierung Francias und die Auseinandersetzungen nach seinem Tod ohne einseitige Parteinahme zu schildern, erwähnte aber auch erstmals die These von der bewussten „Vermischung der Rassen“ durch das Ehedekret von 1814. Dies ist insofern bemerkenswert, als ein großer Teil des privaten Nachlasses Francias kurz vor seinem Tod in Flammen aufging und infolgedessen praktisch keine Aussagen über die politischen Ziele der von ihm getroffenen Maßnahmen existieren. Wisner hat versucht, dieses Problem durch die Befragung von Zeitzeugen und eigene Interpretationen zu lösen, und Francia nicht nur zum Architekt der paraguayischen Unabhängigkeit, sondern auch der ethnisch homogenen Nation erklärt. Allerdings erscheint dies für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts anachronistisch, und dem Dekret lagen vermutlich, wie oben ausgeführt, andere Ziele zugrunde.

Die These von der ethnischen Homogenität bekam allerdings gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Bedeutung innerhalb eines breiteren Diskurses, in dem die Lateinamerikaner einerseits europäische Vorstellungen von Rasse und nationaler Homogenität übernahmen, sich gleichzeitig aber auf die Suche nach einer eigenständigen Identität machten, wie sie sich in den Werken von Rubén Darío, José Martí und José Enrique Rodó manifestierten.<sup>33</sup> Eine Gruppe junger paraguayischer Intellektueller, die sogenannte Generation von 1900, griff die ästhetischen Vorstellungen des sogenannten *modernismo* auf, nicht aber deren

---

<sup>31</sup> José María Ramos Mejía: *Las neurosis de los hombres celebres en la historia argentina*. Buenos Aires 1878. In diesem Zusammenhang bekamen auch frühere Aussagen wie diejenigen von Rengger und Longchamps, dass Francia während des heißen Nordwindes besonders dazu geneigt habe, Terrormaßnahmen anzuordnen, besonderes Gewicht. Vgl. hierzu auch Glied: Augusto Roa Bastos' Roman *Yo el Supremo*, S. 47f.

<sup>32</sup> Siehe hierzu Kahle: Franz Wisner von Morgenstern, S. 233.

<sup>33</sup> Siehe hierzu Julio Ramos: *Desencuentros de la modernidad en América Latina. Literatura y política en el siglo XIX*. Mexiko-Stadt 1989.

Konfrontation von traditionellen bzw. modernen Werten.<sup>34</sup> Sie legten auch den Grundstein für eine paraguayische Geschichtsschreibung, die bis heute nachwirkt. Historiographisch sind die Arbeiten von Blas Garay prägend, die nicht nur eine quellengesättigte Geschichtsschreibung einführten, sondern auch die Themen vorgaben. Für die Frage der kollektiven Erinnerung aber ist ein anderes Werk von besonderer Bedeutung, das 1912 im Rahmen des Centenario von dem Schriftsteller Arsenio López Decoud herausgegebene „*Álbum gráfico de la República del Paraguay*“. Hier wurde die bereits von Wisner angedeutete These von der ethnischen oder „rassischen“ Homogenität ausgebaut und die später auch von vielen anderen Historikern vertretene These aufgestellt, dass der Ursprung der paraguayischen Nation sich in der in anderen lateinamerikanischen Staaten nie erreichten „Synthese“ von Spaniern und Guaranís seit der Conquista finde. Diese neue Meistererzählung grenzte die indigene Bevölkerung nicht als die „Anderen“ aus, sondern erklärte ihre Integration zur Besonderheit des Landes. Paraguay sei von Beginn an eine mestizische Nation gewesen, in der die Fusion zu einer neuen, allerdings auch „weiß“ gedachten Bevölkerung geführt habe, sozusagen einer „*raza blanca sui generis*“.<sup>35</sup> Diese Vorstellung hatte insofern eine plausible Basis, als in Paraguay bereits in der Kolonialzeit die Mestizen, und unter bestimmten Umständen sogar Mulatten, als „Spanier“ bzw. „Paraguayer“ angesehen wurden und rassische oder ethnische Kategorien sehr viel weniger Bedeutung hatten als in anderen Regionen Hispanoamerikas.<sup>36</sup> Paraguay wurde nun zu einer speziellen Nation erklärt, für die Mestizisierung und Nationalismus zwei konstitutive und untrennbar miteinander verbundene Elemente darstellten. Bester Ausdruck hierfür war die allgemein verbreitete Zweisprachigkeit der Bevölkerung. Die Basis für diese Transkulturation war schon in der Conquista gelegt worden, eine Form und einen Sinn habe ihr allerdings erst Dr. Francia gegeben, denn er habe es verstanden, auf der Grundlage dieser kulturellen Besonderheiten den

---

<sup>34</sup> Carla Giaudrone: Representaciones de lo vernáculo en el primer Centenario de la independencia del Paraguay. In: *Iberoamericana* Bd. X, Nr. 39 (2010), S. 177-196 und Liliana Brezzo: La Historia y los historiadores. In: Telesca (Hrsg.): *Historia del Paraguay*, S. 13-32.

<sup>35</sup> Vgl. hierzu Giaudrone: Representaciones de lo vernáculo und Brezzo: La Historia y los historiadores.

<sup>36</sup> Ignacio Telesca: Afrodescendientes. Eesclavos y libres. In: Telesca (Hrsg.): *Historia del Paraguay*, S. 337-356.

paraguayischen Nationalismus zu entwickeln und zu festigen.<sup>37</sup> Etwas pathetischer erklärten man ihn in den 1930er Jahren sogar zur Verkörperung des paraguayischen Volkes: „El Dictador Francia era la expresión antropomórfica de la voluntad paraguaya de independencia, de efectiva emancipación, como lo exigía la conciencia cristalizada de este pueblo.“<sup>38</sup>

Allerdings gab es verschiedene Varianten der neuen Meistererzählung, und im Jahre 1902 erlebte Paraguay seinen ersten großen „Historikerstreit“, dessen unterschiedliche Positionen noch immer präsent sind. Ausgangspunkt war die bis heute kontrovers diskutierte Frage der Schuld am Tripel-Allianz-Krieg, die ein junger Professor des Colegio Nacional namens Juan O’Leary vor allem in der Politik der Alliierten suchte, denen sich die gesamte Nation heroisch widersetzt habe. Der Architekt des paraguayischen Nationalismus, der diese Einmütigkeit und den Heldenmut geschaffen hatte und auf dem seine Nachfolger aufbauten, war Dr. Francia. O’Learys Kontrahent, der Rechtsanwalt Cecilio Báez, stellte dieser Helden- und Opferrolle eine kritische Sicht der Regierungen von Francia und seinen beiden Nachfolgern gegenüber. Deren tyrannische Herrschaft habe das Volk bewusst unwissend gehalten, unterdrückt und ein Klima der Gewalt geschaffen, das in die Katastrophe des Krieges geführt habe. Die Sichtweise von Juan O’Leary setzte sich in Paraguay letztlich durch und wurde von späteren politischen Strömungen mit faschistischen Einflüssen sowie den Militärdiktaturen seit den 1940er Jahren kanonisiert.<sup>39</sup>

Im Rahmen dieser Politik wurde Francia 1936 von der nationalistisch-revolutionären Febreristaregierung unter Coronel Rafael Franco zusammen mit den beiden López zum „Procer benemerito de la Nación“ erklärt. 1961 unternahm die erneute Diktatur unter Alfredo Stroessner einen weiteren Versuch, die verschwundenen Überreste Francias, die zu Beginn des Jahrhunderts angeblich in Buenos Aires aufgetaucht waren, zu identifizieren, um sie in den nationalen Heldenpantheon zu überführen. Dies gelang allerdings nicht.<sup>40</sup>

---

<sup>37</sup> Miguel Alberto Bartolomé: *Nación y etnias en Paraguay*. In: *América Indígena* Nr. 3 (1989), S. 407-418, hier bes. S. 410 und Günter Kahle: *Das Guaraní als paraguayische Volkssprache*. In: Kahle: *Iberoamerika. Ausgewählte Aufsätze*, S. 245-257.

<sup>38</sup> Víctor Morínigo: *Prólogo*. In: Thomas Carlyle: *El Dictador Francia*. Buenos Aires 1937, hier zitiert nach Efraín Enríquez Gamón: *Francia, un hombre interminable*. Asunción 1994, S. 134.

<sup>39</sup> Brezzo: *La Historia y los historiadores*, S. 23-27.

<sup>40</sup> Vgl. Ministerio del Interior: *Los restos mortales*.

Doch die Rechtfertigung der Diktatur Francias kam nicht nur von rechten und autoritären Politikern und Militärs. In den 1960er Jahren veröffentlichte der ehemalige Vorsitzende des paraguayischen Studentenverbandes und Mitglied der Kommunistischen Partei, Oscar Creydt, eine kürzlich neu aufgelegte Untersuchung über die Entstehung der paraguayischen Nation. Auf der Basis des historischen Materialismus legte er dar, dass die paraguayische Unabhängigkeit von Kleinbauern mit antikolonialer Haltung durchgesetzt worden sei, als deren Sprachrohr Francia fungiert habe. Auch er maß der allgemeinen Verbreitung der indigenen Sprache, des Guaraní, eine tragende Bedeutung bei.<sup>41</sup> Diese Sichtweise wurde in den kommenden Jahren von zahlreichen ausländischen Historikern aufgegriffen und gestärkt. Ein nordamerikanischer Historiker sprach aufgrund der Landpolitik von der ersten tiefgreifenden Revolution in Amerika, und ein deutscher Soziologe sah in der Isolationspolitik Francias einen „frühen Fall dissoziativer Entwicklung“.<sup>42</sup> Im Rahmen der Vorbereitungen der Zweihundertjahrfeiern der Unabhängigkeit erschien in Asunción 2008 die Dissertation eines Historikers, der mit einer ähnlichen Argumentation wie Creydt zu dem Schluss kommt, die „hellen“ Seiten der Diktatur hätten die „dunklen“ überwogen, und an einer Stelle sogar von einer „dictadura democrática“ spricht.<sup>43</sup> Ein anderer, schon geflügelt zu nennender Satz lautet, Francia habe für das Volk, wenn auch nicht mit dem Volk regiert. Im Rahmen der Bicentenario-Feiern erklärte der oben erwähnte nordamerikanische Historiker Richard Alan White darüber hinaus, Francia habe „die Armut in Paraguay beseitigt“, und erklärte die Existenz eines Spionagesystems zu einer Verleumdung seitens bürgerlicher Exilanten.<sup>44</sup>

Wie stark der Diktator heute vor allem von linken Gruppen für ihre politischen Ziele vereinnahmt wird, macht auch ein im Rahmen der argentinischen Bicentenario-Aktivitäten gehaltener Vortrag eines paraguayischen Journalisten deutlich, der schon im Titel nicht nur die Idee der

---

<sup>41</sup> Oscar Creydt: *Formación histórica de la nación paraguaya. Pensamiento y vida del autor.* Asunción [1963] 2004.

<sup>42</sup> Frieder Schmelz: *Paraguay im 19. Jahrhundert.* Der Begriff wurde in Anlehnung an Dieter Senghaas entwickelt. Vgl. auch Carreras: *Del „reino del terror“ al „modelo de desarrollo aut centrado“*, S. 26-34 sowie White: *Paraguay's Autonomous Revolution.*

<sup>43</sup> Ricardo Pavetti: *La integración nacional del Paraguay (1780-1850).* Asunción 2008, S. 223 und S. 267.

<sup>44</sup> Siehe <http://www.ultimahora.com/notas/411221--Bajo-el-gobierno-del-Dr--Francia--se-elimina--la-pobreza-en-el-Paraguay->, 13.03.2011.

„volkstümlichen Diktatur“ aufgreift, sondern Francia auch noch zum größten Paraguayeer aller Zeiten erklärt.<sup>45</sup>

Zwischentöne oder Versuche, die Entwicklung Paraguays unter strukturellen Aspekten zu erläutern, sind in der öffentlichen Diskussion selten, auch wenn es sie in der Historiografie sowohl von paraguayischer als auch von ausländischer Seite durchaus gibt.<sup>46</sup> Darüber hinaus weisen neuere Arbeiten auch darauf hin, dass viele Aspekte der Politik Dr. Francias Kontinuitäten mit der späten Kolonialzeit aufweisen. Doch die differenzierteren Thesen verbleiben meist im akademischen Bereich und werden selbst dort manchmal nicht gern zur Kenntnis genommen. Oft mischt sich in die Abwehr kritischer Urteile über den Diktator ein Rekurs auf die nationalen Besonderheiten, die von Ausländern einfach nicht verstanden würden.<sup>47</sup>

Letztlich dreht sich aber sowohl die öffentliche als auch die wissenschaftliche Diskussion immer wieder um die Frage, ob die nicht zu leugnenden autoritären Züge der Herrschaft von Dr. Francia angesichts seiner Ziele und seiner Leistungen gerechtfertigt waren oder nicht. Die Antwort darauf hängt wesentlich davon ab, wie man die Folgen seiner Herrschaft beurteilt. Hat seine Land- und Handelspolitik die Unabhängigkeit gewahrt, das paraguayische Handwerk und die Landwirtschaft gefördert und eine gerechtere Gesellschaft geschaffen oder ist sie für die wirtschaftliche Rückständigkeit verantwortlich, in der das Land bis heute verharrt? Hat die Isolationspolitik und die Ausschaltung der traditionellen Oberschicht die Unwissenheit und Unterwürfigkeit der Bevölkerung gefördert und damit eine demokratische Entwicklung verhindert

---

<sup>45</sup> Guillermo Weyer: *En defensa de una dictadura popular. José Gaspar Rodríguez de Francia: el más grande nacido en el Paraguay en todos los siglos de su historia. Una concepción sobre el desarrollo económico-político y social después de la revolución de Mayo de 1811.* Charla desarrollada por Guillermo Weyer el 2 de julio de 2010 en la Universidad Popular Madres de Plaza de Mayo, en la Cátedra de Economía Política del profesor Alberto Fortunato. Asuncion 2010.

<sup>46</sup> Hier ist vor allem die bereits erwähnte Biografie von Chaves zu nennen, aber auch die Dissertation eines in Deutschland promovierten Paraguayers, Miguel Angel Gauto Bejarano: *Nationwerdung und wirtschaftliche Abhängigkeit. Der Fall Paraguay.* Phil. Diss. Freiburg im Breisgau 1981. Neuerer Perspektiven bieten Thomas L. Whigham: *The Politics of River Trade. Tradition and Development in the Upper Plata, 1780-1870.* Albuquerque, NM 1991; Nidia R. Areces: *Estado y frontera* sowie zuletzt Ribeiro: *Gaspar Rodríguez de Francia.*

<sup>47</sup> Vgl. hierzu z.B. Gamón: *Francia, un hombre interminable.* Dieser Autor, ein promovierter Jurist, ist darüber hinaus typisch für eine relativ einflussreiche Gruppe von semi-professionellen Historikern in Paraguay, deren berufliche Ausbildung in einer anderen Disziplin erfolgte und die sich eher nebenher der Geschichte ihres Landes widmen.



oder war sie notwendig, um die Einheit und die Unabhängigkeit der Nation zu erhalten und sich imperialistischen Ansprüchen zu entziehen?

Diese Fragen sind auch für die aktuelle und zukünftige politische Entwicklung in Paraguay von Bedeutung, und daher ist die Auseinandersetzung mit der Unabhängigkeit und der Regierung Francias nach wie vor ein Politikum, das die aktuellen Probleme des Landes widerspiegelt. Die größte Herausforderung der Regierung des jetzigen Präsidenten Lugo, der nach sechs Jahrzehnten die Partei der Colorados abgelöst hat, ist die von ihm im Wahlkampf angekündigte Landreform, gegen die es allerdings in seiner eigenen Regierungskoalition starke Widerstände gibt. Verbunden mit der Landreform sind Fragen nach der Rolle der Exportwirtschaft bzw. kleinbäuerlichen Subsistenzwirtschaft. Was für Francia als Öffnung nach außen oder Isolation und Kaufmannselite vs. Unterschicht diskutiert wird, ist im Kern dasselbe Problem wie die Frage nach einer Agrarpolitik, die auf Export und Agrobusiness setzt, oder einer, die das traditionelle Kleinbauerntum und seine Produktions- und Lebensweise schützen will.

Damit aber wird Dr. Francia zu einem ambivalenten Gründervater, der nicht geeignet ist, die Nation zu einen, sondern eher zu spalten. Zwar ist seine Rolle für die Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit unbestritten, und die These von der ethnischen Homogenität ist inzwischen fester Bestandteil der paraguayischen Nationalidentität, im Rahmen der Feierlichkeiten zum Bicentenario 2010/11 wird er jedoch als ein Akteur unter vielen dargestellt, ja in gewisser Hinsicht sogar marginalisiert. Sowohl die öffentlichen Feiern als auch die Publikationen im Umfeld dieses Ereignisses konzentrieren sich vor allem auf die Ereignisse 1810/11, d.h. die Siege über die Truppen aus Buenos Aires und die Absetzung des Vizekönigs, oder sie spannen einen langen Bogen von 1810 bis 2010, in dem Francia nur kurz aufscheint.<sup>48</sup>

---

<sup>48</sup> Zu den offiziellen Feierlichkeiten siehe <http://www.youtube.com/watch?v=N3P6UVi-RNk&NR=1>, 1.3.2011; <http://www.bicentenarioparaguay.gov.py/revista.php>, 1.3.2011; <[http://www.bicentenarioparaguay.gov.py/1811\\_completo.pdf](http://www.bicentenarioparaguay.gov.py/1811_completo.pdf)>, 1.3.2011. Beispielhaft für die Publikationen sei hier nur das von der Vicepresidencia de la República herausgegebene Cuaderno conmemorativo de la independencia nacional, Asunción 1998 genannt, in dem nur um die Entwicklung 1810/11 bis maximal 1813 behandelt wird. Die von der Comisión Nacional del Bicentenario herausgegebenen Reihe, die für ein allgemeines Publikum gedacht ist, hat sich bislang ebenfalls auf die Anfänge konzentriert, allerdings werden hier noch weitere Titel hinzukommen, die möglicherweise andere Akzente setzen. Eine der ersten Publikationen der Reihe war Jerry W. Cooney: *El fin de la Colonia. Paraguay 1810-1811*. Asunción 2010.

Die Erinnerung an die Regierung Dr. Francias bleibt ein schwieriges Unterfangen. Die Oberschichten und liberalen Eliten werden seine Leistungen für die Unabhängigkeit und die Schaffung einer stabilen Staatsnation loben, seine autoritären Züge und seine Wirtschaftspolitik aber als letztlich schädlich für das Land verurteilen, während die Anhänger populistischer und reformorientierter Politik diese hervorheben werden. Die Feiern zur Unabhängigkeit bergen somit in Paraguay nach 200 Jahren erneut revolutionäres oder zumindest reformatorisches Potential, doch auch die Probleme, die damit verbunden sind, lassen sich deutlich an der Regierung Francias ablesen. Man darf gespannt sein, wie sich die Paraguayer 2014 und 2016 an die Kongresse erinnern werden, die die Diktatur besiegelten.

#### RESUMEN

#### DR. JOSÉ GASPAR RODRÍGUEZ DE FRANCIA Y EL EXCEPTIONALISMO PARAGUAYO. EL “DICTADOR SUPREMO” EN LA MEMORIA CULTURAL DE PARAGUAY

El artículo versa sobre el gobierno del dictador paraguayo José Gaspar Rodríguez de Francia, así como de la memoria contemporánea sobre este polémico gobernante. El núcleo del problema radica en el hecho de que si bien el gobierno de Francia aseguró la autonomía de la nueva república contra todas las presiones exteriores, y por tal motivo fue considerado como el arquitecto indiscutido de la independencia, esto fue posible en base a un régimen autoritario que aisló el Paraguay durante tres décadas del resto del mundo. Mientras que otros países latinoamericanos empezaban a involucrarse en el mundo atlántico y en la economía global, el Paraguay se mantenía al margen de este desarrollo – con lo bueno y lo malo que esto trajo aparejado.

En una primera parte del trabajo se describe el proceso de la independencia paraguaya y la separación de la antigua capital del virreinato, Buenos Aires. Esta última, a su vez, no reconoció la independencia paraguaya hasta mediados del siglo XIX presionando a la antigua provincia mediante el cierre de las vías fluviales. Esta situación llevó a una división de la élite de Asunción, ya que los comerciantes y exportadores, en su mayoría de origen rioplatense o español, se vieron perjudicados por estas medidas. Asimismo, muchos de ellos simpatizaban con las ideas liberales vigentes en Buenos Aires durante esos años. Por consiguiente, se convirtieron en opositores al régimen. Ante esta situación, Francia buscó apoyo político en la incipiente clase media y en los

campesinos, cuyos representantes consintieron en su elección como dictador, provisional primero, vitalicio después.

Para quebrar el poder económico, político y social de la antigua élite de la provincia, el abogado Dr. Francia se sirvió de medidas jurídicas altamente eficaces. Éstas le permitieron además la concentración de tierras y riquezas en manos del Estado. Bajo el gobierno del Dictador, Paraguay se convirtió en un país más igualitario, tanto en el sentido económico como social. Esta mayor igualdad, no obstante, trajo consigo formas de producción simples y falta de riquezas y lujos, incluso para las clases altas. Si bien el Estado paraguayo no desarrolló políticas de modernización e industrialización, tampoco contrajo deudas en el extranjero. Así, la población no padecía de grandes necesidades materiales, pero tampoco gozaba de bienestar y libertades políticas.

Esta política llevada a cabo por el dictador generó una polémica desde el preciso momento de su muerte. En cierta medida los argumentos de aquella polémica siguen vigentes en la actualidad. Mientras que sus admiradores resaltan la autonomía, la homogeneidad social e incluso califican al gobierno de Francia como una “revolución desde arriba” o “anti-imperialista” o una “dictadura de desarrollo”, sus adversarios insisten en el carácter despótico de su régimen y lo culpan de haber instalado una tradición autoritaria en el país que llevó a éste a la guerra devastadora contra la Triple Alianza y a los gobiernos militares del siglo XX. En cierto modo estas dos vertientes de la historiografía determinan, aún la discusión sobre el gobierno de Francia, a pesar de que a principios del siglo XXI y con la transición hacia la democracia, la interpretación oficial del gobierno del héroe de la independencia es más ambigua, no solo por el carácter autoritario de su gobierno, sino también porque los problemas actuales del Paraguay remiten a los de los primeros años de la vida republicana. Actualmente, como durante el gobierno de Francia, se encuentran en el centro de la discusión temas como la distribución de la tierra y de los recursos materiales y sociales, y la inserción de la producción agrícola en un mundo globalizado frente a la conservación de formas de producción y de vida tradicionales.

JURANDIR MALERBA

## D. JOÃO VI, REY DEL BRASIL. ENTRE LA HISTORIA Y LA MEMORIA\*

### 1. INTRODUCCIÓN

Comenzaré mi ponencia con una confesión: confieso que sentí algo irónico al ser invitado a este congreso internacional sobre las guerras de independencia en América Latina, para participar de una mesa que hablará sobre a “héroes y canallas”. Irónico porque este evento sucede justamente en esta ciudad, Berlín, donde por consenso es la cuna de la historia racionalista surgida a comienzos del siglo XIX. Fue a partir de aquí que los estudios históricos modernos reivindicaron la racionalidad metodológica a través de un énfasis en los argumentos anti-retóricos, postulando su carácter académico o científico y moldeando su status como una disciplina autónoma dentro de las humanidades. Un ícono de esa transformación en los estudios históricos es el primer libro de Ranke, *La historia de los pueblos romanos y germánicos de 1494 a 1514*, publicado originalmente en 1824.<sup>1</sup> Aquí, el autor escribe su famosa declaración de que la historia no precisa juzgar el pasado para enseñar el presente por el bien del futuro; su libro, nos dice Ranke, “quiere apenas mostrar como realmente fue el caso.”<sup>2</sup> Esta reivindicación de objetividad refleja la nueva auto-comprensión de los estudios históricos como una ciencia empírica con un conjunto especial de reglas metodológicas, constituyendo el conocimiento histórico como un proceso de investigación.<sup>3</sup>

---

\* Traducción de Ana Sosa Gonzales.

<sup>1</sup> Leopold von Ranke: *Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514*. Leipzig <sup>2</sup>1874.

<sup>2</sup> “zeigen, wie es eigentlich gewesen“, *ibidem*, p. VII.

<sup>3</sup> Jörn Rüsen: *Rhetoric and Aesthetics of History*. Leopold von Ranke. En: *History & Theory* vol. 29, no. 2 (1990), p. 191.

Esta querrela sobre la función del historiador atravesó dos siglos. En los años 1980, en mi tiempo de formación aún debatía si correspondía o no al historiador juzgar: las épocas, los acontecimientos o personajes del pasado. Confieso, además de la ironía, que no llegué a una conclusión acabada sobre el asunto. Pero, si vamos a tratar de personajes de las guerras de independencia – recordando que no todas las independencias en América Latina se lograron por medio de la guerra – los juzgamientos de valor serán inevitables. De mi parte, voy a tomar como premisa el postulado croceano de que toda historia es contemporánea, para asumir que cada generación elige los héroes y los villanos que le conviene. Esto es muy claro en la historiografía. Como no quiero juzgar y mucho menos condenar ningún personaje en este simulacro de tribunal de la historia, hago explícitos mis objetivos: en un primer momento, después de realizar observaciones puntuales sobre memoria e historia, pretendo mostrar como las imágenes que nos llagaron de don João VI fueron construidas por la historiografía en dos siglos (por lo tanto, exploraré aquí la construcción de una memoria historiográfica); enseguida, buscaré traer la discusión hacia el campo del análisis histórico propiamente dicho, puntuando algunas acciones de este controvertido personaje que lo distingue como una figura central cuando se busca explicar cómo, cuándo y por qué sucedió la independencia brasilera, singularizando el proceso brasilero en relación a lo que sucedía en todo el mundo hispanoamericano.

## **2. BREVES COMENTARIOS SOBRE HÉROES, VILLANOS, EFEMÉRIDES, CONMEMORACIONES**

2.1. Hace apenas dos años atrás, en el 2008, se celebró ruidosamente, tanto en Portugal como en Brasil, el bicentenario de la transferencia de la familia real portuguesa de Lisboa hacia Río de Janeiro. Un verdadero estallido cultural y mediático. Pero ya no era ninguna novedad, pues el “Centenario” fue la misma catarsis conmemorativa. En la adolescente República brasilera (que contaba apenas con 18 añitos en 1908), una serie de eventos marcaron la celebración de los cien años de la llegada de la familia real al Brasil: congresos, exposiciones, paradas, publicaciones – entre estas el célebre monumento historiográfico, *D. João VI no Brasil*, de Oliveira Lima.<sup>4</sup> Como en el comienzo del siglo XX, el

---

<sup>4</sup> La fiebre conmemorativa, que se extendió por casi dos décadas rescatando todos los “centenarios” relativos al proceso de independencia, tuvo el Instituto Histórico e Geográfico Brasileiro como gran agente de aquel conjunto de efemérides. En ese contexto el IHGB movió

furor memorial explota, tal vez hasta más intensamente en estos comienzos del siglo XXI. Ahora, desde 2008, se cuentan en decenas los diversos eventos en el marco de las “conmemoraciones” del bicentenario de la transferencia de la corte y de la sede del imperio ultramarino portugués a Río de Janeiro en 1807-1808. Cuadernos especiales, revistas, programas de radio y televisión, eventos académicos, exposiciones, publicaciones – biografías, diccionarios, HQs – evocaron el “hecho memorable”.<sup>5</sup>

En 2010 tenemos el estallido de las guerras de independencia en América Latina; pero en 1992 ya tuvimos los quinientos años del “descubrimiento de América”; en 2000, el quinto centenario del “descubrimiento del Brasil”. Hace dos años, los doscientos años de la llegada de la corte bragantina al Brasil, efeméride sobre la cual voy a focalizar mi análisis. Pero, finalmente, ¿cuál es el sentido de esas conmemoraciones? ¿Qué es lo que conmemoramos hoy? ¿Dónde y quién conmemora? Dejo estas cuestiones centrales a los especialistas, para intentar pensar una cuestión anterior, y de fondo: ¿qué significó conmemorar 1808 en 2008 – o, en el propósito que hoy nos reúne, cuál es el sentido de conmemorarse 1810 en 2010?

“Conmemorar”, memorar juntos, ejercicio que apunta hacia las fronteras movedizas entre la historia y la memoria y, en un movimiento frenético, funde pasado y futuro en el tiempo presente. Hace ya mucho tiempo que el peligro de la conmemoración fue denunciado y subyugado, porque se descubrió que conmemorar era inventar tradiciones para controlar corazones y mentes.<sup>6</sup> Pero

---

importantes iniciativas, como la organización de los congresos de Historia nacional y de historia de América y la publicación de la *História da Independência*, de Varnhagen. Cf. Francisco Adolfo de Varnhagen: *História da Independência do Brasil*. Río de Janeiro 1917; también Manoel de Oliveira Lima: *D. João VI no Brazil*. Río de Janeiro 1908.

<sup>5</sup> Curiosamente, como sucedió en el 5º centenario del “descubrimiento”, nuestros patricios portugueses invirtieron fuertemente en las “conmemoraciones” del bicentenario de la llegada de la corte al Brasil. La Comisión Nacional para el Bicentenario de la Llegada de la Familia Real Portuguesa al Brasil elaboró una nutrida agenda de eventos en Portugal y en Brasil, que preveía la realización de congresos, coloquios, seminarios, exposiciones, teatro, ediciones de libros, presentaciones variadas.

<sup>6</sup> El tópico de la memoria colectiva e identidad nacional suscitó gran interés en varios países. Probablemente el estudio más influyente en este sentido fue el libro de Eric Hobsbawm/ Terence Ranger (eds.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983. Los autores colocaron gran énfasis en las estrategias de conmemoración por medio de las cuales los hombres de Estado de Europa del final del siglo XIX “fabricaron” tradiciones artificiales para resaltar el prestigio y la autoridad do Estado-nación; analizaron las maneras como el mito y el ritual fueron usados para crear una memoria pública en la cual los ciudadanos deberían creer.

lo que siguió entonces: desde la dilución de la historia en memoria, y el apartamiento radical de esas esferas como originalmente propuso Halbwachs,<sup>7</sup> muchas veces con la primacía de la última sobre la primera como en Nora,<sup>8</sup> no

---

Desde el siglo XIX, tradiciones inventadas moldearon las imágenes del pasado según las necesidades del presente. El libro de Hobsbawm y Ranger inspiraron numerosos estudios similares. Cf. el balance hecho por Terence Ranger: *The Invention of Tradition Revisited. The Case of Colonial Africa*. En: Terence Ranger/ Olufemi Vaughan (eds.): *Legitimacy and the State in Twentieth-Century Africa*. Londres 1993, pp. 62-111. De varios modos, esa historiografía “derivada” del soporte a la tesis de Hobsbawm y Ranger de que la memoria colectiva es construida y que la clave para su influencia es el poder del Estado. Me parece exagerado tener que cargar esta nota con infinitos ejemplos historiográficos, abundantes tanto en la literatura internacional como en la brasilera. Para meros ejemplos, cf. John R. Gillis (ed): *Commemorations. The Politics of National Identity*. Princeton, NJ 1994; John Bodnar: *Remaking America. Public Memory, Commemoration, and Patriotism in the Twentieth Century*. Princeton, NJ 1992 y Yael Zerubavel: *Recovered Roots. Collective Memory and the Making of Israeli National Tradition*. Chicago 1995. En Brasil, ver Noé Sandes Freire: *La invenção da nação. Entre a monarquia e a república*. Goiânia 2000; Circe Bittencourt: *As tradições nacionais e o ritual das festas cívicas*. En: Jaime Pinsky (ed.): *Ensino de História e criação do fato*. São Paulo 1992, pp. 43-72; Marly Silva da Motta: *A nação faz cem anos. A questão nacional no centenário da Independência*. Río de Janeiro 1992; Lucia Lippi Oliveira: *A festas que a República manda guardar*. En: *Estudos Históricos*, Río de Janeiro, vol. 2, no. 4 (1989), pp. 172-189 y Carlos Fico: *Reinventando o otimismo. Ditadura, propaganda e imaginário social no Brasil*. Río de Janeiro 1997.

<sup>7</sup> El modelo para este abordaje de la relación entre historia y memoria planteado por Maurice Halbwachs, sociólogo francés que, a comienzos del siglo XX formuló una teoría comprensiva de la memoria colectiva. Halbwachs, una figura opaca de la sociología durkheimiana de la década de 1920, fue descubierto por los historiadores en la década de 1980. Halbwachs sostenía que la memoria colectiva evoca la presencia del pasado. Como una imaginación viva, la memoria colectiva es continuamente rehecha por los contextos sociales en los cuales es rescatada. Cuanto más poderoso es el contexto, más impositivas serán las memorias. Asimismo mostraba la relatividad de la memoria para su milieu, y su teoría anticipaba nuestra necesidad cultural corriente de entender el modo como las imágenes mnemónicas son manipuladas por la autoridad pública. La conmemoración es una estrategia calculada para estabilizar las memorias colectivas. Halbwachs también creía que memoria e historia son antitéticas: la memoria confirma semejanzas para con el pasado; la historia busca por diferencias. Memoria evoca la presencia del pasado; la historia se mantiene distante de él. Y algo más importante: la memoria distorsiona el pasado, en cuanto que la obligación del historiador es corregir las incorrecciones de la memoria! Cf. Maurice Halbwachs: *Les cadres sociaux de la mémoire*. Paris 1925; Maurice Halbwachs: *La mémoire collective*. Paris 1997; también Patrick Hutton: *History as an Art of Memory*. New Hampshire 1993 y Patrick Hutton: *Recente Scholarship in Memory and History*. En: *The History Teacher* vol. 33, no. 4 (2000), pp. 533-548, pp. 537ss.

<sup>8</sup> Desde el punto de vista de la narrativa pensada entre memoria e historia, uno de los estudios teóricamente más innovadores sobre conmemoración fue editado por Pierre Nora (*Les lieux de mémoire*. 7 tomos. Paris 1984-1992). Se trata de un proyecto llevado a cabo durante los años 70, en el sentido de reconsiderar la propia naturaleza de la identidad nacional

llevó exactamente a buenos términos. Cuando nos dispusimos a memorar juntos, vemos que eclosiona la historia viva, en la pulsión de los debates apasionados que se revelan a partir da historiografía y se explayan por todo el espectro social. El acontecimiento pasado revitaliza la historia, en la medida en que afecta el presente, haciendo del distanciamiento temporal un instrumento meticuloso para la revisión de las diversas estratificaciones de sentido que se fueron atribuyendo a lo largo de generaciones, transformando ese acontecimiento en evento “supersignificado”.<sup>9</sup> Así alcanza toda su importancia de fuerza política – y cultural – en el tiempo presente: en esta retomada reflexiva del acontecimiento supersignificado se transforma en los cimientos para la construcción narrativa (histórica) de identidades fundadoras.

La celebración de acontecimientos históricos originales en el sentido de la construcción (el uso, la manipulación, el abuso) de la memoria siempre existió; por lo tanto, la manera como es hecho en nuestros días, comenzó a ser practicada y teorizada a partir de la década de 1980 por la historiografía francesa de la generación del bicentenario de la revolución. Para esa historiografía fuertemente conservadora (muy incensada por los historiadores brasileiros hasta hoy) importa menos la historia (que es cambio, transformación) que la conmemoración (que es reiteración selectiva, preservación). De modo que esta perspectiva se hace conveniente tanto para los police makers (vea el afán con que los agentes de Estado asumen entusiastamente la celebración de

---

francesa. Es importante notar que el mismo apareció en los años del bicentenario de la revolución, y puede haber dislocado aquel evento conmemorativo en importancia. Nora propuso un abordaje innovador de la narrativa histórica. Al organizar su proyecto, procedió del presente para atrás, como en un diseño de un árbol genealógico. En el esquema de Nora, la relación entre historia y memoria é reversa. La gran narrativa de la historia de Francia moderna será fragmentada en narrativas particulares, cada una de ellas reubicada en un diferente lugar de la memoria. Esos lugares de la memoria son conectados vagamente, si es que se consigue conectarlos. Las memorias son desatadas de sus lugares fijos en una gran narrativa para transformarse en puntos de referencia simultánea para que los historiadores reconstruyan su herencia cultural. La estructura de la historia, de este modo, parte del elenco espacial de la memoria colectiva, tal como Halbwachs la describía. Al abordar el pasado a partir del lugar privilegiado del presente, el historiador contempla los dominios de la memoria, cada uno de ellos pudiendo ser rescatados al presente. La historia se transforma así en el arte de situar esas memorias cf. Pierre Nora: *Comment écrire l'histoire de France?* En: *Les lieux de mémoire*. Tomo 3, pp. 11-32. Ese método de situar la narrativa histórica en los lugares de la memoria fue empleado por muchos historiadores desde entonces. Cf. Simon Schama: *Landscape and Memory*. Nueva York 1995.

<sup>9</sup> Cf. Paul Ricœur: *Du text à l'action*. Paris 1986; también Paul Ricœur: *La memoire, l'histoire, l'oubli*. Paris 2000 y François Dosse: *A História*. Bauru 2003.



las efemérides) como para los grande medios.<sup>10</sup> Otro factor del estallido conmemorativo es el contexto histórico en que vivimos, marcado por la mercantilización de todas las esferas y relaciones humanas, transformando la propia historia en una mercadería exhibida para el acceso de todo el público. Las efemérides, y lo que se transmite en torno a ellas, constituyen consciencias.

### **3. LA FABRICACIÓN DEL PERSONAJE POR LA HISTORIOGRAFÍA: A VECES HÉROE, OTRAS VECES VILLANO**

Realizar un análisis exhaustivo de la obra que construyó la imagen de d. João, ya sea como héroe o como canalla, a lo largo de los últimos dos siglos y de ambos lados del Atlántico, no constituye el objetivo del presente trabajo. Mi propuesta es más sencilla: apenas ilustrar algunas manifestaciones a favor o en contra del legado de d. João que contribuyeron, a lo largo del tiempo, a la construcción de este personaje histórico complejo.

Una de las primeras representaciones paradigmáticas de d. João fue de un hombre bondadoso y desafortunado. Esa imagen fue primeramente legada por un embajador francés en Lisboa en 1824, llamado Hyde de Neuville, en un opúsculo publicado en París en 1830.<sup>11</sup> Aquí se encuentran todos los estereotipos con que se diseñarían tanto su persona pública como privada: heredero del trono sin que nunca hubiera querido serlo, obligado a huir de su reino hacia una colonia africana enraizada en América, traído por la mujer doña Carlota y por el hijo (d. Miguel, en la crisis de sucesión del trono portugués), forzado a regresar al viejo reino contrariado, indeciso, tibio de carácter y enfermizo. Ese estereotipo popular marcó la invención del personaje, no solo en la historiografía, sino también en otros medios como la literatura, el teatro, la televisión y el cine, en Brasil y en Portugal.

Para fijarnos apenas en el campo historiográfico, esta figura de valor negativo, en que muchas veces se confunde el carácter del príncipe con la

---

<sup>10</sup> En el caso del bicentenario de la llegada de la familia real al Brasil, se realizó un gigantesco “Congresso Internacional 1808. A corte no Brasil”, organizado por las universidades de São Paulo/UFMG/UFF en marzo de 2008. Este congreso fue abierto con un cóctel “temático” por el prefeito de la ciudad de Río de Janeiro César Maia, en el Palacio de las Laranjeiras, donde todo fue ambientado, desde el menú hasta la indumentaria de las personas de servicio, desde las servilletas a los servicios de mesa.

<sup>11</sup> Hyde de Neuville: *De la question Portugaise*. Paris 1830. Una excelente recensão historiográfica de las imágenes de d. João encontra-se en Jorge Pedreira/ Fernando Dóres Costa: *D. João VI. Um príncipe entre dois continentes*. São Paulo 2008.

política de su gobierno, aparece ya en el Elogio necrológico que le fuera ofertado en la Academia Real de Ciencias de Lisboa el 10 de setiembre de 1826 por Frei Mateus Brandão, en el cual los vicios y flaquezas que le eran atribuidos, fueron compensados por el orador por su “bondad de corazón” y su constante “amor por la paz”.<sup>12</sup> En 1827, un año después de su muerte, aparecía una “biografía no oficial”, la *Histoire de Jean VI*,<sup>13</sup> de carácter abiertamente francófilo, en la cual se incluyen elementos de carácter que posteriormente se van a adherir a la persona histórica construida por la historiografía e inscrita en la memoria popular. Surge el rey benevolente, pero al mismo tiempo indeciso y tibio. Sólo que esta debilidad es retratada por el autor del libreto anónimo como un elemento que d. João sabía usar a su favor, en los momentos en que las circunstancias exigen disimulación. Con este estilo reticente, contemporizador, consiguió esquivar la presión de franceses e ingleses, en uno de los momentos más convulsivos del Antiguo Régimen, mantener su corona.

El libreto anónimo agrega esa aura de gran estratega a d. João, que se apoyaba en su carácter frágil para burlar situaciones adversas. De hecho, d. João usó con maestría su posición de piedra angular en el equilibrio de las tensiones entre los diferentes estratos que lo asediaban, dando fuerza a los decaídos para detener a los poderosos. Para J. F. de Almeida Prado, d. João era el nexo que agrupaba alrededor de la corona los súbditos provenientes de las diversas regiones, llevando la existencia patriarcal y recibiendo a todos con generosidad – como bien se confirma en los numerosos testimonios sobre el besa-mano real. Según el historiador paulista, uno de los primeros en relacionar la formación del Estado con la de la clase dirigente brasilera, el palacio imperial estaba siempre de puertas abiertas en los días de audiencia pública, accesible a la gente del reino, brasileros o extranjeros de todas las categorías. Sin embargo, los habitantes de Río de Janeiro no siempre apreciaban esta actitud.<sup>14</sup>

Los historiadores, siempre en busca de la utópica neutralidad, parecemos favorables a los juicios históricos. Relevar aspectos psicológicos – tan suscep-

---

<sup>12</sup> Mattheus de Assumpção Brandão: Elogio necrológico do muito alto e muito poderoso Imperador e Rei o Senhor D. João VI. Lisboa 1828.

<sup>13</sup> *Histoire de Jean VI roi du Portugal depuis sa naissance jusqu’a ça mort en 1826*. Paris 1827.

<sup>14</sup> Cf. *Sketches of Portuguese Life and Manners, Costume and Character*. Londres 1826, particularmente capítulos IX y XVII. João F. de Almeida Prado: *D. João VI e o início da classe dirigente do Brasil. Depoimento de um pintor austríaco no Río de Janeiro/ São Paulo 1968*, p. 177.

tibles a la valoración moral – como “tibieza de espíritu” o “natural benevolencia” parece reproducir inevitablemente la vieja práctica historiográfica que condena o absuelve los agentes históricos.<sup>15</sup> Es unánime, con todo, la opinión de que el sentimiento de gratitud de d. João a los que lo acompañaron y a los que lo socorrieron en Brasil, fue el motivo de la prodigalidad en la distribución de gracias y distintivos nobiliarios con que comenzó a constituirse la nueva nobleza “brasileira” – y, al final, la principal fuente de conflictos y celos entre beneficiados y preteridos.

Pero es un hecho también, que el príncipe regente, a la cabeza del Estado desde el reconocimiento de la demencia de la reina su madre, usó con mucha habilidad los pocos recursos que disponía. Acusado por unos y otros de indeciso e indolente, reconocido por la mayoría, al mismo tiempo, como perspicaz delante de las turbulencias políticas y domésticas – estas no menos graves y constantes que aquellas –, la verdad es que, a pesar del período de convulsiones sin comparación en el que reinó, d. João vivió y murió como rey, mientras que la mayoría de las cabezas coronadas de Europa sucumbieron ante Napoleón. Glorificado como portador de “natural perspicacia y tacto adquirido en el manejo del gobierno” por Silvestre Pinheiro, superaba su fama de enfermizo y tonto, al no permitir nunca el ascenso absoluto de ninguna de las facciones que lo rodeaban. Recuerda con propiedad Pedro Calmon que ni d. João II abatió la aristocracia, ni d. José el clero, como él – “que habría de arrimarse a los negociantes contra los hidalgos, e interrumpir la tradición devota de la dinastía [...]; humilló largamente la nobleza; más que eso, la confundió, distribuyendo, con una alegre prodigalidad, las mercês otr’ora tan raras”.<sup>16</sup>

Los elementos que componen ese personaje complejo, ambiguo, este hombre temeroso e indeciso, pero al mismo tiempo un estadista hábil, celoso y

---

<sup>15</sup> Para un ejemplo emblemático de la historiografía redentora de la imagen de d. João, basta tomar el volumen 279 de la Revista do Instituto Histórico e Geográfico Brasileiro, en el que hay un “dossiê” sobre el rey de Brasil. Marcos Carneiro de Mendonça busca apagar la imagen del príncipe gordo y sedentario, al analizar la obra *Luz liberal y noble arte de caballería*, ofrecida a d. João en 1790, en la cual se estampan d. José (hermano de d. João), d. João, Marialva y d. José I montando; el autor llega a hablar del príncipe como predestinado. Américo Jacobina Lacombe también intenta probar que no era el soberano el idiota con muslos de pollo en los bolsillos. Francisco de Paula y Azevedo Pondé se muestra como monarquista empedernido, laureando la figura del regente, sin nada de nuevo para agregar a su biografía; Pedro Calmon no incorpora nada de lo que ya constaba en su *O rei do Brasil*. Por fin, Mario Barata atenta más a los motivos greco-romanos de la pintura de Debret. Todos en la Revista do IHGB: Pondé, 1968, pp. 114-135; Mendonça, 1968, pp. 65-97; Lacombe, 1968, pp. 98-113; Calmon, 1968, pp. 135-42; Barata, 1968, pp. 177-182.

<sup>16</sup> Pedro Calmon: *O rei do Brasil*. Vida de D. João VI. São Paulo <sup>2</sup>1943, p. 69.

perspicaz, se reiterarán a lo largo del siglo XIX y particularmente del XX, con más énfasis en unos atributos que en otros, conforme se tratase de una posición más monárquica o republicana, simpática o antipática al rey y su legado. Pues es importante reforzar el hecho de que la construcción de la memoria de este último rey absoluto europeo fue en gran parte escrita desde un punto de vista liberal (constitucional), cuando no efectivamente republicano, en la virada de los siglos XIX para el XX. Los ataques más o menos virulentos a d. João emanan en general de posiciones críticas o a la dinastía de Bragança, o a la propia forma monárquica de gobierno, de modo que nuestro personaje acaba transformándose en un ícono de todos los supuestos o reales vicios de su dinastía o de la monarquía como un todo. El retrato bufón que de él pinta Oliveira Martins en su *História de Portugal*, de 1887, es digno de registro, pues sintetiza todas las versiones negativas posteriores. El célebre historiador comienza atacando a propia persona física, describiéndolo como disforme, hinchado, glotón y enfermizo. Pintándolo como sucio, “vicio de resto común a toda [la] familia”; avariento, portador de una expertise aldeana”, desconfiado de todo y de todos; era débil, inepto y disimulado. Es de Oliveira Martins la clásica descripción del rey glotón, que prefería “los ricos pollos asados con que abarrotaba los bolsillos del saco grasiento, comiéndolos con la mano”.<sup>17</sup>

Esa imagen se propagará como arena al viento en el desierto. También en Portugal, ya en pleno siglo XX, Raul Brandão lo pintará con los mismos colores, e incluso más violentos: “En la soledad de esta inmensa noche de invierno evoco la figura grotesca y me río [...] es un desgraciado también. Ridículo aún. Si Dios le dio en dote, junto con la materia, el hemorroidal, la barriga, la fealdad, un átomo siquiera de sueño o un hilo de nervios – lo que puede muy bien haber sucedido –[,] moría de desesperación. Sufría, sufrió.”<sup>18</sup> Pero impiedoso es el autor al referirse a la paternidad de los hijos de d. Carlota, de los cuales d. João no tenía certeza de la legitimidad de tres, de los nueve paridos por la reina. Asimismo, nombra los amantes.<sup>19</sup> También en Brasil, autores como Tobias Monteiro, Otávio Tarquínio de Souza y José Honório Rodrigues, en diferentes momentos del siglo XX, contribuirán a la difusión de

---

<sup>17</sup> Joaquim P. de Oliveira Martins: *História de Portugal*. Lisboa <sup>4</sup>1887, pp. 252-255.

<sup>18</sup> Raul Brandão: *El-Rei Junot*. Lisboa 1912, pp. 69ss.

<sup>19</sup> *Ibidem*, pp. 76-77.

los aspectos más negativos que los positivos de la figura y del legado de d. João.<sup>20</sup>

Por otro lado, tan remotas como los juzgamientos negativos son las valoraciones positivas del personaje. Para no explorar las obras laudatorias contemporáneas de d. João, como las *Memorias de los beneficios políticos del gobierno d'El-Rei d. João VI*, del visconde de Cairu, o las *Memorias para servir a la historia del Brasil*, del Padre Perereca,<sup>21</sup> el autor, tenido como el fundador de la historiografía brasilera, Francisco Adolfo de Varnhagen resaltó los calificativos del príncipe regente, atribuyéndole un papel central en la creación de las condiciones que posibilitaron la independencia brasilera, como la apertura de los puertos, la promoción de la educación y de la cultura y el establecimiento del aparato de Estado (portugués) en Río de Janeiro, hechos “memorables” del distinguido Bragança.<sup>22</sup>

Pero el emprendedor de la gran rehabilitación histórica de d. João fue el brasilero Manuel de Oliveira Lima, que publicó su clásico d. João VI en el Brasil en 1908, justamente por ocasión de la efeméride del centenario de la llegada da familia real a Brasil. Son muy conocidas las iniciativas de d. João en favor de la dinastía de Bragança. Un episodio que puede ser emblemático de la lectura positiva de Oliveira Lima puede ser el de la transferencia de la corte. Los detractores de d. João lo entienden como una fuga cobarde. Ya Oliveira Lima inició prácticamente el linaje historiográfico que juzga positivamente la

---

<sup>20</sup> Tobias Monteiro pinta la figura monstruosa de d. João, llamándolo de “macrocéfalo”, “sólo comía gallinas todo el día, sucio”. Otávio Tarquínio no es menos condescendiente: “D. João carecía de cualquiera de los atributos o características que pueden hacer a un hombre preciado o admirado por mujeres, sobre todo del estilo de la que le cupo. El Bragança, hijo de sobrina con tío, era desalineado, grotesco, gordo, barrigudo, perezoso, sin hábitos de aseo para no decir sucio, descuidado en su vestuario, y miedoso, retraído, perplejo, tímido, lleno de manías lo que le restaba autoridad, disfrazando en paciencia la congénita indecisión”. Cf. Otávio Tarquínio de Sousa: *A vida de D. Pedro I*. Tomo 1. Belo Horizonte/ Itatiaia/ São Paulo 1988, p. 29 y Tobias Monteiro: *História do Império. A elaboração da Independência*. Belo Horizonte/ Itatiaia 1981. Elementos de detracción de d. João en las páginas 23-27, 55, 82, 95 y 170. También José Honório Rodrigues: *Independência. Revolução e contra-revolução*. 5 tomos. Río de Janeiro 1975.

<sup>21</sup> José da Silva Lisboa: *Memória dos beneficios políticos do governo de El-Rey Nosso Senhor D. João VI*. Río de Janeiro 1818. Também sua *História dos principais sucessos políticos do Império do Brasil*. Río de Janeiro 1828; Luís Gonçalves dos Santos: *Memórias para servir à história do Brasil*. 2 tomos. Belo Horizonte/ Itatiaia/ São Paulo 1981.

<sup>22</sup> Francisco Adolfo de Varnhagen: *História da Independência do Brasil até ao reconhecimento pela antiga metrópole, compreendendo, separadamente, a dos sucessos ocorridos em algumas províncias até essa data*. Río de Janeiro 1917.

decisión de la migración de la familia real hacia Brasil. Según el diplomático e historiador, entre pérdidas – lo que quedaba de Portugal en Europa – y ganancias – el nuevo imperio que erguía para su Casa en América –, d. João, dando ejecución a ese que era una “propuesta madurada” de la corona portuguesa, se hizo en toda Europa una única amenaza concreta al desafío napoleónico, motivo por el cual su acto debe ser considerado como “una inteligente y feliz maniobra política que como una deserción cobarde.”<sup>23</sup> Esa rehabilitación de d. João, acentuando la contribución de d. João para la formación de Brasil como nación independiente, es típicamente brasilera (la historiografía portuguesa siguió otro rumbo). Tal lectura positiva del legado joanino encontró seguidores en autores como Helio Vianna, Pandiá Calógeras y Pedro Calmon. El emérito historiador baiano, aún sin sublimar las flaquezas de carácter con que la historiografía trata d. João, dio más énfasis a sus virtudes y, sobretudo, a su legado político del Brasil independiente y autónomo.<sup>24</sup>

Se engaña quien piensa que esa imagen positiva es exclusivamente brasilera. Aunque, sin duda, fue mayoritaria en la ex-colonia, también hubo en el viejo reino quien intentó ver las virtudes del viejo rey. En Portugal, derribada la primera República, a fines de la década de 1920 Fortunato de Almeida se refirió al nuevo rey, que asumió la cabeza del Imperio lusitano después de la muerte de la madre, d. Maria I, en 1816, en un momento de grandes convulsiones en la historia europea, actuando con equilibrio y perspicacia. En cuanto al carácter del soberano, reconocía ser exento de talentos excepcionales, aunque no fuese desprovisto de argucia, prudencia, moderación y bondad; era también modesto, económico para consigo y generoso para con sus súbditos. Es clemente. Portador de nobles cualidades morales y exento de variedades y asperezas. Para Almeida, “si viviese en tempos menos revueltos y la fortuna le deparase ministros de valía y consejos, d. João VI lograría por ventura un reinado próspero y feliz.”<sup>25</sup>

En la historiografía más reciente, podemos encontrar evaluaciones más equilibradas del personaje y del gobierno de d. João VI, como en los trabajos de

---

<sup>23</sup> Manoel de Oliveira Lima: *D. João VI no Brasil (1808-1821)*. Tomo 1. Río de Janeiro <sup>2</sup>1945, p. 5.

<sup>24</sup> Pedro Calmon: *O rei do Brasil. Vida de D. João VI*. São Paulo <sup>2</sup>1943, pp. 11, 62, 71, 180; João Pandiá Calógeras: *Formação histórica do Brasil*. São Paulo <sup>8</sup>1980; Hélio Vianna: *D. Pedro I e D. Pedro II*. São Paulo/ Río de Janeiro/ Caieiras 1966 y Hélio Vianna: *Vultos do Império*. São Paulo/ Río de Janeiro/ Caieiras 1968.

<sup>25</sup> Fortunato Almeida: *História de Portugal*. Tomo 6. Coimbra 1929, p. 7.

Jorge Pedreira, Valentim Alexandre, Andrée Mansuy-Diniz Silva y João Paulo Garrido Pimenta, se amparan en el meticuloso análisis de la historiografía y de la vasta documentación, para alcanzar un examen ponderado de la vida y obra del último rey absoluto, primer rey constitucional de Portugal y primer rey de Brasil.<sup>26</sup>

#### 4. ELEMENTOS PARA UN JUZGAMIENTO “EXENTO”

En el paño de fondo de las celebraciones, transcurría la historia del Brasil del Rey João. Pero, ¿cuál historia? La historia ocurrió, ella es un hecho; pero al mismo tiempo producto siempre de una interpretación. Con todo, nadie en sana consciencia negará que un día hubo un gran movimiento dentro de Europa llamado “bloqueo continental”, llevado a cabo por un general francés con arrobos imperiales e imperialistas. Nadie cuestionará que de él, en su pelea contra la enemiga histórica Inglaterra, partió la amenaza final de invasión del pequeño reino portugués, lo que motivó la transferencia de la corte y el Estado lusitanos hacia su gran colonia tropical en América. A partir de ahí, cualquier afirmación podrá ser flanco de interpelaciones apasionadas. Esa transferencia, ¿habrá sido una “fuga” o una sabia decisión del regente? ¿Fue decisión atropellada o un “propuesta madurada”? ¿Cuál es el tamaño de la comitiva: 300, 500, 6 mil, 12 mil, 15 mil, 20 mil personas? ¿Cuáles son los impactos de ese evento único en las casas dinásticas europeas – d. João fue el único rey europeo aclamado fuera del continente! – para el viejo reino y para su nueva sede tropical? ¿D. João fue un hábil estadista o un tonto manipulado por sus hombres de Estado? ¿La venida de la corte aceleró o prorrogó la independencia de Brasil en la era de las revoluciones? ¿Fue benéfica para Brasil al garantizar su integridad territorial – América hispánica se dividió en pequeñas repúblicas – o fue prejudicial al inducir a una transición conservadora y centralizadora? ¿Cuáles son sus eventuales marcas en la sociedad y en el Estado que se construyeron en Brasil a lo largo del siglo XIX y posteriormente, hasta nuestros días?

---

<sup>26</sup> Jorge Pedreira/ Fernando Dores Costa: D. João VI. Um príncipe entre dois continentes. São Paulo 2008; Valentim Alexandre: Os sentidos do Império. Questão nacional e questão colonial na crise do antigo regime. Porto 1993; Andrée Mansuy-Diniz Silva: Portrait d'un homme d'État. D. Rodrigo de Souza Coutinho, comte de Linhares, 1755-1812. Tomo 2: L'homme d'Etat, 1796-1812. Paris 2006; João Paulo G. Pimenta/ Andréa Slemian: A Corte e o mundo. Uma história do ano em que a família real portuguesa chegou ao Brasil. São Paulo 2008.

Por cierto que todas esas son cuestiones pertinentes para quien, como yo, comprenda la historia como proceso, en una dialéctica compleja de continuidades y rupturas, de los imperativos de la necesidad y la lucha por la libertad, y, antes de todo, en su materialidad incontornable. Son pertinentes para quien no se satisface con la contestación de que existen discursos en litigio y pronto, la historia no siendo capaz de trascender la textualidad discursiva de los relatos que produjo sobre sí. En particular para quien concibe la historia como esa “dialéctica de las duraciones” que retoma y conjuga el pasado, impregna el presente y se proyecta para el futuro, proponiendo esa discusión incrustada entre la escritura de la historia y la lucha por la memoria, que pulsan en esta época de conmemoraciones y apropiaciones. Si me recuso a negar la ontología de la historia en favor del constructivismo narrativo,<sup>27</sup> la constatación de la coexistencia de respuestas diversas, cuando no opuestas, aquellas cuestiones centrales de la historia de Brasil joanino desafía al historiador realista. ¿Cómo explicar las versiones de la historia? El concepto de memoria es la clave para esa cuestión melindrosa. No me propongo siquiera evocar los debates historiográficos en torno a cada una de ellas; mi propósito no es más que reflexionar sobre unos pocos tópicos de la historia de Brasil joanino que evidencian los embates (políticos!) presentes por detrás de cada esfuerzo de recuerdo o de activo silenciamiento de aquellos hechos memorables.<sup>28</sup>

La re-apropiación del pasado por la historiografía, sus versiones y usos, están ahí para indicar las complejas relaciones entre historia y memoria. Los embates historiográficos – la guerra de interpretaciones sobre un hecho o los modos de narrarlo – evidencian la complejidad de un campo de conocimiento sobre bases teóricas y metodológicas movедizas como la observación indirecta o mediata del pasado, por medio de vestigios; las temporalidades también móviles 1) de los acontecimientos relatados, 2) de los testigos u observadores directos, 3) de

---

<sup>27</sup> Cf. Jurandir Malerba: La historia y los discursos. Una contribución al debate sobre el realismo histórico. En: *Contrahistorias* vol. 9 (2008), pp.63- 80.

<sup>28</sup> Aquí me refiero a las patologías colectivas de la memoria, que pueden manifestarse por situaciones de pleno rescate de la memoria, de repetición cuya “conmemoración” y tendencia a la patrimonialización del pasado, como en el caso de Brasil joanino, son un bello ejemplo; o por situaciones contrarias, o “basta de memoria”, como es el caso en todos los países totalitarios dominados por la memoria manipulada. Como enseña Paul Ricœur (*La memoire, l’histoire, l’oubli*), es así que la memoria se torna inseparable del trabajo del olvido. Como recuerda también Tzvetan Todorov (*Les abus de la mémoire*. Paris 1995, p. 14): “La memoria no se opone al olvido. Los dos términos que contrastan son el apagar (u olvido) y el conservar; la memoria es siempre y necesariamente una interacción de los dos”.



los narradores (historiadores) y 4) de los lectores; 5) o el sesgo político de los usos presentes del pasado.<sup>29</sup> Todos los conflictos de temporalidad ganan expresión cultural en la historiografía. En las reflexiones a seguir, mi doble intención: después de pasear por la historiografía para observar como fue que se construyó la memoria de un actor histórico, buscaré traer la discusión de algunos tópicos importantes de la historia de Brasil joanino, con el fin de percibir como es la cuestión (presente) de la construcción de la memoria (del pasado) que permea cada uno de ellos.

4.1. Hay una disputa antigua en la historiografía brasilera en lo que se refiere al carácter de la independencia brasilera (y, por consiguiente, a su periodización). El célebre historiador brasilero José Honório Rodrigues designa como ortodoxos y conservadores los historiadores que datan el inicio de la Independencia al momento de la llegada de la corte. Tal entendimiento negaría el carácter revolucionario de la guerra de Independencia, concediendo relevancia al papel desempeñado por d. João en el proceso de independencia y el consecuente carácter elitista y conciliatorio del movimiento.<sup>30</sup>

Hoy podemos entender esta perspectiva “revolucionaria” de José Honório dentro de la historiografía brasilera. D. João jugó un papel central en el proceso y, por así decirlo, el “príncipe de Brasil” aclamado rey en tierras brasileras también se transformó, con justicia, en el protagonista de las efemérides. Tal vez muy a disgusto, él fue de hecho una figura muy importante en la trayectoria de Brasil, pues era, en ese cuadrante fundamental de la historia mundial (y no apenas europea u occidental), el mandatario del Imperio Portugués, que se extendía por América, África y Extremo Oriente. Como en los textos políticos y laudatorios de época,<sup>31</sup> d. João viene siendo evocado como el gran protagonista

---

<sup>29</sup> Cf. Paul Ricœur: *Tempo e narrativa*. 3 tomos. Campinas, 1994-1996; Jörn Rüsen: *Razão histórica. Teoria da História. Os fundamentos da ciência histórica*. Brasília 2001.

<sup>30</sup> Por entender la Independencia como revolución, José Honório Rodrigues encuadraba autores como Oliveira Lima en esa categoría de los “ortodoxos”. La ortodoxia lo situaría entre aquellos “que no sólo reconocen los beneficios del gobierno de d. João, como su influencia directa en el movimiento”. José Honório Rodrigues: *Historiografia da Independência e seleção de documentos*. En: *Independência. Revolução e contra-revolução*. Tomo 3. Río de Janeiro 1975, p. 255. Esos linajes historiográficos, una que entiende la independencia como proceso revolucionario y otro que no, perduran. En la línea de Honório Rodrigues, cf. Fernando Diégues: *A revolução brasileira. O projeto político e a estratégia da independência*. Río de Janeiro 2004. En esta obra, la Independencia es analizada por el viés de la estrategia y de la guerra y, en ella, la acción de Bonifacio, rechazando el “mito” de una Independencia incruenta.

<sup>31</sup> Francisco Soares Franco: *Reflexões sobre a conducta do Principe Regente de Portugal*. Coimbra 1808; *Histoire de Jean VI roi de Portugal*; José da Silva Lisboa: *História dos*

de los hechos de la fuga hacia el Brasil – muchos no aceptan llamarla así, como “fuga”! – y de los desdoblamientos políticos y civilizantes de su permanencia por trece años en Río de Janeiro. Con todo, debemos ser ponderados en tal juicio. Para quedar en la estricta esfera del Estado y de las relaciones diplomáticas, d. João solo no hubiera hecho lo que hizo. Había un aparato de Estado y una cultura política dentro de la cual él se movía.<sup>32</sup> Pero, si no se hubiese muerto su hermano, d. José, y la reina d. María, su madre, no hubiese quedado incapacitada, cómo hubiera actuado d. João o cualquier otro mandatario en su lugar. No se puede despreciar la fuerza de las circunstancias.

¿Tenemos, en el 2010, las condiciones necesarias para afirmar rigurosamente si el “legado” joanino fue positivo para el Brasil? Es una cuestión ardilosa. Mismo con una ventaja de doscientos años de perspectiva en relación al episodio, tal vez sea forzar las cosas, hacer derivar el Brasil de hoy de aquellos acontecimientos. Pero dos cosas son fundamentales para la evaluación de la importancia histórica del Brasil joanino: primero que, cuando d. João vino para Brasil, tal vez más importante que la Corte, trajo consigo todo un aparato de Estado, del Estado portugués. Aquí se instaló la máquina administrativa del imperio, con sus mesas, secretarías y desembargos, con sus fuerzas militares etc.<sup>33</sup> Igualmente, cuando se produjo el retorno inmediato del rey (1821) y se

---

principales sucessos políticos do Império do Brasil. Rio de Janeiro 1828; Lisboa: Memória dos beneficios; Francisco de Sierra y Mariscal: Idéas geraes sobre a revolução do Brazil e suas consequencias. En: Anais da Biblioteca Nacional vol. 43-44 (1931), pp. 48-81 y Joaquim Soares: Compendio histórico dos acontecimentos mais célebres motivados pela revolução de França, e principalmente desde a entrada dos francezes em Portugal até a segunda restauração deste, e gloriosa aclamação do Príncipe Regente el Sereníssimo Senhor D. João VI. Coimbra 1808.

<sup>32</sup> Sobre el peso de los hombres de Estado, cf. Andrée Mansy-Diniz Silva. *Portrait d'un homme d'État* y Patrick Wilken: *Empire Adrift. The Portuguese Court in Rio de Janeiro (1808-1821)*. Londres 2005. Sobre la cultura política del imperio cf. Kirsten Schultz: *Tropical Versailles. Empire, Monarchy, and the Portuguese Royal Court in Rio de Janeiro (1808-1821)*. Nueva York 2001; Lúcia M. Bastos Pereira das Neves: *Corcundas e constitucionais. A cultura política da Independência (1820-1822)*. Rio de Janeiro 2003; Iara L. Franco Schiavinnatto Carvalho Souza: *Pátria coronada. O Brasil como corpo político autónomo, 1780-1831*. São Paulo 1999 y Hendrik Kraay: *Race, State, and Armed Forces in Independence-Era Brazil. Bahia, 1790s-1840s*. Stanford, CA 2002

<sup>33</sup> Sobre administración colonial cf. João Fragoso/ Maria Fernanda Bicalho/ Maria de Fátima Gouvêa (eds.): *O antigo regime nos trópicos. A dinâmica imperial portuguesa*. Rio de Janeiro 2001; Maria Fernanda Bicalho/ Vera Lúcia Amaral Ferlini: *Modos de governar. Idéias e práticas políticas no império português, séculos XVI-XIX*. São Paulo 2005; Charles R.

hizo la independencia (1822),<sup>34</sup> aquí ya había un Estado en pleno funcionamiento, el cual sufrió pocos ajustes de inmediato. Segundo, y tan importante, fue el modo en el que se dio la aproximación, durante el período joanino, del príncipe regente y su Corte con las élites residentes en Río de Janeiro, en un sistema simbiótico que definió cual sería el proyecto victorioso después de la emancipación política: o de las élites del Centro-Sur, que “bancaron” la independencia, asumieron las riendas del Estado naciente y se adjudicaron la primacía de la construcción del Estado monárquico a lo largo del siglo XIX, a su imagen y semejanza.<sup>35</sup> Muchos de los vicios de nuestra historia política hasta nuestros días remonta a ese momento fundador del Estado y de la nación brasilera y de la forma como eso se dio a lo largo del siglo XIX.

4.2. De acuerdo con cierta tradición historiográfica, la presencia de la corte fue decisiva para los rumores de la independencia que siguieron. Es peculiar comparar nuestra independencia – que llevó a la construcción de un Estado Imperial, centralizado, y a la preservación de la esclavitud, interés mayor de las élites que sostenían aquel Estado – con el proceso análogo ocurrido en América española, marcado, contrariamente, por la fragmentación republicana y por la

Boxer: *O império colonial português*. São Paulo 2002; Nuno G. Monteiro/ Pedro Cardim/ Mafalda Soares da Cunha (eds.): *Optima pars. Elites ibero-americanas do Antigo Regime*. Lisboa 2005; Raymundo Faoro: *Os donos do poder. Formação do patronato político brasileiro*. Porto Alegre/ São Paulo 201975; Rodolpho Garcia: *Ensaio sobre a história política e administrativa do Brasil (1500-1810)*. Rio de Janeiro 1956; Maria de Fátima Gouveia: *Poder, autoridade e o Senado da Câmara do Rio de Janeiro, ca. 1780-1820*, En: *Tempo* vol. 13 (2002), pp. 111-155; José Mattoso/ Antonio M. Hespanha (eds.): *História de Portugal*. Tomo 4: *O antigo regime (1620-1807)*. Lisboa 1988; Augusto Tavares de Lira: *Organização política e administrativa do Brasil*. São Paulo 1941; Stuart Schwartz: *Burocracia e sociedade no Brasil colonial. A suprema corte da Bahia e seus juizes, 1609-1751*. São Paulo 1979; Laura de Mello e Souza: *O sol e a sombra. Política e administração na América portuguesa do século XVIII*. São Paulo 2006 y Guilherme Pereira das Neves: *E receberá mercê. A mesa da consciência e ordens e o clero secular no Brasil, 1808-1828*. Rio de Janeiro 1997.

<sup>34</sup> Dos obras recientes que indican el curso corriente de las discusiones en torno de la independencia son István Jancsó (ed.): *Independência. História e historiografia*. São Paulo 2005 y Jurandir Malerba (ed.): *A Independência brasileira. Novas dimensões*. Rio de Janeiro 2006.

<sup>35</sup> Estudié los mecanismos de interacción entre las élites migradas y las clases superiores fluminenses en los siguientes trabajos: Jurandir Malerba: *Instituições da monarquia portuguesa decisivas na fundação do Império do Brasil*. En: *Luso Brazilian Review* vol. 36, no. 1 (1999), pp. 33-48; Jurandir Malerba: *De homens e títulos. A lógica das interações sociais e a formação das elites no Brasil às vésperas da independência*. En: Jurandir Malerba (ed.): *A Independência brasileira*, pp. 153-177 y Jurandir Malerba: *A Corte no exílio. Civilização e poder no Brasil às vésperas da Independência (1808-1821)*. São Paulo 2000, capítulo 5: *O novo nobre*.

abolición precoz del trabajo esclavo en la mayoría de los nuevos países.<sup>36</sup> La cuestión que entonces se impone es: ¿en qué medida la presencia de la Corte efectivamente contribuyó para moldear el Brasil que se levantó de las cenizas del orden colonial a lo largo del siglo XIX?

No tengo duda, que la experiencia de la transferencia de la familia real y la sede del Imperio ultramarino portugués, fueron decisivas para la solución monárquica, centralizadora y esclavista adoptada por las elites de mando que tomaron las riendas de la independencia y se dieron el trabajo de la construcción del Estado Imperial y esclavista brasileiro a lo largo del siglo XIX. A rigor, tal debate es permanente en la historiografía brasileira y remonta a los tiempos inmediatos a la propia independencia. El mismo guarda un ineludible sesgo político – y aquí se entrecruzan nuevamente de manera más clara “historia” y “memoria” –, que matiza tanto las interpretaciones que atribuyen grande importancia a la presencia y actuación del soberano en el proceso de la emancipación política brasileira, como aquellas que desdeñan de esa importancia. En los dos extremos, podemos evocar, por ejemplo desde Cairu versus Hipólito da Costa, Oliveira Lima versus Tobias Barreto, Josué Montello versus José Honório Rodrigues, Lília Schwarcz versus Evaldo Cabral de Mello.<sup>37</sup> La historiografía es construida a partir de esas rectificaciones que se dan de generación en generación, pero el leitmotiv de la reconstrucción histórica es la lucha política entablada en el presente.

De hecho, entre 1808 y 1825 se verificaron cambios fundamentales en Brasil, al pavimentar el camino rumbo a la independencia de la metrópoli portuguesa. En el contexto de la “era de revoluciones”, que se extiende del último cuarto del siglo XVIII hasta 1825 (en América Latina), la independencia brasileira

---

<sup>36</sup> Hay muy pocos estudios comparativos sobre el proceso de independencia en América española y portuguesa. Dos excelentes excepciones son Anthony McFarlane: *Independências americanas na era das revoluções. Conexões, contextos, comparações*. En: Jurandir Malerba: *A independência*, pp. 387-418 y Istvan Jancsó: *A construção dos estados nacionais na América Latina. Apontamentos para o estudo do Império como projeto*. En: Tamas Szmrecsányi/ José Roberto do Amaral Lapa (eds.): *História econômica da Independência e do Império*. São Paulo 2002, .pp. 3-26.

<sup>37</sup> Hipólito, en el *Correio Braziliense*. De los autores aún no referidos anteriormente cf. Rodrigues: *Independência. Revolução e contra-revolução*; João Montello (ed.). *História da Independência do Brasil*. 4 tomos. Rio de Janeiro 1972; Lília Moritz Schwarcz: *A longa viagem da biblioteca dos reis. Do terremoto de Lisboa à independência do Brasil*. São Paulo 2002 y Evaldo Cabral de Mello: *A outra Independência. O federalismo pernambucano de 1817 a 1824*. São Paulo 2004.

represento la única alternativa conservadora bien sucedida a la opción republicana, que caracterizó el proceso de emancipación política, tanto en América del Norte (que, como el Brasil, mantuvo la integridad territorial) como en América española, pulverizada en varias repúblicas. Los rumbos peculiares que tomó el proceso de emancipación política en América portuguesa, vis-a-vis el proceso análogo en América española, fueron en gran parte dictados por la transferencia de la familia real hacia el Brasil.

Pero en eso hay consenso en la historiografía. En su reciente biografía de João VI, Jorge Miguel Pedreira e Fernando Torres Costa, privilegiando las cuestiones de Estado, las fuerzas políticas y embates diplomáticos que marcan el período joanino en Brasil, llegan a la conclusión de que “d. João y su gobierno no tuvieron papel relevante” en la construcción de la independencia, pero que habría sido “las iniciativas de los liberales del ’20 que empujaron la elite que había rodeado en Brasil al príncipe d. Pedro para un rompimiento completo con la imagen aún persistente de una unidad política de Portugal y de Brasil sobre la misma Autoridad”.<sup>38</sup> De hecho, tal conclusión es plausible si miramos el proceso desde el punto de vista estricto de la historia política. Pero, si puede atribuirse la importancia decisiva a d. João en el desenlace de la independencia, al verse como el soberano, queriendo o no, con su política patriarcal y de cooptación, de captación de fondos por medio de la retribución de mercedes honoríficas, contribuyó decisivamente para definir el perfil de la nueva elite que se formó en Brasil en los trece años en que la familia real se detuvo en Río de Janeiro. A lo largo del siglo XIX, la tarea de construcción del Estado monárquico se realizó en gran medida a partir de esa política distributiva de d. João.

Muchos autores no quieren mezclar una cosa (la venida de la Corte) con otra (la independencia). Pero no hay como negar esa correlación. La presencia de la Corte en Río de Janeiro imantó las elites locales (especialmente las del Centro-Sur) en torno a un proyecto de poder que exigía el mantenimiento de la integridad territorial, y particularmente la manutención del sistema productivo, basado en la concentración de la tierra, en la producción monocultora destinada al abastecimiento externo, y al trabajo esclavo. Ese fue el botín que recibieron las elites locales en cambio de la preservación de un cuerpo político unitario, monárquico, que mantuvo a la cabeza un heredero de la Casa de Bragança.

La presencia de la familia real tal vez haya sido el factor más importante en la preservación de la integridad territorial, sobre un régimen autoritario o

---

<sup>38</sup> Cf. Pedreira/ Costa: D. João VI, pp. 376ss.

centralizador aún después de la independencia; lo que, por su vez, fue un verdadero impedimento al desarrollo de las potencialidades federalistas, esos posibles no verificados. La historiografía se esgrime también en ese punto, sobre los enredos de la construcción del Estado y de la formación de la nación a partir del proceso de independencia y a lo largo del siglo XIX.<sup>39</sup> Lo que no podemos saber es si, en caso que el proyecto monárquico y conservador no fuese históricamente el proyecto vencedor, ¿qué tipo de “federación” podría entonces haber surgido de los escombros del mundo colonial? Y, lo que interesa, es en que medida esa hipotética federación habría logrado mayor éxito en la construcción de un Estado y en la formación de una nación brasileira “mejor para la mayoría”, o sea, más justa, democrática, inclusiva, etc.<sup>40</sup> Tanto la memoria como el olvido traen a la reflexión la fuerza de los proyectos vencidos, los posibles no averiguados. El sesgo político es patente: interpretaciones que lamentan el aborto de los proyectos federalistas tienden a atribuir los problemas sociales de Brasil actual a nuestra “revolución conservadora”, a la “vía prusiana” seguida por las elites brasileiras. Pero en historia no tenemos el dispositivo de la “contraprueba”. ¿Una experiencia federalista hubiera llevado a

---

<sup>39</sup> Algunas piezas importantes de ese debate son Richard Graham: *Constructing a Nation in Nineteenth-Century Brazil. Old and New Visions on Class, Culture, and the State*. En: *The Journal of the Historical Society* vol. 1, no. 2-3 (2001), pp. 17-56; Maria Odila Leite da Silva Dias: *A interiorização da metrópole (1808-1853)*. En: Carlos Guilherme Mota: 1822. *Dimensões*. São Paulo 1972, pp. 160-184; José Murilo de Carvalho: *A construção da ordem. A elite política imperial*. Brasília 1981 y José Murilo de Carvalho: *Teatro de sombras. A política imperial*. São Paulo/ Río de Janeiro 1988. Un texto productivo, que hizo el balance y dictó los rumbos de la discusión posterior es István Jancsó/ João Paulo G. Pimenta: *Peças de um mosaico. Ou apontamentos para o estudo da emergência da identidade nacional brasileira*. En: Carlos Guilherme Mota (ed.): *Viagem incompleta. A experiência brasileira (1500-2000)*. Tomo 1: *Formação. Histórias*. São Paulo 2000. Ver también Márcia Regina Berbel: *A nação como artefato. Deputados do Brasil nas cortes portuguesas (1821-1822)*. São Paulo 1999; Iara Lis Carvalho Souza: *Pátria coroada; Roderick J. Barman: Brazil. The Forging of a Nation (1798-1852)*. Stanford, CA 1988; Afonso C. Marques dos Santos: *No rascunho da nação. Inconfidência no Rio de Janeiro*. Río de Janeiro 1992; Cecília Helena L. de Salles Oliveira: *A astúcia liberal. Relações de mercado e projetos políticos no Rio de Janeiro (1820-1824)*. Bragança Paulista 1999; Evaldo Cabral de Mello: *Frei Caneca ou a outra Independência*. En: Evaldo Cabral de Mello (ed.): *Frei Joaquim do Amor Divino Caneca*. São Paulo 2001, pp. 11-47 y Miriam Dolnikoff: *O pacto imperial. Origens do federalismo no Brasil*. São Paulo 2005.

<sup>40</sup> Cf. José Murilo de Carvalho: *Cidadania no Brasil. O longo caminho*. Río de Janeiro 2001; José Murilo de Carvalho (ed.): *Nação e cidadania no Império*. Novos horizontes. Río de Janeiro 2007.

un país mejor? Nuestra experiencia republicana en el siglo XX no autoriza una respuesta tranquila.

En fin, lo que me parece decisivo en el análisis del período joanino, en cuanto a lo que de él sucedió en la historia de Brasil a lo largo del siglo XIX (es esa la cuestión) fue la aproximación, durante los años brasileros de d. João, de las elites del centro-sur con la Corona. D. João VI, a cambio del apoyo político, no tuvo parsimonia en la distribución de títulos de nobleza, cartas de sesmarías, cargos en la máquina burocrática y otras mercedes para los ricos nativos, principalmente los poderosos comerciantes residentes en Río de Janeiro, pero también de São Paulo y Minas Gerais. Ese entrelazamiento de intereses de las elites nativas con las migradas marcó el compás del proceso de independencia, dentro de un ambiente cultural de intensas transformaciones civilizatorias. Y aquí, yo concuerdo integralmente con Evaldo Cabral de Mello: ese proyecto vencedor, que cooptó al príncipe de Brasil después del retorno del rey, pugnaba por la imposición de intereses tan regionales (o mismo provincianos) como los de Río Grande do Sul, de Pará o de Pernambuco. Lo que me hizo pensar en cuáles serían las ventajas para Brasil si cualquier otro de esos proyectos regionales se hubiese impuesto sobre los demás, como lo logró el centro-sur. O cómo hubiera sido si fuésemos hoy quince o veinte países independientes hablando en portugués.

4.3. Tal vez el clima de las efemérides incite a una especie de ejercicio de “historia contrafactual”, o lo que hubiera sido si hubiese sido de otra manera. En ese ejercicio, las máculas del presente tienden a idealizar un “futuro del pasado” perdido, lo que podría haber sido y no fue. O, aún, a romantizar un “pasado pasado”, con sus figuras e instituciones, y traerlo para el presente como salidas posibles para nuestros impasses contemporáneos. En ese sentido, hay, por todos lados, pero particularmente fuerte en Brasil, un rescate de las eras de reyes y emperadores, como si ellos fuesen un contrapunto a la corrupción democrático/republicana. De este modo, hay en Brasil una ideología revestida de “imaginario colectivo” de que tenemos un subconsciente monárquico, presente en la figura de nuestros inúmeros “reyes” y “reinas” (del carnaval, del fútbol, de los bailes, de los “niños” etc.) y, más perversamente, en la herencia de paternalismo propio de la concepción monárquica de mundo. En este sentido, una cuestión que las efemérides del bicentenario han traído a tono es, si la venida de la familia real pudo habernos legado una consciencia monárquica paternal que dificulta, de alguna manera, la mejor consolidación de nuestra democracia.

Los usos y abusos de la historia se encuentran siempre presentes. Entiendo ese discurso, de que seríamos hoy mejores y más felices en una monarquía como, en lo mínimo, un anacronismo. Considero que el precio por la opción monárquica fue muy caro para nuestra historia. La historia prevalece sobre la memoria. Los caminos fueron esos que conocemos. La cuestión ahora, medio sartreana, es: ¿qué podemos hacer de aquello que hicieron con nosotros? ¿Cómo hacer perfeccionar los mecanismos democráticos, para la construcción de una sociedad más justa, inclusiva, etc? Ese desafío no se va a resolver apenas con un cambio de la forma de gobierno. ¿República o monarquía, presidencialismo o parlamentarismo? No me parece ser esa la cuestión central.

También no es muy prudente establecer un paralelo entre nuestro presidencialismo actual y una monarquía. ¿Qué monarquía? La nuestra del siglo XIX? ¿O la española del siglo XXI? Eso no es nada muy productivo. Por fin, considero que la presencia del “imaginario” (en falta de un término mejor) paternalista es asunto primordial, no solo al debate histórico académico, sino para el análisis del Brasil contemporáneo. Pero pienso, en sintonía con Sérgio Buarque e Gilberto Freyre, que el “paternalismo” siempre emanó de la propia sociedad, de ella explayándose para la política – y no al contrario.

## 5. CONSIDERACIONES FINALES

Entonces, ¿qué hacer con la efeméride? El historiador francés Charles Mozaré enseña que un acontecimiento solo se torna memorable debido a una cierta cualidad de ser excepcional, de suscitar, más allá de su desarrollo efímero, una realidad durable, que acaba inscripta en los lugares da memoria colectiva, transformándose en una especie de experiencia ejemplar.<sup>41</sup> En este sentido, la celebración, la construcción de la memoria son fundamentos para la constitución de un cuerpo político. ¿Cómo comenzó esa entidad que llamamos de “nación brasilera”? ¿Qué nos congrega en torno a esa comunidad imaginada?<sup>42</sup>

El rescate de acontecimientos históricos marcantes, como fue la permanencia de la corte portuguesa en Brasil entre 1808 y 1821, y la reflexión sobre sus implicaciones para la historia de Brasil que le siguió, cumplen una función de

---

<sup>41</sup> Charles Mozaré: *A lógica histórica*. São Paulo 1970, capítulo “Os fatos memoráveis”.

<sup>42</sup> Benedict Anderson: *Imagined Communities*. Londres/ Nueva York 2006.



cohesión social, contribuyen a mantener nuestra sociedad orgánica. Sin embargo “cohesión” no debe significar unanimidad pasiva o sumisión, sino que trae implícita la idea de conflicto incesante que marca la formación de la nación. Este encuadre memorial en que estamos inmersos de forma casi asfixiante, por lo menos desde el bicentenario de la Revolución Francesa, moldea el contexto de las “celebraciones” de los doscientos años de la llegada de la Corte portuguesa al Brasil. La apelación a una memoria nacional que pretende someter la crítica histórica y el apego intenso a revisiones de proyectos pasados – bien o mal sucedidos – evidencian el régimen de historicidad<sup>43</sup> ora vigente, en que el pasado se diluye en categorías meta-históricas y en que el horizonte de expectativa se dilata al infinito; todo eso podría decirse en función de la ausencia de proyecto(s) para nuestra sociedad y nuestra nación. Como enseña el teórico alemán R. Koselleck, el rescate del espacio de experiencia (pasado), sobre las coordenadas de un horizonte de expectativa (proyectos para el futuro), debe coordinar la acción de los hombre en el presente.<sup>44</sup> A falta de proyectos futuros colectivos, perdimos la chance de acciones coordinadas no presente con vistas a la construcción de un futuro que queremos; así perdimos la función y la oportunidad de actuar, categoría que Ricœur define como “la deuda ética de la historia delante el pasado”.

En cuanto al “legado” de d. João – asunto de gran relevo en este contexto de efemérides y conmemoración–, la cuestión, aún otra vez, remite inevitablemente a la cuestión de la “memoria”. El sentido común, con apoyo de la midia, clamase por relacionar inmediatamente el presente Brasil a los desdoblamientos (posibles) de hechos pasados. La cuestión de fondo, aquí, es sobre cuál es el peso o influencia del período joanino para toda la historia brasilera posterior. O sea, una vez más, clama por un juicio. Las respuestas oscilan conforme los puntos de vista: hay una fuerte tradición historiográfica para quien d. João fue un prócer de la propia independencia, que detonó el proceso civilizador en

---

<sup>43</sup> En el sentido en que François Hartog emplea el concepto. Cf. François Hartog: *Arte da narrativa histórica*. En: Jean Boutier/ Dominique Julia: *Passados recompostos*. Campos e canteiros da história. Río de Janeiro 1998, pp. 198ss.; François Hartog: *O século XIX e a história. O caso Fustel de Coulanges*. Río de Janeiro 2003 y François Hartog: *Tempos do mundo, história, escrita da história*. En: Manoel Luiz Salgado Guimarães (ed.): *Estudos sobre a escrita da história*. Río de Janeiro 2006, pp. 15-25.

<sup>44</sup> Cf. Reinhart Koselleck: *Futuro pasado*. Para una semántica de los tiempos históricos. Barcelona 1993. Para una esmerada lectura del instrumental teórico y metodológico de Koselleck, cf. João Feres jr./ Marcelo Gantus Jasmin (eds.): *História dos conceitos. Diálogos transatlânticos*. Río de Janeiro 2007 y Marcelo Gantus Jasmin/ João Feres jr. (eds.): *História dos conceitos. Debates e perspectivas*. Río de Janeiro 2006.

Brasil a partir de Río de Janeiro – o sea, un héroe! En oposición, existen aquellos para quienes la presencia del soberano tuvo desdoblamientos siniestros para nuestra historia, como la implantación de un proyecto de Estado autoritario y centralizado, cuyo combustible político es la corrupción. En fin, un canalla. Cada uno es libre de hacer su elección, de acuerdo con sus interpretaciones, sus preferencias, sus compromisos y, como dice el poeta Carlos Drummond de Andrade, de acuerdo con su miopía.

Tales visiones opuestas sobre d. João, ora un tonto inseguro, glotón u un religioso fanático, rehén de políticos hábiles e inescrupulosos, etc, ora perspicaz gobernante y estratega, tiene que ver con la construcción de la memoria que de él se hizo a lo largo de dos siglos. Las visiones positivas comenzaron a ser construidas en la época de su vida en Brasil, por áulicos devotados, como el Visconde de Cairu, entre tantos – y continuaron después. Las negativas comenzaron en la misma época, pero por la historiografía liberal y, después, en el Portugal republicano. En Brasil, el advenimiento de la República también dio voz a aquellos críticos mordaces del imperio, para los cuales todos los problemas del país provenían del pasado monárquico. D. João fue uno de los más atacados por esa historiografía republicana de aquí, entre los cuales se destacan figuras de punta como Tobias Monteiro, Otávio Tarquíneo y José Honorário Rodrigues, en tres momentos diferentes.<sup>45</sup> En mi opinión, ni tanto ni tampoco. De hecho, d. João no fue tallado para ser rey, pero esa responsabilidad le cayó al morir su hermano primogénito, preparado éste desde la infancia para recibir la Corona. D. João recibió muy joven la incumbencia, debido al impedimento de su madre, d. Maria, con sus disturbios mentales.

En el contexto conturbado en que vivió y reinó, podemos decir que d. João salió muy bien: se mantuvo al frente del imperio portugués y, cuando fue instado a retornar a Portugal, dejó su primogénito al frente de Brasil, en una hábil maniobra que mantuvo dentro de su casa el dominio del reino y de la más próspera de sus colonias. Pero hay que considerar que, si la última palabra era del rey, él estaba cercado de un staff de grandes estadistas, como el conde de Linhares, el conde da Barca, d. Fernando José de Portugal, Thomas Antonio Vilanova Portugal, o visconde de Río Seco. Todos ellos con gran desconcierto político y con una fidelidad sin límites a su soberano.

---

<sup>45</sup> Tobias Monteiro: *História do Império. A elaboração da Independência*. 2 tomos. Belo Horizonte/ Itatiaia 1981; Otávio Tarquínio de Sousa: *A vida de D. Pedro I*. 3 tomos. Belo Horizonte/ Itatiaia/ São Paulo 1988; Rodrigues: *Independência. Revolução e contra-revolução*.

Jo había comenzado este texto con una ironía explícita: para tratar de un personaje importante de la independencia brasileña dentro de una mesa redonda sobre héroes y canallas en Berlín, conocida como la cuna de la historia metódica y cognoscitiva moderna. Pero había por lo menos una otra gran ironía en mi texto y mi conferencia, que pasó sin amueblar a mi distinta audiencia en aquella tarde encantadora de invierno. ¡Refiero al hecho de que no habría una ironía más grande, en un debate sobre guerras de Independencia en América latina, que elegir como “héroe” – o, de cualquier manera, como el personaje principal de esa historia – a un rey portugués! Por supuesto, como lo deseaba José Honorio Rodrigues y otros, tal personaje tendría que ser un brasileño, ligado a cualquier supuesta lucha de resistencia. Pero éste no fue el caso. En Brasil, quiero subrayar, siguióse una trayectoria conservadora para la independencia, negociada entre la vieja corona y las capas dominantes de Centro-Sur del país. En este sentido, no sería menos irónico si habíamos elegido al príncipe heredero d. Pedro, el supuesto libertador que gritó “independencia o muerte” a los márgenes del río Ipiranga en 7 de septiembre de 1822; o el “paulista” José Bonifácio de Andrada e Silva, dijo el “patriarca de la independencia”, que vivió toda su vida en Portugal y volvió al Brasil solamente después de la transferencia de la corte. Todo esto para subrayar la peculiar trayectoria hasta la independencia del Brasil en relación a los otros procesos análogos ocurridos en América española.

En fin, ¿qué hacer con la efeméride? Definitivamente el olvido no es una alternativa. Procurando superar la tendencia ultra-individualista y ególatra hoy vigente, tenemos la obligación moral de hacer buen uso de las “conmemoraciones” (de ese “memorar junto”). De modo que las “conmemoraciones” – en torno al bicentenario de la llegada de la corte al Brasil, o de los 20 años de las guerras de independencia en América Latina – pueden tener una doble utilidad. Podrán ser valiosas para la disciplina histórica, historia como ciencia, al facultar una actualización de los recursos teóricos y metodológicos disponibles, por medio de la investigación de la historia de la historiografía y de nuevas investigaciones metódicamente reguladas sobre el tema de las independencias. También las efemérides pueden ser útiles, en el debate de nuestra historia presente, al contribuir en generar un gran debate sobre nuestras trayectorias, nuestras realidades actuales, con sus impasses y los proyectos posibles de nación que tenemos que ofrecer a cada país de América Latina y a nosotros, sus habitantes, guardando respeto a todas las diferencias que nos singularizan.

---

**ZUSAMMENFASSUNG**  
**D. JOÃO VI., KÖNIG VON BRASILIEN. ZWISCHEN GESCHICHTE UND**  
**ERINNERUNG**

Der Artikel beschäftigt sich mit dem Thema „Helden und Schurken der Unabhängigkeit“ am Beispiel von Brasilien. Nach einigen theoretischen Überlegungen über Erinnerung und Geschichte in Zusammenhang mit dem genannten Thema wird in einem ersten Schritt gezeigt, wie die Bilder, die von Dom João VI. von Brasilien überliefert sind, von der Historiographie zweier Jahrhunderte konstruiert worden sind. Dabei wird die Geschichtsschreibung in Brasilien und Portugal analysiert, die kontroverse – positive und negative – Bilder von João tradiert hat. Im Folgenden wird der Blick auf die historische Analyse an sich gelenkt und auf das Wirken Joãos näher eingegangen, um zu erklären, warum er zu einer zentralen Figur bei der Deutung der Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal wurde. Hier wird auch der Unterschied zur hispanoamerikanischen Entwicklung deutlich. Vor allem gewinnt die Rolle an Bedeutung, die der portugiesische Protagonist beim Aufbau von Interessen- und Machtnetzwerken gegenüber den beiden hegemonialen sozialen Klassen in Brasilien einnahm: der mit der königlichen Familie nach Brasilien geflohene Adel und die Großkaufleute, Sklavenhändler und Banker des Handelsplatzes Rio de Janeiro zwischen 1808 und 1821.



FREDERIK SCHULZE

## LEOPOLDINA ALS „DEUTSCHE“ HELDENFIGUR DER BRASILIANISCHEN UNABHÄNGIGKEIT. EINWANDERER ZWISCHEN PARTIZIPATION UND OPFERROLLE

Die Erinnerung an die Unabhängigkeit spielt in vielen Ländern Lateinamerikas eine wichtige Rolle für die Konstruktion nationaler Identität. Dabei waren seit dem 19. Jahrhundert Jahrestage, symbolische Rituale und die Verehrung von Helden im Sinne von „erfundenen Traditionen“<sup>1</sup> von entscheidender Bedeutung. Die Unabhängigkeit als wesentlicher Teil nationaler Gründungsmythen war gleichzeitig Teil von Elitenprojekten, die zu einer Homogenisierung der Nation führen sollten und weite Teile der Bevölkerungen vom Identitätsdiskurs entweder ausschlossen oder nur symbolisch einbanden. Wurde die indigene Bevölkerung meist nur symbolisch berücksichtigt, bspw. durch den Rückgriff auf eine mythologisierte indigene Vergangenheit, spielten Einwanderungsgruppen meist keine Rolle bei der nationalen Identitätsfindung. Im Fall von Brasilien waren dies neben Brasilianern afrikanischer Herkunft auch die verschiedenen europäischen Eingewanderten. Während im 19. Jahrhundert die Idee einer so genannten lusobrasilianischen, also portugiesisch geprägten „weißen“ Identität vorherrschend war, gewann in den 1930er Jahren u.a. durch Gilberto Freyre die Idee einer vermeintlichen Rassendemokratie für die nationale Identität an Bedeutung, in der alle Gruppen ihre Kultur und Identität einbringen sollten, wobei auch hier das portugiesische Erbe als wesentlichster Faktor galt.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Benedict Anderson: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London/ New York [1983] 2006 und Eric Hobsbawm/ Terence Ranger (Hrsg.): *The Invention of Tradition*. Cambridge u.a. [1983] 2010.

<sup>2</sup> Zur brasilianischen Nationenwerdung siehe u.a. Dante Moreira Leite: *O caráter nacional brasileiro*. São Paulo 1972 und Georg Wink: *Die Idee von Brasilien. Eine kulturwissenschaftliche Untersuchung der Erzählung Brasiliens als vorgestellte Gemeinschaft zu Hispanoamerika*. Frankfurt am Main u.a. 2009.

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wie Gruppen in einem Einwanderungsland wie Brasilien mit der homogenisierenden Erinnerung an die Unabhängigkeit umgegangen sind und wie sie sich in diese Erinnerungsprozesse eingeschrieben haben. Als Beispiel sollen hierbei deutschsprachige brasilianische Intellektuelle dienen, also Nachfahren von so genannten „deutschen“ Einwanderern, die vor allem im 19. Jahrhundert nach Brasilien gekommen waren. Es handelte sich bei den Intellektuellen meist um publizistisch tätige Journalisten, Pfarrer, Ordensleute und Lehrer, wobei gerade Pfarrer und Lehrer nicht immer Brasilianer waren, sondern auch aus Deutschland entsandte so genannte Reichsdeutsche waren, die nur vorübergehend in Brasilien im Rahmen der Deutschumpolitik tätig waren. Seit den 1860er Jahren und verstärkt ab 1900 kümmerten sich verschiedene deutsche Organisationen, allen voran kirchliche Organisationen wie die Preußische Landeskirche und private Vereine wie der Verein für das Deutschtum im Ausland, um den Erhalt des Deutschtums in Brasilien, um, wie man hoffte, über die auf diese Weise dem Reich verbundenen Ausgewanderten wirtschaftlichen und informellen Einfluss zu erlangen.<sup>3</sup>

Vor allem nach den beiden Nationalisierungskampagnen während der Weltkriege, in denen Brasilien gegen Deutschland im Kriegszustand war und daher die Benutzung der deutschen Sprache und die Deutschumpolitik in Brasilien untersagte, konstruierten diese Publizisten eine ganz besondere „deutsche“ Beteiligung an der brasilianischen Unabhängigkeit, indem sie mit der ersten brasilianischen Kaiserin Leopoldina (1797-1826) eine „deutsche“ Heldenfigur der Unabhängigkeit schufen. Dabei brachten die deutschsprachigen Publizisten auch ihr Selbstverständnis der eigenen, der „deutschen“ Auswanderergruppe zum Ausdruck, indem sie die konfliktiven Erfahrungen, denen deutschsprachige Personen während der Nationalisierungsmaßnahmen ausgesetzt waren, auf diese Heldenfigur projizierten. Die Figur der duldsamen „deutschen“ Frau, der sie wesentlichen Einfluss auf die Unabhängigkeit Brasiliens zuschrieben, stellte somit gleichzeitig eine Metapher nicht nur für die „deutsche Frau“, sondern für den „deutschen Einwanderer“ insgesamt dar, der trotz seines wertvollen Beitrags für die Nation zum verkannten Opfer stilisiert wurde.

---

<sup>3</sup> Dazu u.a. Gerhard Brunn: *Deutschland und Brasilien (1889-1914)*. Köln/ Wien 1971 und Stefan Rinke: *„Der letzte freie Kontinent“*. Deutsche Lateinamerikapolitik im Zeichen transnationaler Beziehungen, 1918-1933. 2 Bände. Stuttgart 1996.

Als sich 1922 die brasilianische Unabhängigkeit zum 100. Mal jährte, standen weite Teile der deutschsprachigen Brasilianer, vor allem bürgerliche Publizisten, noch unter dem Eindruck der Nationalisierungsmaßnahmen während des Ersten Weltkriegs. Am 10. April 1917 hatte Brasilien die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich abgebrochen, und es war zu spontanen gewaltsamen Ausschreitungen gegen Geschäfte gekommen, die von Reichsdeutschen und Nachfahren deutschsprachiger Einwanderer betrieben wurden. Auch nach Brasiliens Kriegseintritt am 25. Oktober war es zu Übergriffen gekommen, und ab November 1917 wurden deutschsprachige Zeitungen und Gottesdienste verboten sowie deutschsprachige Schulen geschlossen. Deutsch durfte in der Öffentlichkeit nicht mehr gesprochen werden. Diese Maßnahmen wurden erst Ende Januar 1919 aufgehoben. Die Verbote und der kriegsbedingte Abbruch deutscher Hilfsleistungen für die Deutschtumsarbeit stellten einen empfindlichen Einschnitt für die deutschen Interessen in Brasilien dar.

Vor den Nationalisierungsmaßnahmen hatten die deutschsprachigen Zeitungen Brasiliens ganz im Sinne des „deutschbrasilianischen“ Selbstverständnisses stets die eigene Verbundenheit zur Unabhängigkeit betont.<sup>4</sup> Exemplarisch schrieb die Deutsche Zeitung aus Porto Alegre 1886:

Und mit dem brasilianischen Volke zusammen feiern den Tag der Unabhängigkeit Tausende von Deutschen, welche an dem gastlichen Gestade des Reiches ein neues Vaterland gefunden, ein Adoptivvaterland welches sie von ganzem Herzen lieben, und zu dessen Fortschritt, an dessen Entwicklung mitzuarbeiten ihr Bestreben ist.<sup>5</sup>

Während der Redakteur sich hier noch mit Brasilien und der Unabhängigkeit identifizierte und den „deutschen“ Beitrag am Aufbau der Nation hervorhob –

---

<sup>4</sup> Giralda Seyferth hat für Santa Catarina von einer bürgerlichen „deutschbrasilianischen Identität“ gesprochen. Diese habe sich aus einem Rekurs auf das Deutschtum und dem Anspruch zusammengesetzt, guter brasilianischer Staatsbürger zu sein. Vgl. Giralda Seyferth: *Nacionalismo e identidade étnica. A ideologia germanista e o grupo étnico teuto-brasileiro numa comunidade do Vale do Itajaí. Florianópolis 1981.* Siehe für Porto Alegre auch Magda Roswita Gans: *Presença teuta em Porto Alegre no século XIX (1850-1889).* Porto Alegre 2004. André Voigt macht dagegen zu Recht darauf aufmerksam, dass die Kategorie „Deutschbrasilianer“ dekonstruiert werden müsse und nicht als gegeben angenommen werden könne, vgl. André F. Voigt: *O teuto-brasileiro. A história de um conceito.* In: *Espaço Plural* Bd. IX, Nr. 19,2 (2008), S. 75-81.

<sup>5</sup> Zum siebenten September. In: *Deutsche Zeitung, Porto Alegre*, 8. September 1886, S. 1.



die Betonung der deutschen Arbeit stellte dabei ein wichtiges Element dar<sup>6</sup> – war die Stimmung nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gedämpfter. Darüber berichtete Georg Alfred Plehn, der ab 1920 deutscher Gesandter in Brasilien war, in einem Brief an das Auswärtige Amt vom 10. Januar 1922. Er wies dabei auf die fehlende Resonanz seitens deutschsprachiger Brasilianer hin, sich an der 100-Jahrfeier Brasiliens zu beteiligen:

Für die bei solchen Anlässen vielfach übliche Stiftung von Denkmälern, Brunnen oder dergleichen war nirgends Stimmung vorhanden, zumal auch im Hinblick auf den kurzen Zeitraum, der seit der Wiederanknüpfung der beiderseitigen Beziehungen zurückliegt. Im Großen und Ganzen verriet sich überhaupt kein lebhaftes Interesse an der Frage.<sup>7</sup>

Ähnliche Stimmen tauchten auch in der deutschsprachigen Presse im Vorfeld der Zentenarfeiern der Unabhängigkeit auf. Ein Kommentator der Deutschen Post aus São Leopoldo lehnte die Stiftung eines Denkmals durch die Nachfahren der Eingewanderten ausdrücklich als Anbiederei ab. Brasilien habe den Krieg erklärt und sei daher allein schuldig am Konflikt zwischen beiden Ländern. Wenn jemand ein Denkmal für die Verbundenheit beider Völker stiften solle, dann sei das Brasilien. Im Sinne der Deutschtumspolitik schien dem Kommentator dagegen die Stiftung einer deutschen Bibliothek sinnvoller, „dann kann man in ganz anderer Weise deutschen Geist und deutsches Können dauernd zur Geltung bringen.“<sup>8</sup>

Dennoch erschienen am Unabhängigkeitstag, dem 7. September, wohlwollende und Anteil nehmende Artikel in der deutschsprachigen Presse, in denen wie in den vergangenen Jahrzehnten die deutsche Mitarbeit am Aufbau Brasiliens betont wurde. Seit ihrer Einwanderung hätten „die Deutschbrasilianer in schwerer aber erfolgreicher Arbeit unentwegt zum besten des Landes gelebt“<sup>9</sup>, so die Neue Deutsche Zeitung aus Porto Alegre. So groß der Glaube an den eigenen Beitrag zur Nationenbildung war, so groß allerdings musste die Enttäuschung darüber sein, dass dieser Beitrag in der brasilianischen Gesellschaft nicht das erhoffte Echo fand und stattdessen Vorfälle wie die Ausschreitungen in den Jahren 1917/18 möglich waren.

---

<sup>6</sup> Siehe dazu Seyferth: *Nacionalismo e identidade étnica* und Sebastian Conrad: *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006.

<sup>7</sup> Georg Alfred Plehn an das Auswärtige Amt, Rio de Janeiro, 10. Januar 1922. In: PA AA, R 78.999.

<sup>8</sup> Eumenes: *Die Unabhängigkeitsfeier und wir*. In: *Deutsche Post*, São Leopoldo, 26. August 1921, S. 1.

<sup>9</sup> Zu Brasiliens Unabhängigkeitsfeier. In: *Neue Deutsche Zeitung*, Porto Alegre, 6./7. September 1922, S. 1.

Die deutschsprachige Erinnerung an die Unabhängigkeit änderte sich 1922 also noch nicht entscheidend. Erst 1923 erschien die Broschüre „Deutsche Mitarbeit in Brasilien“ des protestantischen Pfarrers Paul Aldinger, der von 1901 bis 1927 in Santa Catarina wirkte, und verknüpfte eine „deutsche“ Figur ausdrücklich mit der Unabhängigkeit.<sup>10</sup> Im Jahr zuvor war von dieser Figur in der deutschen Presse noch keine Rede gewesen, lediglich eine Zeitung, die bereits erwähnte Neue Deutsche Zeitung, nannte ihren Namen kurz in Zusammenhang mit der Unabhängigkeit, ohne ihre Rolle stark zu machen:<sup>11</sup> Die Rede ist von Leopoldina, der ersten brasilianischen Kaiserin.<sup>12</sup>

1926 wurde an ihren 100. Todestag erinnert, was in der deutschsprachigen Presse zum Anlass genommen wurde, ihre Konstruktion als „deutsche“ Heldin fortzuführen und ihren Anteil an der Unabhängigkeit stärker zu betonen.<sup>13</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg und der tief greifenden zweiten Nationalisierungskampagne unter Getúlio Vargas,<sup>14</sup> die ganz bewusst eine „Brasilität“ („*brasildade*“) schaffen sollte und die dazu führte, dass eine positive Erinnerung deutscher Vergangenheit der Ausgewanderten bis in die 1970er Jahre hinein tabuisiert und vor allem der Gebrauch der deutschen Sprache in Brasilien nachhaltig einschränkt wurde, erschienen Beiträge, die die Rolle der Deutschen in Brasilien zu rehabilitieren versuchten. Neben Heinrich Schülers Roman „Dona Leopoldina“ von 1954<sup>15</sup> sind hier die laienhistorischen Beiträge von Karl Heinrich Oberacker jr. zu nennen. Oberacker führte im Anschluss an

---

<sup>10</sup> Paul Aldinger: *Deutsche Mitarbeit in Brasilien. Kurze Übersicht über die Geschichte des Deutschtums in Brasilien, Curitiba 1923.*

<sup>11</sup> Zu Brasiliens Unabhängigkeitsfeier. In: *Neue Deutsche Zeitung, Porto Alegre, 6./7. September 1922, S. 1.*

<sup>12</sup> Zur Einführung siehe die Aufsätze in Angel Bojadsen (Hrsg.): *D. Leopoldina. Cartas de uma imperatriz. São Paulo 2006.*

<sup>13</sup> Noch 1917, also vor den Nationalisierungsmaßnahmen, erwähnte Friedrich Sommer in seinen „Deutschen Charakterbildern aus der brasilianischen Geschichte“ zwar auch Leopoldina, von einem Beitrag zur Unabhängigkeit war jedoch keine Rede. Vgl. Friedrich Sommer: *Deutsche Charakterbilder aus der brasilianischen Geschichte. 1. Teil. São Leopoldo 1918* und Friedrich Sommer: *Leopoldina, Erzherzogin von Oestereich, Kaiserin von Brasilien. Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages ihrer Landung in Rio de Janeiro. In: Kalender für die Deutschen in Brasilien für 1917, S. 38-43.*

<sup>14</sup> Siehe dazu u.a. Käte Harms-Baltzer: *Die Nationalisierung der deutschen Einwanderer und ihrer Nachkommen in Brasilien als Problem der deutsch-brasilianischen Beziehungen 1930-1938. Berlin 1970.*

<sup>15</sup> Heinrich Schüler: *Dona Leopoldina. Erste Kaiserin von Brasilien. Schutzherrin der deutschen Einwanderer. São Leopoldo 1954.*

Aldinger und andere die Idee deutscher Leistung in Brasilien mit seiner Monographie „Der deutsche Beitrag zum Aufbau der brasilianischen Nation“ (1955/1978) fort, die Leopoldina ein eigenes Kapitel widmet.<sup>16</sup> 1973 veröffentlichte er zudem eine Biographie der Kaiserin.<sup>17</sup> Auch in Österreich entstand eine an Oberacker anschließende laienhistorische Heldenverklärung Leopoldinas.<sup>18</sup>

Maria Leopoldine kam 1797 als Tochter des österreichischen Kaisers Franz I. und Maria Theresias in Wien zur Welt. 1817 wurde sie mit dem portugiesischen Thronfolger Pedro verheiratet und nach Rio de Janeiro geschickt, wo sich der portugiesische Hof seit 1808 nach seiner Flucht vor den napoleonischen Truppen aufhielt. Nach der Unabhängigkeit 1822 wurde sie zur Kaiserin gekrönt. Von ihren sieben Kindern erreichten vier das Erwachsenenalter, darunter Dom Pedro II., der spätere zweite Kaiser Brasiliens. Leopoldina, die von ihrem Gemahl offen mit einer Geliebten betrogen wurde, starb bereits 1826 an den Folgen einer Fehlgeburt.

In der deutschsprachigen Presse Brasiliens wurde Leopoldina seit dem Erscheinen von Aldingers Broschüre als „deutsche“ Heldenfigur entworfen. Dabei diente sie zum einen als Spiegel des „deutschbrasilianischen“ Selbstverständnisses, indem ihr bestimmte Eigenschaften zugewiesen wurden, die als typisch deutsch galten, und indem ihr Beitrag am Aufbau Brasiliens hervorgehoben wurde. Dabei spielten drei Aspekte eine Rolle, die bereits Aldinger erwähnt: ihre Rolle bei der Unabhängigkeit, ihr Engagement bei der Anwerbung deutscher Einwanderer und die Tatsache, dass ihr „deutscher“ Sohn Pedro als brasilianischer Kaiser jahrzehntelang die Geschicke Brasiliens lenkte. Als negatives Gegenbild zu Leopoldina wurde ihr Gemahl Pedro I. dargestellt, der in gewisser Weise stellvertretend für den Brasilianer portugiesischer

---

<sup>16</sup> Karl Heinrich Oberacker jr.: Der deutsche Beitrag zum Aufbau der brasilianischen Nation. São Leopoldo <sup>2</sup>1978.

<sup>17</sup> Siehe Karl Heinrich Oberacker jr.: A imperatriz Leopoldina. Sua vida e sua época. Ensaio de uma biografia. Rio de Janeiro 1973. Deutsch: Karl Heinrich Oberacker jr.: Leopoldine. Habsburgs Kaiserin von Brasilien. Wien/ München 1988. Siehe auch Karl Heinrich Oberacker jr.: Kaiserin Leopoldine und Brasiliens Unabhängigkeit. In: Zeitschrift für Kulturaustausch Bd. 22, Nr. 2 (1972), S. 17-20.

<sup>18</sup> Vgl. Johanna Prantner: Kaiserin Leopoldine von Brasilien. Der Beitrag des Hauses Habsburg-Lothringen und österreichischen Geistesgutes zur Entwicklung Brasiliens während der Monarchie im 19. Jahrhundert. Wien/ München 1974; Gloria Kaiser: Dona Leopoldina. Die Habsburgerin auf Brasiliens Thron. Graz/ Wien/ Köln 1994 und Gloria Kaiser: Dona Leopoldina. Die Habsburgerin auf Brasiliens Thron, 1797-1826. In: Brasilien-Dialog Bd. 3-4 (2000), S. 3-12.

Abstammung steht. Dementsprechend zeichneten die Beiträge ein schlechtes Bild von Leopoldinas Ehe und stilisierten sie als Opfer, was wiederum auf die Selbstsicht der deutschsprachigen Brasilianer zurückweist, die sich verkannt fühlten und die Nationalisierungsmaßnahmen als traumatisch wahrnahmen.

### LEOPOLDINA ALS „DEUTSCHE“ FRAU

Bereits in Texten aus dem Jahr 1922 wurde Leopoldina als Heldenfigur entdeckt. Seitdem stand zunächst ihr vermeintliches Deutschtum im Vordergrund, das bei ihr besonders deutlich erkennbar sei. Sie wird durchgehend als „die deutsche Frau und Mutter“<sup>19</sup> bezeichnet. Deutschtum wird hier im großdeutschen, Österreich einbeziehenden Sinne verstanden, unterstellt eine gemeinsame kulturelle und rassische Basis aller Deutschsprachenden und stellt somit eine homogenisierende Kategorie dar. Was eine idealtypische „deutsche Frau“ bzw. „deutsche Mutter“ sei, machen die Texte deutlich.

Die Kategorie „deutsch“ besteht dabei aus verschiedenen Unterkategorien. Zum einen wird mit Abstammung, also mit der Kategorie Rasse argumentiert: Leopoldina, die „Kaiserin Brasiliens aus deutschem Geblüt“,<sup>20</sup> sei „blond und blauäugig“<sup>21</sup> gewesen. Zum anderen wurden die äußerlichen Merkmale mit charakterlichen und moralisch-religiösen Eigenschaften zusammengebracht. Diese Eigenschaften stehen, wie es die brasilianische Publizistin Maria Rohde nach dem Zweiten Weltkrieg formulierte, für ein „Frauenideal und Sinnbild deutscher Treue“<sup>22</sup> oder, wie Oberacker zeitgleich behauptete, für „echt deutsches Frauentum“.<sup>23</sup> Aldinger bringt einen wahren Tugendenkatalog: „Güte – Liebenswürdigkeit – Milde – Gefühl – Wohltätigkeit – Beständigkeit – Geist

---

<sup>19</sup> Paul Aldinger: Leopoldina von Habsburg, die deutsche Frau und Mutter auf Brasiliens Kaiserthron, zu ihrem 100-jährigen Todestag am 11. Dezember 1926. In: Kalender für die Evangelischen Deutschen Gemeinden in Brasilien für 1926, S. 43.

<sup>20</sup> Rudolf Grossmann (Iberoamerikanisches Forschungsinstitut Hamburg): Zum Geleit. In: Schüler: Dona Leopoldina, o.S.

<sup>21</sup> Friedrich Sommer: Kaiserin Leopoldina von Brasilien (1797-1826). In: Deutsche Post, São Leopoldo, 11. Dezember 1926, S. 1.

<sup>22</sup> Maria Rohde: Ein Wort an die Leser. In: Schüler: Dona Leopoldina, o.S.

<sup>23</sup> Oberacker: Der deutsche Beitrag, S. 170.

– Begabung – Wissen – Reize – Anmut – Bescheidenheit“.<sup>24</sup> Ferner sei Leopoldina eine „ausgezeichnete Mutter“<sup>25</sup> gewesen und habe sich durch ihre „Frömmigkeit“<sup>26</sup> und „Moral und religiöse Einstellung“<sup>27</sup> ausgezeichnet. Viele dieser Zuweisungen finden sich auch in den anderen hier untersuchten Texten.<sup>28</sup> Die Idee einer sittlichen, religiösen, deutschen Mutter, die vermeintlich deutsche Werte rein repräsentiert und die hier mit Leopoldina verbunden wird, verdeutlicht den Vorbildcharakter von Leopoldina für alle „deutschen“ Frauen, der auch immer wieder betont wird. Aldinger fordert gar, dass die „deutschen“ Frauen Brasiliens der Kaiserin ein Denkmal stiften sollten.<sup>29</sup> Für die Deutschtumerhaltung wurde Frauen grundsätzlich eine wichtige Rolle zugewiesen, da sie als deutsch sprechende Mütter durch den engen Kontakt zu ihren Kindern das Deutschtum wie kein anderer weitervermitteln würden. Insofern ist die Betonung nicht nur rassischer, sondern auch charakterlicher und sittlich-religiöser Eigenschaften Leopoldinas als Anleitung für die „deutsche“ Frau in Brasilien zu verstehen.

Interessant dabei ist, dass die Texte gleichzeitig betonen, dass Leopoldina gebildet war.<sup>30</sup> Die österreichische Schriftstellerin Gloria Kaiser hat den Aspekt der Frau als emanzipiertes und eigenständig handelndes Subjekt aufgegriffen und noch im Jahr 2000 den Leopoldina-Diskurs im feministischen Sinne fortgeführt: Leopoldina erscheint jetzt als emanzipierte, politische Frau, als Vorreiterin der Emanzipation, zusammen mit Anita Garibaldi als wichtige Frau der lateinamerikanischen Geschichte des 19. Jahrhunderts.<sup>31</sup> Dass sich diese Interpretation aus den Deutschtumdiskursen des 1920er Jahre speist, zeigt sich im Folgenden.

---

<sup>24</sup> Paul Aldinger: Leopoldina von Habsburg, die deutsche Frau und Mutter auf Brasiliens Kaiserthron. In: Kalender für die Deutschen Evangelischen Gemeinden in Brasilien für 1927, S. 111.

<sup>25</sup> Aldinger: Leopoldina von Habsburg 1927, S. 118.

<sup>26</sup> Schüler: Dona Leopoldina, o.S. Vgl. Oberacker: Leopoldine, S. 97-101.

<sup>27</sup> Oberacker: Leopoldine, S. 108.

<sup>28</sup> Vgl. Sommer: Kaiserin Leopoldina, S. 1 und Aldinger: Leopoldina von Habsburg 1926, S. 44 und 46.

<sup>29</sup> Paul Aldinger: Kaiser Dom Pedro II. als Sohn einer deutschen Mutter. In: Deutsche Post, São Leopoldo, 28. April 1922, S. 1.

<sup>30</sup> Siehe bspw. Sommer: Deutsche Charakterbilder.

<sup>31</sup> Kaiser: Dona Leopoldina, S. 3-12.

## LEOPOLDINAS BEITRAG FÜR BRASILIEN

1) *Unabhängigkeit*. Paul Aldinger war 1923 der erste, der ausdrücklich Leopoldinas Verdienste um Brasilien unterstrich und sie als Teil des „deutschen“ Beitrags für Brasilien konstruierte. Dabei weist er ihr auch eine Beteiligung an der Unabhängigkeit zu, ohne dies genauer zu erläutern: „Durch ihre mutige, vorwaerts draengende Losung in der Unabhængigkeitsfrage hat sie Brasilien einen ungemein grossen Dienst geleistet.“<sup>32</sup> Ähnlich allgemeine Behauptungen finden sich in der Folgezeit auch bei anderen Autoren.<sup>33</sup>

Anlässlich des 100. Todestages der Kaiserin 1926 veröffentlichte Aldinger einen Artikel im „Kalender für die Deutschen Evangelischen Gemeinden in Brasilien“, in dem er Leopoldinas Verdienste um die Unabhängigkeit präziserte. An der Entscheidung Pedros, sein Verbleiben in Brasilien zu erklären, als ihn die portugiesischen Cortes zur Rückkehr nach Portugal aufforderten, und schließlich 1822 die Unabhängigkeit zu erklären, habe Leopoldina „einen ausschlaggebenden Anteil“ gehabt.<sup>34</sup> Sie habe durch Briefe und ihre Funktion als stellvertretende Regentin Einfluss auf den zögernden Pedro ausgeübt. Vor allem ein am 7. September 1822 empfangener Brief habe Pedro zum „Grito de Ipiranga“ bewegt, in dem er „Unabhängigkeit oder Tod“ skandierte. In diesem Brief, den Aldinger nicht weiter nachweist, habe Leopoldina von einem reifen Apfel gesprochen, den Pedro pflücken solle, bevor er faul werde.<sup>35</sup> Damit wird sie für Aldinger zur „Heldin der Unabhängigkeit“<sup>36</sup> und zur „Paladina der Unabhängigkeit“<sup>37</sup>, die mit ihrem Handeln zum „Sinnbild der deutschen Mitarbeit in Brasilien“<sup>38</sup> geworden sei.

Diese Erzählung hat seitdem in deutschsprachigen Texten aus Brasilien weitgehend Bestand. Heinrich Schüler, der 1954 in São Leopoldo einen Roman über Leopoldina veröffentlichte, stellte bspw. fest: „Beiden, Mutter und Sohn, verdankt Brasilien die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und

---

<sup>32</sup> Aldinger: *Deutsche Mitarbeit in Brasilien*, S. 25.

<sup>33</sup> Vgl. Sommer: *Kaiserin Leopoldina*, S. 1.

<sup>34</sup> Aldinger: *Leopoldina von Habsburg 1927*, S. 114.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 115.

<sup>36</sup> Ebenda, S. 122.

<sup>37</sup> Aldinger: *Leopoldina von Habsburg 1926*, S. 43.

<sup>38</sup> Aldinger: *Leopoldina von Habsburg 1927*, S. 122.

Geschlossenheit und damit das Leben.“<sup>39</sup> In ihrem Vorwort zu Schülers Werk nennt Maria Rohde die Kaiserin gar eine „Lenkerin der Geschichte“.<sup>40</sup>

Karl Heinrich Oberacker jr., der verschiedene Artikel und Monographien über Leopoldina veröffentlichte, führte diese Geschichte fort. In seinem Hauptwerk zum deutschen Beitrag am Aufbau Brasiliens, das 1955 unter ähnlichen Vorzeichen wie Aldingers fast gleichnamiges Werk aus dem Jahr 1923 erschien und das ganz ähnlich aufgebaut ist, stellte Oberacker verschiedene Personen und Leistungen der „Deutschen“ in Brasilien vor, um das Ansehen der „Deutschbrasilianer“ wieder zu heben, die sich seit dem Zweiten Weltkrieg und dessen Nationalisierungsmaßnahmen in die Ecke gedrängt und verkannt sahen. So empfanden das jedenfalls die deutschsprachigen bürgerlichen Intellektuellen. Durch diesen Versuch der Rehabilitierung führte er den „deutschbrasilianischen“ Diskurs der deutschen Mitarbeit fort.

Leopoldina widmete Oberacker ein eigenes Kapitel und stellte sie als diejenige dar, die die Entscheidungen Pedros herbeigeführt habe, die schließlich zur Unabhängigkeit führten.<sup>41</sup> Unter ihrer Leitung habe der Staatsrat am 2. September 1822 die Unabhängigkeit beschlossen, die Pedro durch den hier wieder erwähnten Apfel-Brief dann sozusagen nur noch umgesetzt habe.<sup>42</sup> Leopoldina erscheint als „Mutter Brasiliens“<sup>43</sup> und „größte Frauengestalt der brasilianischen Geschichte“.<sup>44</sup> In einem Artikel aus dem Jahr 1972 erwähnte er Leopoldinas Wirken im Staatsrat und ihren Apfel-Brief erneut.<sup>45</sup> In seiner Leopoldina-Biographie, die 1973 auf Portugiesisch und 1988 auch auf Deutsch erschien, erzählte er detailliert deren Wirken und ihre Beteiligung an der Unabhängigkeit nach. Auch hier wird wieder ihr Einfluss auf Pedro betont: „Consideramos a biografia da primeira imperatriz imprescindível para a compreensão de muitos pormenores da história brasileira, principalmente de muitas decisões de D. Pedro I.“<sup>46</sup>

---

<sup>39</sup> Schüler: Dona Leopoldina, S. 411.

<sup>40</sup> Rohde: Ein Wort an die Leser, o.S.

<sup>41</sup> Oberacker: Der deutsche Beitrag, S. 179-186.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 188.

<sup>43</sup> Ebenda, S. 265.

<sup>44</sup> Ebenda, S. 509.

<sup>45</sup> Oberacker: Kaiserin Leopoldine, S. 17-20.

<sup>46</sup> Oberacker: A imperatriz Leopoldina, S. XXVI. Vgl. auch Oberacker: Leopoldine.

Dass diese Heldenerzählung dann wiederum in Österreich auf fruchtbaren Boden fiel, verwundert kaum noch. Johanna Prantner, die 1974 eine laienhistorische, romanähnliche Biographie Leopoldinas verfasste, steigerte Oberackers Emphase sogar noch weiter. Sie kommt zu folgendem Ergebnis: „Dona Leopoldina war eine der erfolgreichsten Politikerinnen, die Brasilien bis heute aufzuweisen hat.“<sup>47</sup> Leopoldina, „die sich dem Ideal der brasilianischen Unabhängigkeit mit Leib und Seele verschrieben hatte und mit nahezu fanatischer Überzeugung für dieses Ideal zu kämpfen mußte“,<sup>48</sup> habe durch ihren Einfluss auf Pedro nicht nur einen Zivilisationsprozess in Brasilien losgetreten, ihr und auch ihrem Sohne „verdankt Brasilien die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit, die Einheit und damit seine Existenz.“<sup>49</sup> Für die Tatsache, dass die brasilianische Historiographie Leopoldina nicht in dem Maße würdigt, hat Prantner auch gleich die Antwort parat: „Ein unkritisches Nationalgefühl verwehrte bisher den brasilianischen Historikern allerdings die Erkenntnis, daß die schicksalhafte Wendung in der brasilianischen Geschichte auf Dona Leopoldina zurückzuführen ist.“<sup>50</sup> Darauf aufbauend hob dann auch der österreichische Botschafter in Brasilien 1997 bei einer Gedenkveranstaltung zum 200. Geburtstag Leopoldinas deren große Verdienste für Brasilien hervor.<sup>51</sup> Ebenso erzählt die österreichische Schriftstellerin Gloria Kaiser in Romanform von der Bedeutung der Habsburgerin für die Unabhängigkeit<sup>52</sup> und verklärt sie selbst im Jahr 2000 noch als Heldin.<sup>53</sup>

Die Betonung der Bedeutung Leopoldinas für die Unabhängigkeit Brasiliens ist ganz im Sinne der Idee „deutscher“ Mitarbeit in Brasilien zu verstehen, mit der deutschsprachige Publizisten in Brasilien Deutschtumsdiskurse für den brasilianischen Kontext adaptierten. Gerade die „deutsche Arbeit“ spielte dabei

---

<sup>47</sup> Prantner: Kaiserin Leopoldine von Brasilien, S. 45.

<sup>48</sup> Ebenda, S. 57.

<sup>49</sup> Ebenda, S. 89. Diesen Satz wie auch andere Informationen hat Prantner offenbar bei Schüler abgeschrieben, vgl. Fußnote 39. Dadurch wird die diskursive Verflechtung der Texte offensichtlich.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 56.

<sup>51</sup> Emanuel Helige: D. Leopoldina, mãe da independência. In: Simpósio Comemorativo do Bicentenário de Nascimento da Imperatriz D. Leopoldina. Rio de Janeiro 1997, S. 9-10, hier S. 9.

<sup>52</sup> Kaiser: Dona Leopoldina 1994.

<sup>53</sup> Kaiser: Dona Leopoldina 2000.



eine wichtige Rolle für das eigene Selbstverständnis. Insofern stellt Leopoldina mit ihrem Beitrag eine idealtypische „deutsche“ Figur und Allegorie deutscher Mitarbeit in Brasilien dar. Damit wird betont, dass „Deutsche“ an der Gründung der Nation teilgenommen und schon seit Anbeginn dazugehörten hätten. So begegnet Leopoldina bei Prantner auch als erste Brasilianerin: „sie fühlte, dachte und plante brasilianisch.“<sup>54</sup>

2) *Einwanderung*. Die deutschsprachigen Intellektuellen, die Leopoldinas Verdienste um die brasilianische Unabhängigkeit hervorhoben, betonten ebenfalls deren Initiierung der deutschen Einwanderung nach Brasilien. Tatsächlich hatte Major Georg Anton von Schäffer, einer ihrer engen Vertrauten, die erste Anwerbung deutschsprachiger Einwanderer veranlasst. Dementsprechend wird Leopoldina in den hier untersuchten Texten als „erste deutsche Einwanderin“<sup>55</sup> und „Patronin“<sup>56</sup> der deutschen Einwanderung beschrieben: „Sie hat zur Entstehung des brasilianischen Deutschtums beigetragen [...]“<sup>57</sup> Damit wird sie nicht nur für Brasilien, sondern auch für die eigene, die „deutschbrasilianische“ Gruppe zur Gründungsfigur, „der Brasilien und besonders wir Deutschstämmigen viel, sehr viel verdanken“.<sup>58</sup>

3) *Der Sohn*. Als dritter Beitrag Leopoldinas wird schließlich ihr Sohn und langjähriger zweiter Kaiser Brasiliens, Dom Pedro II., genannt. Dieser „Sohn einer deutschen Mutter – der größte Brasilianer“<sup>59</sup> sei „einer der Unseren“.<sup>60</sup> Dass Leopoldina bereits ein Jahr nach Pedros Geburt verstarb und an dessen Erziehung nicht mitwirken konnte, führte dazu, dass Pedros vermeintliches Deutschtum rassistisch erklärt wurde. So stellte Aldinger fest: „Aber die Mutter hat ihm in Blut und Rasse soviel mitgegeben, daß die deutsche Art vorschlug, sowohl im Äußeren, in der hohen Gestalt, blondem Haar und Bart, blauen Augen, wie in den Charaktereigenschaften [...]“<sup>61</sup> Ganz in diesem Sinne wird dem zweiten brasilianischen Kaiser in Oberackers „Der deutsche Beitrag“ ein ganzes Kapitel eingeräumt: „Die Kaiserin Leopoldine hatte ihn zutiefst mit

<sup>54</sup> Prantner: Kaiserin Leopoldine, S. 35.

<sup>55</sup> Rohde: Ein Wort an die Leser, o.S.

<sup>56</sup> Aldinger: Kaiser Dom Pedro II., S. 1. Vgl. auch Aldinger: Leopoldina von Habsburg 1926, S. 45 und Sommer: Kaiserin Leopoldina, S. 1.

<sup>57</sup> Sommer: Kaiserin Leopoldina, S. 2.

<sup>58</sup> Schüler: Dona Leopoldina, o.S:

<sup>59</sup> Oberacker: Der deutsche Beitrag, S. 277.

<sup>60</sup> Clemens Brandenburger: Dom Pedro II. Zum 100. Geburtstag des Kaisers. In: Kalender für die Deutschen in Brasilien 1925, S. 33.

<sup>61</sup> Aldinger: Kaiser Dom Pedro II., S. 1.

ihren geistigen und rassischen Eigenschaften beerbt: Er war die Mutter.“<sup>62</sup> Hatte in dieser Erzählung die „deutsche“ Kaiserin Leopoldina Brasiliens Unabhängigkeit bewirkt, war der „deutsche“ Kaiser Pedro für dessen Einheit verantwortlich.

Interessant hierbei ist, dass auf diese Weise rassistische Elemente des Deutschtumsdiskurses umgedeutet werden. Findet man in Texten aus dem Kontext der Deutschtumsarbeit in Brasilien meist die Warnung vor Vermischung mit Brasilianern bzw. der romanischen Rasse, da dies zur Degenerierung der Deutschen führe, wird hier das Problem der Rassenmischung einfach ausgeblendet. Das ist umso auffälliger, da Leopoldinas Gemahl als negatives Gegenbild zur „deutschen Frau“ konstruiert wird.

### LEOPOLDINA ALS OPFER

Pedro I. wird in den hier untersuchten Texten antonymisch als negativer portugiesischer Gegenpol zu Leopoldina beschrieben, „der alle Fehler seiner Rasse in sich vereinigte“.<sup>63</sup> Er sei „roh und rücksichtslos“,<sup>64</sup> ein „sinnlich-feuriger Südländer“<sup>65</sup> und ein „Sklave einer Leidenschaft, die er während langer Jahre nicht beherrschen konnte“.<sup>66</sup> Besonders die als unsittlich dargestellten Liebschaften Pedros wurden kritisiert. Oberacker steigert dies ins Pathologische, wenn er vom „gewalttätige[n], krankhafte[n] und von der Epilepsie geprägte[n] Charakter des Kaisers“<sup>67</sup> spricht. Pedro sei unsittlich, oberflächlich und dumm, Leopoldina fromm, treu und gebildet, Pedro sei jähzornig und aufbrausend, Leopoldina still und duldend. Durch diese Form der Erzählung soll auch der politische Einfluss Leopoldinas glaubwürdiger erscheinen, da Pedro nicht als rational handelnde Person dargestellt wird.

Stets wird betont, dass Pedro seine Gemahlin schlecht behandelt habe. Hier spielt zum einen seine offen zur Schau gestellte Liaison zu seiner Geliebten Domitila eine Rolle, die ihrerseits zum bösen und wollüstigen weiblichen

---

<sup>62</sup> Oberacker: Der deutsche Beitrag, S. 278. Oberacker zitiert hier Pedro Calmons „O Rei Filósofo“.

<sup>63</sup> Sommer: Deutsche Charakterbilder, S. 83.

<sup>64</sup> Aldinger: Leopoldina von Habsburg 1927, S. 118.

<sup>65</sup> Oberacker: Der deutsche Beitrag, S. 171.

<sup>66</sup> Oberacker: Leopoldine, S. 360.

<sup>67</sup> Ebenda, S. 516.

Gegenbild Leopoldinas wird,<sup>68</sup> zum anderen auch seine angebliche Gewalttätigkeit. Als Höhepunkt behauptet Schüler, dass Pedro im Zuge eines epileptischen Anfalls seine schwangere Frau in den Bauch getreten habe, sodass diese wenige Tage später verstorben sei.<sup>69</sup> Auch wenn dieses Extrem bei anderen Autoren nicht oder nur als Gerücht kolportiert wird, sind sie sich doch einig darüber, dass Leopoldina „Demütigungen“<sup>70</sup> ausgesetzt gewesen sei und „Kummer und Leid“<sup>71</sup> über sich habe ergehen lassen müssen. Die Kaiserin habe aber all dies ganz im Sinne einer „hehren Dulderin“<sup>72</sup> ertragen, „weil sie sich bis zur Selbstlosigkeit aufopferte“.<sup>73</sup> Die „deutsche Frau“ Leopoldina erscheint hier als Opfer des „portugiesischen Mannes“. Darin spiegelt sich nicht nur das „deutsche“ Selbstbild, das zur Abgrenzung Gegenbilder benötigt, sondern erneut eine Allegorie der deutschen Einwanderer in Brasilien, die sich „wie sie [Leopoldina] unglücklich gefühlt hatten“.<sup>74</sup>

## FAZIT

Vor allem nach den beiden Weltkriegen erschienen in Brasilien deutschsprachige Publikationen von Nachfahren deutscher Einwanderer oder von reichsdeutschen Akteuren der Deutschumpolitik, in denen Brasiliens erste Kaiserin, die Habsburgerin Leopoldina, als „deutsche“ Heldenfigur der Unabhängigkeit konstruiert wird. Da in den deutschsprachigen Kreisen ein Verständnis von Deutschum zirkulierte, das auf die eigene Höherwertigkeit abhob, die es zu erhalten gelte, war die Idee der „deutschen Arbeit“ und des „deutschen Beitrags“ für Brasiliens ein wichtiger Bestand der Deutschumdiskurse in Brasilien. Als in den Nationalisierungsmaßnahmen das „Deutsche“ in Brasilien unterdrückt und abgewertet wurde, wurde der Partizipationsdiskurs

---

<sup>68</sup> Vgl. Sommer: Deutsche Charakterbilder, S. 83-87, hier wird sie sogar für Leopoldinas Tod verantwortlich gemacht; Oberacker: Leopoldina, S. 358-359 und Kaiser: Dona Leopoldina 2000, S. 11.

<sup>69</sup> Schüler: Dona Leopoldina, S. 409.

<sup>70</sup> Sommer: Kaiserin Leopoldina, S. 1.

<sup>71</sup> Aldinger: Leopoldina von Habsburg 1927, S. 118.

<sup>72</sup> Zu Brasiliens Unabhängigkeitsfeier. In: Neue Deutsche Zeitung, Porto Alegre, 6./7. September 1922, S. 1.

<sup>73</sup> Oberacker: Kaiserin Leopoldine, S. 17. Siehe auch Rohde: Ein Wort an die Leser, o.S.; Oberacker: Leopoldine, S. 11 und 505; Prantner: Kaiserin Leopoldine, S. 36 und Kaiser: Dona Leopoldina 2000, S. 11..

<sup>74</sup> Sommer: Kaiserin Leopoldina, S. 2.

um einen Opferdiskurs ergänzt. Obwohl die eingewanderten „Deutschen“ gute brasilianische Staatsbürger seien und einen wertvollen Beitrag für Brasilien leisten würden, seien sie missachtet und verkannt worden. Leopoldina stellt dabei eine Allegorie dieser Rolle dar: Nicht nur repräsentiert sie die „deutschen“ Tugenden und wird als „deutsche Frau und Mutter“ dargestellt, sondern ihr wird wesentlicher Anteil an der Unabhängigkeit und somit an der Existenz Brasiliens eingeräumt. Ergänzt wird das durch ihre Aktivitäten für die „deutsche“ Ersteinwanderung und durch ihren Sohn, den Kaiser Pedro II., „Sohn einer Deutschen“. Diese Idealisierung Leopoldinas korrespondiert wiederum mit der negativen Darstellung ihres portugiesischen Gemahls Pedro I. und seiner Brutalität gegenüber der Kaiserin. Damit wird der Österreicherin wie den „Deutschen“ keine Anerkennung für ihre Leistungen zuteil. Indem Leopoldina als Allegorie für die „deutsche“ Einwanderung steht, wird aus dem höherwertigen „Deutschen“ ein verkanntes Opfer, und zugleich wird die Rolle der „Deutschen“ in Brasilien feminisiert, während ansonsten die „deutsche“ Arbeit in Brasilien stets maskulin im Sinne bäuerlicher Arbeit im Urwald erscheint.

Nachfahren deutscher Einwanderer haben in der Vergangenheit nicht nur ihre Verbundenheit mit den Unabhängigkeitsfeiern zum Ausdruck gebracht, sie haben auch ihr Selbstverständnis in Form einer Heldenfigur der Unabhängigkeit mit eingebracht. Damit wurden auch Konflikte in der brasilianischen Gesellschaft verarbeitet. Die Idee des „deutschen“ Beitrags für die brasilianische Nation, für die die vermeintliche „Heldin der Unabhängigkeit“ Leopoldina beispielhaft steht, spielt auch heute noch eine Rolle und findet sich in der Selbstdarstellung Südbrasilien als wirtschaftlicher Motor des Landes wieder. Die monolithische Einheit der brasilianischen Nation hat, das konnte dieser Beitrag zeigen, nicht nur nie bestanden, sondern auch ihre diskursive Repräsentation war bereits seit den nationalen Anfängen von Vielstimmigkeit und Konflikthaftigkeit geprägt.

#### **RESUMEN**

#### **LEOPOLDINA COMO LA HEROÍNA “ALEMANA” DE LA INDEPENDENCIA BRASILEÑA. INMIGRANTES ENTRE LA PARTICIPACIÓN Y LA SENSACIÓN DE SER VÍCTIMAS**

La memoria de la Independencia posee una gran relevancia en la construcción de la identidad nacional de muchos países de América Latina.

Desde del siglo XIX, días festivos, rituales simbólicos y la adoración de héroes, en el sentido de “tradiciones inventadas”, tuvieron gran importancia. La Independencia como parte integral de los mitos fundadores nacionales constituyó a la vez, parte de los proyectos de las élites, que pretendieron homogenizar la nación excluyendo gran parte de la población del discurso identitario o implicándola solamente de forma simbólica. En el caso del Brasil, los excluidos fueron sobre todo afrobrasileños e inmigrantes europeos. El objetivo del presente artículo será analizar la participación de los intelectuales brasileños de habla alemana en los procesos de la memoria brasileña de la Independencia. Este grupo de intelectuales, descendientes de inmigrantes llamados “alemanes”, estuvo conformado por publicistas, pastores y profesores, siendo estos últimos, en gran parte, ciudadanos alemanes enviados desde Alemania al Brasil para trabajar de manera temporaria. Desde los años 1860 y especialmente desde 1900, varias organizaciones alemanas se preocuparon de la preservación de la germanidad en el Brasil, con el propósito de influir económica e informalmente a través de los inmigrantes ligados al Imperio Alemán.

Principalmente, después de las campañas nacionalizadoras durante las Guerras Mundiales, en las cuales Brasil estuvo en estado de guerra con Alemania y prohibió tanto el uso de la lengua alemana como la política en favor de la preservación de la germanidad en el país, estos publicistas construyeron una participación “alemana” en la Independencia brasileña, colocando a la primera emperatriz brasileña Leopoldina (1797-1826) como heroína “alemana” de la Independencia. De esta manera, los publicistas de habla alemana expresaron las visiones del grupo de inmigrantes “alemanes”, en tanto proyectaron en esta heroína las experiencias conflictivas vivenciadas durante las campañas nacionalizadoras. La figura de la mujer “alemana” tolerante y doliente, a la cual le atribuyeron una gran influencia a la Independencia del Brasil, no solo fue una metáfora para la mujer “alemana”, sino también para el “inmigrante alemán”, el cual fue presentado como víctima.

REBECCA EARLE

**PADRES DE LA PATRIA Y EL PASADO PREHISPÁNICO.  
CONMEMORACIONES DE LA INDEPENDENCIA DURANTE  
EL SIGLO XIX EN HISPANOAMÉRICA\***

En 1894 un insólito debate ocupó las páginas de los principales periódicos mexicanos. El impulso de este debate fue un artículo escrito por el conocido pensador y político Francisco Cosmes con motivo de las fiestas septembrinas de aquel año titulado “¿A quién debemos tener patria?”. Fue su respuesta a esta pregunta que resultó inflamatoria. Según Cosmes, el verdadero padre de México no había sido otro que el conquistador Hernán Cortés: “La patria nació”, proclamó Cosmes, “no en 1810, no en 1821, sino el día en que Cortés, su verdadero padre, plantó las bases de la nacionalidad mexicana.”<sup>1</sup> No contento con negarle a Miguel Hidalgo (y Agustín de Iturbide) su posición de padres de la patria, extendió su ataque a los desgraciados que creyesen “que la nación mexicana de hoy [...] fue conquistada por Cortés [...] y] que la independencia que realizó fue una reivindicación de los derechos de [los aztecas]”. “Aún hay gentes de buena fé”, se burló, “que no pueden consolarse, nuevas Calipsos, de que a Guatimotzin [Cuauhtémoc] se le hubiese quemado los pies”. Cualquier conocedor del México de hoy reconocerá la versión de la historia nacional aquí ridiculizada por Cosmes. La historia de la patria mexicana todavía reserva un lugar importante para Cuauhtémoc, cuyo padecimiento en manos de Hernán Cortés se encuentra santificado en los monumentales murales del Palacio de Bellas Artes. Cosmes, en cambio, tenía poca paciencia con las glorificaciones de los aztecas. La civilización mexicana, insistió, fue española, “sin deber nada a los aztecas, sin descender siquiera de ellos”. Así lanzó Cosmes un desafío, una defensa de la herencia española de México, excluyendo completamente el legado indígena. En su ensayo rechazó la versión oficial de la historia patria

---

\* Este ensayo apareció (en inglés) en el *Journal of Latin American Studies* en marzo de 2003.

<sup>1</sup> Observador (Francisco Cosmes): ¿A quién debemos tener patria? En: *El Partido Liberal*, México, 15 sept. 1894.

promovida por el régimen de Porfirio Díaz, que interpretaba la historia mexicana como un lento proceso de desarrollo desde los aztecas hasta el presente.<sup>2</sup>

La respuesta a esta provocación no demoró en llegar. Como era de esperar, los periódicos conservadores celebraron el hecho de que un diario liberal hubiese apoyado las opiniones que ellos predicaban hacía décadas. Fue la primera vez, proclamó el conservador *Voz de México*, que un escritor liberal “hace hablar a su raza, a la gloria de su raza, a la historia de su raza”. Felicitaron a Cosme particularmente por su ataque contra aquellos que veían la independencia como una reivindicación del imperio azteca. Finalmente, anunciaron, el patriotismo mexicano había abandonado “la enchiladería para dirigirse al santuario”.<sup>3</sup> Ya era tiempo de que México dejara de fingirse indio y aceptara su identidad cristiana.

De forma contraria los periódicos liberales se escandalizaron. *El Siglo XIX*, el diario liberal más importante, comparó el artículo de Cosmes a los escritos del periodista Adolfo Llanos de Alcaraz, quien en décadas pasadas usaba la ocasión del 16 de septiembre para publicar “algún artículo encomiástico para los conquistadores, despreciativo para nuestros héroes, e insultante para los mexicanos”. Llanos de Alcaraz se vió obligado a salir del país, observó *El Siglo XIX* sugestivamente.<sup>4</sup> *El Diario del Hogar* por su parte mantuvo que Cortés, lejos de ser el padre de los mexicanos, era “a lo más nuestro padrastró”.<sup>5</sup>

Cosmes respondió que su análisis era evidentemente demasiado avanzado para su tiempo.<sup>6</sup> Sin embargo, su crítica respecto a la deficiencia de las celebraciones de la independencia nacional en las décadas pasadas fue aceptada por todos sus interlocutores. Las “maldiciones para España” y la “frasecilla típica de ‘tres centurias de odiosa servidumbre’” (refiriéndose al período colonial) que caracterizaron las fiestas septembinas anteriores fueron calificadas

---

<sup>2</sup> Véase Vicente Riva Palacio/ Juan de Dios Arias/ Alfredo Chavero/ José María Vigil/ Julio Zárate: Resumen integral de México a través de los siglos. 5 tomos. México [1887-1889] 1968; Josefina Vázquez de Knauth: Nacionalismo y educación en México. México 1970; Stacie Widdifield: The Embodiment of the National in Late Nineteenth Century Mexican Painting. Tucson, AZ 1996 y Mauricio Tenorio-Trillo: México at the World's Fairs. Crafting a Modern Nation. Berkeley, CA 1996.

<sup>3</sup> Un artículo notable del ‘Partido Liberal’. En: *La Voz de México*, México, 18 sept. 1894.

<sup>4</sup> *El Siglo XIX*, México, 20 sept. 1894.

<sup>5</sup> *El Diario del Hogar*, México, 23 sept. 1894 y 30 sept. 1894. Véase también 20 sept. 1894.

<sup>6</sup> Francisco Cosmes: A mis contradictores sobre la cuestión de Cortés. En: *El Diario del Hogar*, México, 23 sept. 1894.

universalmente de “salvaje”.<sup>7</sup> Asimismo todos aceptaron la metáfora familiar con la que Cosmes había enmarcado el debate: “¿Quién?”, preguntaron, “¿era el padre verdadero de México?”.

No fue casual que el debate sobre la nacionalidad mexicana tuviera lugar durante las conmemoraciones del 16 de septiembre, la fecha en que Miguel Hidalgo lanzó su rebelión contra España. Durante el siglo XIX las conmemoraciones de la independencia ofrecieron una oportunidad de debatir el pasado nacional. Con frecuencia este debate se desarrolló en el marco de la metáfora familiar de la paternidad. En tales ocasiones, oradores y escritores se preguntaban si eran hijos de Hidalgo, Cortés o quizás de Cuauhtémoc, el emperador azteca cuyos pies chamuscados dolían tanto en la mente de algunos mexicanos, según la opinión sardónica de Cosmes. Consideraciones semejantes serían manifestadas en distintas partes de Hispanoamérica durante el siglo XIX. El presente trabajo explora la naturaleza y la importancia de los debates decimonónicos sobre el origen nacional acaecidos durante tales fiestas cívicas. Estos debates revelan con claridad el papel fluctuante que detentaban las épocas precolombinas y coloniales en la narrativa del pasado nacional. En las oraciones oficiales, en artículos periodísticos y en el ceremonial mismo se puede ver como diferentes aspectos del pasado fueron (o no) incorporados a la historia nacional. Esto a su turno ilumina no solo los imaginarios de las élites quienes encabezaron el debate, sino también el papel de la cultura indígena (casi siempre separada higiénicamente de los indígenas mismos) dentro de la historia patria que se iría desarrollando durante el siglo XIX.

Las fiestas cívicas – estas son, las conmemoraciones estatales de acontecimientos considerados de importancia nacional – son ocasiones en que el estado se muestra e interpreta de forma oficial. A través de las fiestas cívicas, como por ejemplo las conmemoraciones de la independencia celebradas a lo largo de Hispanoamérica durante el siglo XIX, los políticos intentaron crear, en palabras del historiador Eric Hobsbawm, “prácticas [...] que pretenden inculcar, por la repetición, ciertos valores y normas de comportamiento, que automáticamente implica una continuidad con el pasado.”<sup>8</sup> El problema en el caso de la

---

<sup>7</sup> Véase particularmente *La nacionalidad mexicana*. En: *El Diario del Hogar*, México, 30 sept. 1894 (reimpreso de *El Obrero de Pachuca*) y Luis del Toro: *Boletín*. En: *El Monitor Republicano*, México, 19 sept. 1894.

<sup>8</sup> Eric Hobsbawm: *Introduction. Inventing Traditions*. En: Eric Hobsbawm/ Terence Ranger (eds.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1992, p. 1. Véase también Mona Ozouf: *Festivals and the French Revolution*. Cambridge, MA 1988.



Hispanoamérica decimonónica era decidir con cual momento del pasado se buscaba la continuidad. Como indica el debate de 1894 expuesto al comienzo del trabajo, diferentes y contradictorias herencias – la azteca, la colonial, la nacional – peleaban por el título del Momento Originario. Mientras que en Francia cada gobierno pos-revolucionario se definía por su relación con la Revolución Francesa, en Hispanoamérica competían diferentes puntos de origen. Si en la Francia decimonónica la Revolución Francesa era el “tiempo de historia”, en Hispanoamérica no existía ningún consenso sobre cuando había empezado la historia.<sup>9</sup>

### LAS FIESTAS DE LA INDEPENDENCIA

Los primeros intentos por establecer el linaje de la patria tuvieron lugar en las primeras fiestas nacionales: aquellas celebradas durante e inmediatamente después de las guerras de la independencia. Ciertos aspectos de las estructuras de las fiestas de la independencia provenían de las fiestas coloniales, sin embargo su contenido ideológico fue notablemente distinto al de las fiestas coloniales, las cuales celebraron la conquista y los conquistadores. Para los criollos coloniales los conquistadores habían representado la posibilidad de una tradición heroica americana. En las fiestas revolucionarias este subtexto patriótico, que fue implícito en las fiestas coloniales, se volvía explícito, pero los héroes habían cambiado. Remplazando a los caducos conquistadores fueron los indios.

A lo largo de la Hispanoamérica independentista, los indios, o más frecuentemente figuras alegóricas representando al indio, fueron incorporadas en las celebraciones insurgentes, en las cuales desempeñaban un papel completamente distinto al que habían ocupado en las fiestas coloniales. En lugar de conmemorar el triunfo español sobre el gentilismo, el indio insurgente era el emblema de la injusticia de la conquista y la legitimidad de la independencia americana.<sup>10</sup> Así en 1821 la celebración en la Ciudad de México de la Jura de la

---

<sup>9</sup> Para la Revolución Francesa como “tiempo de historia”, véase James Fentress/ Chris Wickham: *Social Memory*. Oxford 1992, p. 128 y Paul Connerton: *How Societies Remember*. Cambridge 1989. Véase también Pierre Nora (ed.): *Les lieux de mémoire*. 3 tomos. Paris 1984-1992.

<sup>10</sup> Para el indígena como símbolo de la independencia americana, véase Rebecca Earle: *Creole Patriotism and the Myth of the ‘Loyal Indian’*. En: *Past and Present* vol. 172 (2001), pp. 125-145.

Independencia incluía tableaux vivants de figuras indígenas armadas con arcos, flechas, y macanas. En Ayapango “siete inditas con espada en mano encabezaban el desfile”. En San Miguel el Grande la procesión celebratoria incluía doscientos indígenas vestidos de chichimecas, con arcos, flechas y penaches de plumas, llevando banderas adornadas (un poco incongruentemente) con jeroglíficos aztecas.<sup>11</sup> En Buenos Aires, las conmemoraciones de 1811 de la Revolución de Mayo incorporaban a bailadores vestidos de “españoles” y “americanos”, los españoles envueltos en togas y los americanos “con plumas de colores en la cintura y en la cabeza como los indios”. Uno de los bailadores “americanos” fue capturado por otros bailadores representando a soldados, para después ser liberado al júbilo general.<sup>12</sup> En Lima, “el genio del Perú, representado por el Inca Viracocha, vestido con los atributos del imperio”, acompañado por mujeres vestidas como vírgenes del sol, marcó la entrada de Bolívar en la ciudad en 1825.<sup>13</sup>

Los discursos y la poesía pronunciados en tales fiestas también afirmaban la importancia del pasado indígena como justificante de la independencia. Mientras que en años anteriores la conquista había manifestado la legitimidad del mandato colonial, ahora funcionaba como evidencia de su ilegitimidad. Denuncias de la conquista y del sufrimiento que causó a los “americanos” (estos representados simbólicamente como indígenas) eran elementos usuales en las fiestas revolucionarias. Así la independencia porteña fue descrita durante las fiestas mayas de 1815 como la recuperación de los “antiguos derechos”. “Poseionamos nuevamente de nuestra feraz América, quitada a nuestros padres” por la “tiránica invasión de los peninsulares”, pontificó el fraile criollo Pedro Ignacio de Castro Barros.<sup>14</sup> En su oración conmemorando al 16 de

---

<sup>11</sup> Javier Ocampo López: *Las ideas de un día. El pueblo mexicano ante la consumación de su independencia*. México 1969, pp. 15-17.

<sup>12</sup> Rómulo Zabala: *Historia de la Pirámide de Mayo*. Buenos Aires 1962, p. 29.

<sup>13</sup> Georges Lomné: *Révolution Française et rites boliviariens. Examen d'une transposition de la symbolique républicaine*. En: *Cahiers de Amériques Latines* vol. 10 (1990), pp. 167-169. Para más vírgenes del sol, véase Blanca Muratorio: *Images of Indians in the Construction of Ecuadorian Identity at the End of the Nineteenth Century*. En: William Beezley/ Linda Curcio-Nagy (eds.): *Latin American Popular Culture. An Introduction*, Wilmington, DE 2000, p. 106.

<sup>14</sup> Pedro Ignacio de Castro Barros: *Oración patriótica ... en el solemne 25 de mayo de 1815, Tucumán*. En: *El clero argentino de 1810 a 1830. Tomo 1*. Buenos Aires 1907, pp. 107-114. Véase también Domingo Victorino de Achega: *Discurso pronunciado en la catedral de Buenos Aires, mayo 1813*. En: *El clero argentino* vol. 1, p. 47 y *El Censor*, Buenos Aires, 30 mayo 1818.

septiembre en 1827 el criollo mexicano José María Tornel denunció a la conquista por haber perturbado el “sosiego de mis padres”.<sup>15</sup> Las pérdidas sufridas por “nuestros padres” indígenas, tales discursos sugieren, fueron vengadas con la independencia. Las fiestas manifestaban que la historia del continente empezó antes de la conquista, cuando sus habitantes gozaban del gobierno sabio y paternal de los incas, los aztecas y los araucanos, las tres culturas indígenas normalmente empleadas en las fiestas revolucionaras para representar la idílica América precolombina. Las fiestas revolucionarias ponían de manifiesto que una América independiente podía trazar su linaje hasta la época pre-conquista, antes de la derrota de “nuestros padres” en manos de los conquistadores. Un hilo de linaje metafórico ligaba entonces a la América decimonónica con las civilizaciones pre-conquistas. El papel español, en cambio, fue enteramente negativo.

Esta versión de la historia, denominada en este trabajo como *indianesco*, perduró en México varias décadas después de la independencia. Su uso se asoció particularmente con el naciente partido liberal, aunque de hecho personas de cada persuasión política la emplearon durante muchos años.<sup>16</sup> En el México pre-reforma se solía proclamar en los discursos patrióticos enunciados en el festejo del 16 de septiembre que la historia había comenzado con los aztecas (si no antes). El uso por los liberales del *indianesco* en tales ocasiones contrasta con el poco interés en lo precolombino manifestado por pensadores liberales como José María Luis Mora en sus escritos políticos, lo cual sugiere que los liberales de la pre-Reforma no estaban tan desinteresados en el pasado indígena como los han representado Charles Hale y Dvid Brading.<sup>17</sup> Durante las celebraciones de la independencia, los oradores liberales encomiaban al México pre-conquista como un paraíso terrenal:

---

<sup>15</sup> José María Tornel: Oración pronunciada ... [el] 16 de sept. de 1827. México 1827. Véase también Barquera: Oración patriótica y José María Heredia: Oración pronunciada en el último aniversario del grito de independencia nacional, Cuernavaca. Tlalpan 1828.

<sup>16</sup> Por ejemplo, durante la ocupación francesa de México, periodistas pro-maximilianistas describían el rey como el redentor del “continente de Anáhuac”. Periódico Oficial del Imperio Mexicano, México, 9 Agosto 1864; Luis Gutiérrez Otero: Discurso pronunciado en la ciudad de Guadalajara ... el 16 de sept. de 1864. En: Periódico Oficial del Imperio Mexicano, México, 6 oct. 1864 (para la ciudad de México como el “capital de Moctezuma”) y Ignacio Michel: Discurso pronunciado ... el 16 de sept. de 1865. Durango 1865 (para los mexicanos como los “nietos de Moctezuma”). Véase también Duncan: Embracing a Suitable Past, pp. 263-264.

<sup>17</sup> Charles Hale: Mexican Liberalism in the Age of Mora, 1821-1853. New Haven, CT 1968, pp. 216-221.

Surca Hernán Cortés las aguas del mar en la barca de su ambición, impelido por los vientos de su orgullo, y avista un mundo nuevo, cuyos inocentes habitantes disfrutaban entonces tranquilos en sus hogares los óptimos frutos del suelo. Los árboles eran habitados de mil pintados pajarillos que alegres cantaban su libertad. Los campos estaban sembrados de exquisitos flores, que daban matiz al verde esmeralda con que les vistió la naturaleza; su fragancia y olor embalsamaba el aire. Las aguas que corrían en los arroyuelos eran cristalinas; el cordero las gustaba sin pensar en el Lobo que le quería devorar. Sobre los techos de las sencillas habitaciones de nuestros antepasados los indios, enviaba el sol hermoso sus rayos resplandecientes [...]. ¡Y todo era felicidad!<sup>18</sup>

Oradores liberales lamentaban la derrota por los conquistadores de “nuestros antepasados los indios” y continuaban denunciando la “usurpación” española del imperio azteca y la imposición de tres centurias de servidumbre.<sup>19</sup> La

---

<sup>18</sup> José María Brito: Discurso pronunciado ... el 6 de sept. de 1851. México 1851 y El Universal, México, 30 sept. 1851.

<sup>19</sup> Francisco Enciso: Oración cívica ... [pronunciada] en la capital ... de Oaxaca el 16 de sept. de 1846. Oaxaca 1846, p. 5. Para la capital, véase Juan Rodríguez: Oración patriótica [pronunciada] ... el 25 de sept. de 1829 en la Alameda de México. México 1829; José de Jesús Huerta: Discurso patriótico pronunciado el 4 de octubre de 1833, día en que se solemnizó la fiesta nacional del 16 de sept. México 1833; José María Castañeda y Escalada: Oración cívica ... [pronunciada] en la Alameda de la Ciudad Federal ... el 16 de sept. de 1834. México 1834; Antonio Pacheco Leal: Discurso pronunciado ... en la capital de la República Mexicana el 16 de sept. de 1835. México 1835; José María Aguilar de Bustamante: Discurso pronunciado en la plazuela principal de la Alameda de la capital de la República Mexicana ... el 16 de sept. de 1836. México 1837; Pantaleón Tovar: Discurso cívico ... [pronunciado] la noche del 15 de sept. de 1850. En: Composiciones en prosa y verso pronunciada en los gloriosos aniversarios de nuestra independencia el mes de sept. de 1850. México 1850, p. 14; Francisco Granados Maldonado: Elogio fúnebre que en memoria de los héroes de la indepencia mexicana pronunció ... en la Alameda de México el día 27 de sept. de 1850. En: Discursos pronunciados el 27 y 28 de sept. de 1850 en la capital de México. ¿México? ¿1850?, p. 44. Para Acapulco, véase Manuel Dublan: Oración patriótica, Acapulco, 16 sept. 1831. México 1831. Para Durango, véase José de la Barcena: Discurso pronunciado ... el día 16 de sept. de 1832. Aniversario del glorioso grito de libertad lanzado en Dolores el día 16 de sept. de 1810. Durango 1832; Pedro José Olvera: Oración cívica pronunciada en el palacio de gobierno de Durango el 16 de sept. de 1845. Victoria de Durango 1845. Para Guadalajara, véase Col. Lic. J.J.C.: Discurso ... en la solemnización del aniversario del glorioso día 16 de sept. de 1845 [pronunciado] en la universidad de este capital. Guadalajara 1845, p. 5. Para Jalapa, véase Ramon M. Terán: Oración cívica que en la solemnidad del día 16 de sept. pronunció en la ciudad de Jalapa. Jalapa 1843. Para Monterrey, véase Luis Gonzaga Martínez: Discurso patriótico pronunciado en la plaza principal de la ciudad de Monterrey ... el 16 de sept. de 1831. Monterrey 1831. Para Oaxaca, véase Genobro Márquez: Discurso cívico ... [pronunciado] el día 27 de sept. de 1844 ... en la capital del departamento de Oaxaca. Oaxaca 1844, p. 5; Francisco Rincon: Arenga cívica que el 16 de sept. de 1845 ... pronunció ... en la

independencia entonces vengó a los aztecas, y sus caudillos eran “de Moctezuma la digna prole”, “los hijos de Anáhuac”.<sup>20</sup>

Fue esta la versión de la historia denunciada como “salvaje” por los participantes en el debate de 1894 con que empecé. La insistencia en un lazo genealógico, aunque metafórico, con el pasado indígena y una hostilidad abierta hacia España, los dos elementos más notables del discurso cívico indianesco, fueron rechazados en 1894, al menos en México, por escritores de todas las corrientes políticas. Si los hispanoamericanos no eran los hijos de Moctezuma, ¿quienes eran entonces sus padres?

### OTROS ANCESTROS

Los conservadores ofrecían otra respuesta. Rechazando la interpretación independentista que localizaba el origen de sus patrias en la época precolombina, los oradores conservadores utilizaban la fiesta cívica para sugerir que el nacimiento, o al menos la concepción ocurrió, no en aquellos tiempos remotos, sino en 1492 con la llegada de Colón a las Américas (o posiblemente

---

ciudad de Oaxaca. Oaxaca 1845. Para Orizaba, véase Juan Villarello: Oración cívica que en la solemnidad del 16 de sept. de 1850 pronunció en Orizaba. En: *Composiciones en prosa y verso pronunciados en varios puntos de la república*, p. 62. Para Puebla, véase Bernardo María del Callejo: Discurso patriótico que en la plaza principal de la capital de Puebla ... pronunciado ... el 16 de sept. de 1829. Puebla 1829. Para San Luis Potosí, véase Ygnacio Sepúlveda: Oración patriótica que en la tarde del día 16 de set. pronunció ... en la plaza mayor de la capital del Estado de San Luis Potosí. San Luis Potosí 1827; Luis Gonzaga Gordo: Discurso patriótico [pronunciado] en la plaza mayor de San Luis Potosí ... el 15 de sept. de 1831. San Luis Potosí y Cañedo Gamboa: *The First Independence Celebrations in San Luis Potosí*. En: William H. Beezley/ David E. Lorey (eds.): *¡Viva México! ¡Viva la independencia! Celebrations of September 16*. Wilmington, DE 2001, p. 81. Para Veracruz, véase Juan Soto: Discurso cívico que para solemnizar el grato día del aniversario de 1837 compuso. Veracruz 1837. Para Zacatecas, véase Aniversario del glorioso grito de Dolores. Zacatecas 1829.

<sup>20</sup> Francisco Manuel Sánchez de Tagle/ Mariano Elizaga: Himno cívico. México 1827; Luis Guzmán: Discurso que pronunció en la plaza mayor de San Luis Potosí el 16 de sept. de 1828. San Luis Potosí 1828; Francisco Manuel Sánchez de Tagle: Arenga cívica que en el 16 de sept. de 1830 ... pronunció ... en la plaza mayor de Méjico. México 1830; poesía en Aniversario del glorioso grito de libertad lanzado en Dolores el día 16 de sept. de 1810. Durango 1832; Aguilar de Bustamante: Discurso pronunciado en la plazuela principal de la Alameda, p. 11; Olvera: Oración cívica, p. 4; Juan Miguel de Lozada: Gloria y libertad. Poesías cívicas en honor de los aniversarios de la independencia de México ¿México? ¿1850?, p. 5 y Himno patriótico. En: *Composiciones en prosa y verso pronunciados en varios puntos de la República*, p. 218.

unos años después, dependiendo en la rapidez con que se creía transmitirse la influencia civilizadora española.) Los mismos recalaban en sus discursos la omisión de toda denuncia referente a la conquista. “Pasaron los días en que para celebrar la independencia se excitaban vuestras iras contra vuestros padres [...] ¿para que confundirnos? De la descendencia de los conquistadores se ha formado nuestra ascendencia”, anunció un conservador mexicano en 1846.<sup>21</sup> De este modo, ofrecían a su público un linaje alternativo; lejos de ser hijos de Moctezuma o de Atahualpa, eran hijos de España. En un discurso elaborado para el 16 de septiembre de 1850, el cual ganó grandes elogios en la prensa conservadora, el poeta mexicano José Ignacio Esteva loaba a la conquista por haber traído el catolicismo a México y por haber terminado con el canibalismo y los sacrificios humanos de los aztecas. Se rehusó a condenar a los conquistadores, proclamando orgullosamente: “todos somos los hijos o los nietos de los conquistadores, y nuestra patria es asimismo la hija de aquella nación”.<sup>22</sup> “Nuestros antepasados” fueron entonces los conquistadores, y no los indígenas.<sup>23</sup> Criticar a España sería entonces “escupir en el rostro a nuestros padres”.<sup>24</sup> Los conservadores rechazaron explícitamente la idea de que descendiesen de los indígenas precolombinos e insistieron en su ascendencia puramente ibérica.

Las declaraciones de abolengo peninsular serían acompañadas por la defensa de la conquista como el origen de la civilización hispanoamericana. La

---

<sup>21</sup> Antonio G. del Palacio: Oración cívica pronunciada en el palacio del gobierno de Durango ... el día 16 de sept. de 1846. Victoria de Durango 1846, pp. 7-8. Véase también Eugenio Vargas: Discurso pronunciado ... en la plaza de armas de Toluca el día 27 de sept. de 1858. Toluca 1858, pp. 6-7 y Joaquín María de Castillo y Lanzas: Discurso pronunciado en la Alameda de México el 15 de sept. de 1863. México 1863, p. 6.

<sup>22</sup> José Ignacio Esteva: Discurso pronunciado en la plaza principal de la H. Veracruz el 16 de sept. de 1850. En: Composiciones en prosa y verso pronunciadas en varios puntos de la república, pp. 76-77. Véase también El Universal, México, 30 sept 1851; José Ignacio Esteva: Discurso pronunciado en la plaza principal de la Heróica Ciudad de Veracruz el día 27 de sept. de 1853. Veracruz 1853 y Vargas: Discurso pronunciado ... en la plaza de armas de Toluca, p. 10.

<sup>23</sup> Manuel Gómez Pedraza: Oración encomiástica que ... dijo el día 16 de sept. de 1842. México 1842, p. 5 y José Ignacio de Anievas: Discurso patriótico pronunciado en la Alameda de México la mañana del 16 de sept. de 1854. México 1854.

<sup>24</sup> José Milla: Explicación de algunos de los conceptos contenidos en el discurso pronunciado en el salón del Supremo Gobierno de Guatemala el 15 de sept. de 1846. Guatemala 1846.

conquista, explicó un orador mexicano, fue un “movimiento progresivo hacia el cristianismo y la civilización”.<sup>25</sup> Durante la colonia los españoles:

nos trasmitieron su religión, su idioma, sus usos, y sus costumbres: nos hicieron partícipes de su saber y de su industria; su legislación era la nuestra, con las modificaciones que exigían nuestras circunstancias [...] debemos confesar, que en el orden social todo lo debemos a los españoles.<sup>26</sup>

De forma aún más dramática los conservadores mexicanos presentaron la independencia como la *consumación* de la conquista. La conquista y la independencia “son hermanos en una misma causa, en la causa de la humanidad. La humanidad bendice, pues, esos dos acontecimientos; y yo, que bendigo desde este lugar la independencia, necesito ser justo y lo soy en el corazón: bendigo también la conquista”, proclamó el periódico conservador mexicano *El Universal* el 16 de septiembre de 1851.<sup>27</sup>

Estas dos versiones de la historia nacional (la indianesca y la conservadora) colocaban al pasado precolombino en lugares muy distintos. Los partidarios del indianesco estimaban el pasado preconquista como elemento central de la identidad independiente, mientras que los conservadores lo rechazaban como una época bárbara antes de la llegada de la civilización verdadera. A pesar de su postura sobre el pasado precolombino, ninguna de las dos corrientes ofrecía un espacio para la participación indígena en el presente nacional. Los partidarios liberales del indianesco creían que los indígenas contemporáneos habían quedado tan degradados por los sufrimientos causados por los españoles que ahora eran incapaces de participar en la vida cívica.<sup>28</sup> Esta interpretación de la historia fue entonces inclusiva y exclusiva a la vez. Al incorporar el pasado

---

<sup>25</sup> Ramírez de Arellano: Oración cívica en la Alameda de México, p. 8. Véase también Cástulo Barreda: Oración cívica pronunciada en la noche del 15 de sept. de 1853. México 1853; José Sánchez Facio: Oración cívica pronunciada en la plaza de armas de la h. ciudad de Veracruz ... el 16 de sept. de 1854. Veracruz 1854 y Ruiz: Editorial. En: *El Pájaro Verde*, México, 16 sept. 1863.

<sup>26</sup> Bernardo Piñol: Discurso pronunciado en la Santa iglesia catedral el 15 de sept. de 1849. Guatemala 1849. Véase también Manuel Echeverría: Discurso [pronunciado] ... el 15 de sept. de 1844. Guatemala 1844.

<sup>27</sup> Este es la opinión presentada en el Plan de Iguala. Véase Plan de Iguala, 24 feb. 1821. En: Felipe Tena Ramírez (ed.): *Leyes fundamentales de México, 1808-1985*. México 1985, p. 114; Rafael Espinosa: Alocución ... [pronunciada el] 27 de sept. de 1842 (México, 1842), p. 6; Pastor: Discurso pronunciado en la Alameda de este capital y Manuel Gutiérrez: Discurso pronunciado en la vila de Tacubaya el 16 de sept. de 1864. México 1864, pp. 12-13. La cita viene de *El Universal*, México, 16 sept. 1851.

<sup>28</sup> Véase Earle: *Creole Patriotism and the Myth of the Loyal Indian*.

indígena a la narración histórica nacional se valorizaban las civilizaciones precolombinas al mismo tiempo que se separaban los indígenas contemporáneos de un legado precolombino que eran ahora demasiado abyectos para comprenderlo. Como dijo Enrique Florescano a propósito de México: “al integrar la antigüedad indígena en la noción de patria, los criollos expropiaron de los indígenas su propio pasado, haciéndolo elemento de la legítima y prestigiosa historia de la patria criolla.”<sup>29</sup> La versión conservadora de la historia también destinaba a la población indígena a un rol ambiguo en la mesa del banquete nacional. Si la civilización, y por lo tanto la historia, llegó desde España con los primeros conquistadores, el período precolombino resultaba nada más que una época oscura, que de ninguna manera podía ser fuente de la identidad nacional. Por otra parte, al no haber sido la época colonial tres siglos de servidumbre, los indígenas no podían haber salido de ella irremediamente degradados. Podían entonces participar en la vida cívica con solo aceptar el cristianismo y los otros beneficios traídos por los españoles y renunciar a la barbaridad de sus costumbres preconquistas.

### **LOS LIBERALES BUSCAN SUS ORÍGENES**

En los años que le siguieron a la Reforma mexicana, los liberales mexicanos empezaron a incorporar nuevos elementos a su versión indianesca de la historia. Durante las primeras décadas de la Reforma mexicana, los discursos cívicos enunciados por los liberales radicales seguían denunciando el sufrimiento infligido durante la colonia, a veces con un erotismo velado.

Contemplad a una mujer hermosa, con sus miembros desgarrados, triste su mirada, la cabellera flotante y doblegado el cuello, con sus manos encadenadas brotando sangre [...]. Es la vírgen de Aháhuac, la joven América, la diosa del Nuevo Mundo [quien grita] ‘libertadme, soy la esclava de los reyes de España’

---

<sup>29</sup> Enrique Florescano: *Memory, Myth and Time in México from the Aztecs to Independence*. Austin, TX 1994, p. 192. Véase también Anthony Pagden: *Identity Formation in Spanish America*. En: Nicholas Canny/ Anthony Padgen (eds.): *Colonial Identity in the Atlantic World, 1500-1800*. Princeton, NJ 1987, p. 73.



declamó un orador en 1862.<sup>30</sup> Los oradores también continuaban celebrando los logros de los aztecas; el príncipe Cuauhtémoc por ejemplo aparecía regularmente en los versos patrióticos dedicados al 16 de septiembre.<sup>31</sup> Asertaciones

---

<sup>30</sup> Francisco de P. Beltrán: Discurso pronunciado ... el día 16 de sept. de 1862 en Tehuacán. En: *El Monitor Republicano*, México, 30 sept. 1862. Véase también J. M. Rodríguez Altamirana: Discurso pronunciado en el teatro de Iturbide de Querétaro la noche del 15 de sept. Puebla 1856, pp. 3-4; Juan N. Mirafuentes: Discurso para la noche de 15 de sept. de 1862. México 1862; Luis Pérez Castro: Arenga cívica pronunciada ... la noche del 15 de sept. de 1867 en el teatro de esta ciudad. Oaxaca 1867, p. 3; Jacobo Mercado: Oración cívica pronunciada el 16 de sept. en la plaza de Cartagena de la ciudad de Tacubaya. En: *Discursos cívicos pronunciados en las festividades del 15 y 16 de sept. de 1867*. México 1867, p. 65; Francisco T. Gordillo: Discurso cívico pronunciado ... en el aniversario de la independencia mexicana la noche del 15 de sept. de 1869 en el teatro nacional de esta capital. México 1869, p. 4; Benigno Arriaga: Discurso. En: *Discursos y composiciones poéticas que se leyeron en la festividad de sept. del presente año*. San Luis Potosí 1869; Pedro Sosa y Ortiz: Discurso pronunciado ... en la plaza de la constitución de San Juan Bautista de Tabasco la tarde del 16 de sept. de 1870, Benson Library, *Discursos cívicos*, serv. 2-5, Reel 313; Francisco E. Trejo: Discurso cívico pronunciado en Colima la noche del 15 de sept. de 1872. Colima 1872; Manuel M. Palacios: Discurso pronunciado ... la noche del 16 de sept. En: *Programa de la Junta Patriótica para las festividades cívicas de los días 15 y 16 de sept. de 1872*. San Luis Potosí 1872 y Manuel de Olaguibel/ Julian Mantiel y Duarte: Discurso pronunciado en la Alameda de México ... y prosa leída ... en el aniversario del 16 de sept. de 1875. México 1875, p. 11.

<sup>31</sup> Para Cuauhtémoc, véase Benito Juárez: Discurso que ... pronunció el día 16 de sept. de 1840. Oaxaca 1840; Juan José Baz: Discurso cívico pronunciado ... en la capital del Estado de Michoacán el día 16 de sept. de 1859. Morelia 1859; Juan Antonio de la Fuente: Discurso ... para la tarde del 16 de sept. de 1860. Veracruz 1860; Manuel Azpiroz: Discurso cívico pronunciado en la ciudad de Chihuahua el 16 de sept. de 1866. Chihuahua 1866; Ricardo B. Suárez: Discurso cívico. Veracruz 1867; Pedro Morales: Discurso que pronunció ... la tarde del 16 de sept. de 1868. Monterrey 1868; Arriaga: Discurso; Francisco Domínguez: Discurso pronunciado ... en la noche del 15 de sept. de 1869. Colima ¿1869?; Gregorio Varela: Arenga cívica pronunciada en el portal del palacio del estado de Oaxaca el 16 de sept. de 1869. Oaxaca 1869; Manuel Leal del Castillo: Discurso pronunciado ... en el jardín del cantador de Guanajuato la tarde del 16 de sept. de 1870. En: *Discursos y poesías patrióticas pronunciados los días 15 y 16 de sept. de 1870*. Guanajuato 1870 y Josefina García Quintana: Cuauhtémoc en el siglo XIX. México 1977.

Para los mexicanos como hijos de los aztecas, véase, Mirafuentes: Discurso para la noche de 15 de sept. de 1862, p. 4; Andrés Treviño: Discurso cívico que ... pronunció ... en la plaza de Hidalgo, el 16 de sept. de 1869. Puerto de Matamoros 1869; José María Romero: Discurso cívico pronunciado ... en el teatro Arbeu la noche del 15 de sept. de 1875. México 1875, p. 3; Francisco Sosa: Discurso pronunciado el 16 de sept. de 1886. México 1886, p. 5; Beltrán: Discurso pronunciado ... el día 16 de sept. de 1862; Vicente Rodríguez Villanueva: Arenga popular pronunciada el día 16 de sept. de 1867 ... en la ciudad de Cuautla, Morelos. En: *Discursos cívicos pronunciados en las festividades del 15 y 16 de sept. de 1867*. México 1867, p. 78; Eufemio Mendoza: Discurso cívico pronunciado ... en el teatro Degollado en [el] ... aniversario del glorioso grito de la independencia nacional. Guadalajara 1868, p. 5; Ignacio

de otras ascendencias empezaron empero a acompañar a las denuncias del mando español. Los aztecas continuaban siendo “nuestros padres”; y los insurgentes de 1810 seguían siendo los “descendientes de Cuauhtémoc”, pero a este linaje se adjuntaron ramas nuevas. Los mexicanos, descubrieron los oradores liberales, eran también los “hijos de Hidalgo”. A veces eran los “hijos de Guatimotzin y Xicotencal, de Hidalgo y de Morelos”, y a veces, en una nueva y más aerodinámica genealogía, eran simplemente los hijos de Hidalgo. 1810 constituía entonces una fecha de nacimiento y no solamente de renacimiento.<sup>32</sup> De esta manera los liberales mexicanos, como la Generación argentina de 1837, comenzaban a describir a la independencia como el momento en que había nacido la historia. “¿Y cuando debía comenzar la cronología de los mexicanos sino el 16 de setiembre de 1810?”, preguntó el

---

Altamirano: Discurso pronunciado en la Alameda de México el día 17 del actual. En: Discursos cívicos pronunciados en las festividades del 15 y 16 de sept. de 1867. México 1867, p. 53; Francisco Domínguez: Discurso pronunciado ... en la noche del 15 de sept. de 1869. Colima ¿1869?; José de la Luz Palafox: Discurso cívico que en la solemnidad del 16 de sept. Pronunció. Puebla 1867 y Morales: Discurso que pronunció ... la tarde del 16 de sept. de 1868.

Para los Chichimecas, véase Eufemio Mendoza: Discurso cívico pronunciado ... en el teatro Degollado en [el] ... aniversario del glorioso grito de la independencia nacional. Guadalajara 1868, p. 4 y, para los araucanos como símbolo insurgente, Simon Collier: Ideas and Politics of Chilean Independence, 1808-1833. Cambridge 1967, pp. 194-213.

<sup>32</sup> “Hijos de Guatimotzin y ... de Hidalgo” viene de Jacome Jacome: Discurso pronunciado ... en el teatro principal la noche del 15 de sept. de 1869. Puebla 1869. Véase también Miguel Gómez Flores: Discurso cívico pronunciado la noche del 15 de sept. de 1856 ... en uno de los teatros de la capital. México 1856; Miguel Buenrostro: Oración patriótica pronunciada en la Alameda de México ... el 16 de sept. de 1856. Puebla 1856, p. 27; Marcelino Burelo: Discurso pronunciado en la plaza de armas de Tabasco ... el día 16 de sept. Puebla 1856, p. 12; Francisco de P. Campa: Discurso. En: Discursos y poesías pronunciado en el coliseo de esta ciudad el 16 de sept. del presente año. Zacatecas 1857; Ignacio Ramírez: Discurso cívico pronunciado el 16 de sept. de 1861, Discurso pronunciado en el puerto de Mazatlán la tarde de 16 de sept. de 1863 en solemnidad de la independencia de México y Discurso pronunciado en el Teatro Nacional la noche del 15 de sept. de 1867 por encargo de la Junta Patriótica, todos en Ignacio Ramírez: Obras. 2 tomos. México 1966, vol. 1, pp. 136, 152, 158, 177; Ignacio Galindo: Discurso pronunciado en la festividad nacional del 16 de sept. Monterrey 1867; Francisco Contreras: Discurso pronunciado ... en el Panteón de San Miguel el 17 de sept. de 1869. Oaxaca 1869; un alumno del Colegio Mexicano: Discurso cívico pronunciado ... el 15 de sept. de 1871. México 1871, p. 9 y El Imparcial, México, 17 sept. 1900. Esto no quiere implicar que antes de la reforma nadie considerara que la patria nació en 1810. Véase, por ejemplo, Barquera: Oración patriótica y Luis Rivera Melo: Discurso cívico pronunciado en la Alameda de México el día 16 de sept. de 1850. En: Discursos pronunciados el 16 de sept. de 1850 en la Alameda de México. ¿México? ¿1850?

orador en las fiestas septembrinas en Guadalajara.<sup>33</sup> Fue esta la opinión que criticaba Francisco Cosmes cuando insistía en que el verdadero comienzo de la historia mexicana fue en 1492 y no en 1810. Esta genealogía insurgente se combinaba con la genealogía indianesca a través del concepto de progreso; las fiestas cívicas empezaron a presentar a la historia mexicana como un proceso de desarrollo gradual desde los tiempos preconquistas hasta la cima del progreso lograda bajo el gobierno de Porfirio Díaz. Juntas, estas sendas épocas “forman parte de nuestro grandioso todo”.<sup>34</sup> Tal visión de la historia mexicana se representaba simbólicamente en los carros alegóricos organizados para las fiestas septembrinas en la capital en 1883, que representaron las épocas sucesivas de la historia mexicana culminando en carros dedicados al progreso y a la industria.<sup>35</sup>

Durante el porfiriato el aprecio conservador del legado español empezó a incorporarse en la ideología oficial liberal. A pesar de que la proclamación de Cosmes de que Cortés era el *padre* de los mexicanos era problemática, nadie negaba a España su posición como *madre* espiritual. “Ah, madre España, tu gran sombra está presente en toda nuestra historia; a ti debemos la civilización”, entonó el científico Justo Sierra en 1883.<sup>36</sup> Las críticas de la conquista escasearon y en las fiestas nacionales los oradores patróticos comenzaron a interesarse por la herencia española. Para el mexicano, por ejemplo, su “religión, su idioma, sus costumbres y hasta la sangre misma que circula en sus venas son testigos irrecusables” de la influencia española.<sup>37</sup> Por este motivo los

---

<sup>33</sup> Atanasio Cañedo: Discurso cívico ... [pronunciado] en esta capital ... el día 16 de sept. de 1843. Guadalajara 1843 (para una asertación temprana de esta opinión). Véase también Joaquín M. Alcalde: Discurso pronunciado en el teatro de Iturbide la noche del 15 de sept. de 1861. En: Discursos pronunciados en la fiesta cívica del año de 1861 en la capital de la República. México 1861.

<sup>34</sup> General Riva Palacio: Discurso pronunciado ... en la capital de la República el 16 de sept. de 1871. México 1871, p. 8. Véase también Manuel Carsi: Discurso pronunciado en el gran teatro de Guerrero la noche del 15 de sept. de 1885. Puebla 1885, p. 9.

<sup>35</sup> 16 de sept. de 1883. Los carros alegóricos, Benson Library. Véase también William Beezley: *New Celebrations of Independence*. Puebla (1869) and México City (1883). En: Beezley/ Lorey (eds.): ¡Viva México! ¡Viva la independencia!, p. 137.

<sup>36</sup> Justo Sierra: *El Día de la Patria*, 16 sept. 1883. En: Justo Sierra: *Obras completas*. Tomo 9. México 1991, pp. 108-109.

<sup>37</sup> Demetrio Montesdeoca: Oración cívica pronunciada ... el 16 de sept. de 1862 en el salón de la plaza de la constancia. Guanajuato ¿1862?

organizadores de una fiesta cívica en 1874 se felicitaron cuando las conmemoraciones concluyeron sin una sola “muera” dirigida a España.<sup>38</sup>

### **EL CENTENARIO: LA VUELTA DE LA MADRE (PATRIA)**

La importancia de España como madre espiritual se veía claramente en las conmemoraciones del centenario de la independencia, celebrado entre 1910 y 1924. A lo largo de Hispanoamérica las festividades contaron con una participación peninsular considerable. La delegación española a la Argentina fue encabezada por la tía de Alfonso XIII, el Marqués de Polavieja encabezó la delegación a México (donde presentó a Porfirio Díaz con el Orden de Carlos III), y el nieto del general realista Pablo Morillo encabezó la delegación a Venezuela.<sup>39</sup> La inclusión del nieto de este gran enemigo de la independencia americana en las celebraciones del centenario indica la distancia recorrida de la fiesta cívica durante el siglo anterior. En todas partes del continente los gobiernos erigieron estatuas a España, instalaron placas conmemorativas en edificios coloniales y rebautizaron las calles en honor de Isabel la Católica.<sup>40</sup> Tales actos mostraron la intención de conmemorar “el origen de la estrecha cordialidad que hoy existe entre la noble España y los pueblos americanos”.<sup>41</sup> El período colonial, antes un tiempo oscuro, se saludó ahora como el “fundamento indestructible de nuestra existencia colectiva”, el origen de la civilización.<sup>42</sup>

La aceptación uniforme de España era acompañada por una variedad de visiones del pasado indígena. En Guatemala, el discurso centenario de 1921,

---

<sup>38</sup> Corona cívica consagrada a la memoria de los héroes de la independencia. Toluca 1874.

<sup>39</sup> Frederick Braun Pike: *Hispanismo, 1898-1936. Spanish Conservatives and Liberals and Their Relations with Spanish America*. Notre Dame, IN/ London 1971, p. 195.

<sup>40</sup> Véase Mauricio Tenorio Trillo: 1910 Mexico City. Space and Nation in the City of the “Centenario”. En: *Journal of Latin American Studies* vol. 28, no. 1 (1996), pp. 187-188; Pike: *Hispanismo*, p. 195; Emiliano Isaza/ Lorenzo Marroquín: *Primer centenario de la independencia de Colombia y informes de la Comisión Pro-Centenario. ¿1906?* Archivo General de la Nación, Buenos Aires, Colección Dardo Rocha 3001.

<sup>41</sup> La cita refiere a Venezuela en particular. Véase Pike: *Hispanismo*, p. 195.

<sup>42</sup> Isaza/ Marroquín (eds.): *Primer centenario de la independencia de Colombia*, pp. viii, 29-33, 70-73, 123, 142, 151 y *Centenario de la independencia de la Provincia de Tunja*. Tunja 1913, pp. 46, 51. Véase también Eduardo Talero: *El cóndor nuevo*, En: Eduardo Poirier (ed.): *Chile en 1910*. Santiago de Chile 1910, pp. 168-169.

pronunciado por el notable historiador Antonio Batres Jáuregui, incorporó el pasado precolombino a una gran vista histórica que combinaba los períodos preconquistas, coloniales e independientes en una sola narrativa (igual como hizo el famoso libro *México a través de los siglos*).<sup>43</sup> En México en 1910, el desfile histórico que formó parte de las celebraciones capitulares del centenario distinguió tres épocas de la historia mexicana: la conquista, la colonia, y la independencia. La época precolombina no se constituía como un período histórico. La conquista se representó, no como una matanza sangrienta, sino como un encuentro amistoso entre Moctezuma y Cortés, con un personal de casi mil guerreros, sacerdotes y vírgenes indígenas. Las festividades también vieron la apertura de varias exposiciones en lo que ahora es el Museo Nacional de Antropología, en las cuales la piedra del sol y otros monolitos precolombinos ocuparon un puesto principal.<sup>44</sup> Indígenas, tantos pasados como contemporáneos, aparecieron en las festividades centenarias bogotanas solamente con el tiempo necesario para que el orador declarase que “la raza indígena fue aniquilada en América”.<sup>45</sup>

De este modo Hispanoamérica entró en su segunda centuria de independencia reconciliada con su pasado español. Aún México, frecuentemente considerado atípico por incluir el período precolombino en su historia patria, compartía con el resto de Hispanoamérica un floreciente interés por su propia hispanidad. Su relación con el pasado preconquista seguía siendo tan compleja como era en los

---

<sup>43</sup> Antonio Batres Jáuregui: Discurso oficial, 15 sept. 1921. Guatemala 1921. No obstante, Batres consideró a la independencia como el triunfo de la herencia español. Véase Antonio Batres Jáuregui: *La América Central*. Tomo 2, pp. 604-605 y Antonio Batres Jáuregui: *Guatemala*. En: Eduardo Poirier (ed.): *Chile en 1910*. Santiago de Chile 1910, p. 260.

<sup>44</sup> Tenorio Trillo: 1910 Mexico City, pp. 184-186 y Enrique Florescano: *Etnia, estado y nación*. Ensayo sobre las identidades colectivas en México. México 1996, p. 449. La piedra del sol apareció frecuentemente en medallas después de 1885, mientras que manuales escolares la citaron como evidencia de la gran nivel de civilización lograda por los aztecas. Véase Frank Grove: *Medals of Mexico*. Tomo 3: *Orders, Awards and Military Decorations*. Guadalajara 1974, no. 231-232, 287, 418, 467 y Manuel Payno: *Compendio de historia de México para el uso de los establecimientos de instrucción pública*. México [1870] 1902, pp. 70-71. Las celebraciones oficiales incluyeron una visita a las ruinas de Teotihuacán.

<sup>45</sup> Ramón Gómez Cuéllar: Discurso. En: *Primer centenario de la independencia de Colombia*, p. 195 y Frédéric Martínez: *¿Como representar a Colombia? De las exposiciones universales a la Exposición del Centenario, 1851-1910*. En: *Museo, memoria y nación. Misión de los museos nacionales para los ciudadanos del futuro*. *Memorias del Simposio Internacional y IV Cátedra Anual de Historia “Ernesto Restrepo Tirado”*. Bogotá 2000, pp. 325-330. En las provincias las celebraciones ocasionalmente hicieron mención de las civilizaciones pre-colombinas. Véase José Alejandro Ruiz: *Excelsior*. En: *Centenario de la independencia de la Provincia de Tunja*. Tunja 1913, p. 52.

años 1820. Durante las guerras de la independencia las élites criollas se autobautizaron herederas del pasado precolombino. Durante las primeras décadas del siglo XX la relación historiográfica entre la élite gobernante y la población indígena se medía a través de una tenue forma de herencia metafórica. Los aspectos de la cultura precolombina preservadas en las ruinas arqueológicas y en los artefactos se abrazaron desde México hasta la Argentina como elementos importantes de la herencia nacional, pero esta herencia se separó de los indígenas contemporáneos. Al formar parte de la herencia nacional, perdía – al menos en la visión histórica oficial de las élites – su lazo con los indígenas contemporáneos. Los oradores mexicanos así celebraron las ruinas mayas de Uxmal por revelar el “alto grado de civilización” de los antiguos mayas, a la vez que insistieron que todo residuo de aquella civilización había desaparecido. Los mayas en el Yucatán no eran evidentemente los herederos de legado de Uxmal; aquel honor se reservó para el estado criollo, dado que el indio “perdió con la conquista su civilización propia, sin adquirir la europea”.<sup>46</sup> La existencia de un pasado indígena interesante (en el sentido arqueológico) contribuía, junto con el legado español, a la formación de un pasado nacional cuyas fronteras se describían en los discursos patrióticos aquí estudiado. Pero sería un error considerar esto un proceso de inclusión, de mestizaje cultural e histórico. Mientras que algunos investigadores consideran que la realidad histórica del mestizaje ha convertido al mestizo en héroe cultural, los discursos que he estudiado indican que la combinación de legados indígenas e ibéricos típicos del nacionalismo oficial decimonónico no daban lugar a una nueva identidad mestiza.<sup>47</sup> Al contrario, las celebraciones del legado español compartían la visión histórica conservadora que fechó el comienzo de la civilización en la conquista, excluyendo así explícitamente el pasado

---

<sup>46</sup> Juan A. Mateos: Discurso oficial pronunciado en el aniversario del 16 de sept. de 1810. México 1872, pp. 7-9 y *El Siglo XIX*, México, 3 feb. 1881. Véase también Manuel de Olaguibel/ Julian Mantiel y Duarte: Discurso pronunciado en la Alameda de México ... y prosa leída ... en el aniversario del 16 de sept. de 1875. México 1875, p. 7.

<sup>47</sup> Para el mestizo como héroe cultural, véase Gerald Martin: *Journeys Through the Labyrinth. Latin American Fiction in the Twentieth Century*. London 1989, Chapter 1: *Myths of the Mestizo Continent*. Para una espléndida discusión de la manera en que un discurso pro-mestizaje puede excluir al indígena contemporánea, véase Jeffrey Gould: ¡Vana Ilusión! *The Highland Indians and the Myth of Nicaragua Mestiza, 1880-1925*. En: *Hispanic American Historical Review* vol. 73, no. 3 (1993), pp. 393-429 y Jeffrey Gould: *Gender, Politics, and the Triumph of Mestizaje in Early Twentieth Century Nicaragua*. En: *Journal of Latin American Anthropology* vol. 2, no. 1 (1996), pp. 4-33.

precolombino. Alabar el pasado indígena como fuente de la identidad nacional acarrea el rechazo del presente indígena y la ruptura de los lazos entre la población indígena y el pasado precolombino. Dicho de otra manera, para los pensadores élites del siglo XIX la patria nacida del encuentro de los pasados indígena e ibérico no era mestiza, sino criolla.

#### ZUSAMMENFASSUNG

#### **PADRES DE LA PATRIA UND DIE VORSPANISCHE VERGANGENHEIT. UNABHÄNGIGKEITSFEIERN WÄHREND DES 19. JAHRHUNDERTS IN HISPANOAMERIKA**

Dieser Artikel behandelt die Feierlichkeiten, die im 19. Jahrhundert in Hispanoamerika an die Unabhängigkeit von Spanien erinnert haben. Mittels solcher Feste hofften politische Führer, um in Hobsbawms Worten zu sprechen, „bestimmte Werte und Verhaltensweisen durch Wiederholung zu etablieren, was automatisch eine Kontinuität mit der Vergangenheit einschloss.“ Aber wann setzte diese Vergangenheit ein, auf die man sich bezog? Wenn im Frankreich des 19. Jahrhunderts die Französische Revolution der geschichtliche Neubeginn war, gab es im spanischen Amerika keinen Konsens darüber, wann die Geschichte neu begonnen hatte. Die Debatten über den nationalen Ursprung, die fest mit den Volksfesten im 19. Jahrhundert verbunden waren, weisen nicht nur darauf hin, wie politische Eliten zu ihren Vaterländern standen, sondern beleuchten auch die Rolle der indigenen Kultur, die normalerweise strikt getrennt von der eigentlichen indigenen Bevölkerung war, in den sich entwickelnden Nationalgeschichten des unabhängigen Hispanoamerika.

**IV. VERMITTLUNG UND AUFARBEITUNG /  
ENSEÑANZA Y REVISIÓN**





EDUARDO CAVIERES FIGUEROA

## INDEPENDENCIA Y REPÚBLICA. PROCESOS FACTUALES Y CONSTRUCCIÓN DE LOS IMAGINARIOS EN EL CHILE DEL SIGLO XIX

La Independencia de Chile, como hecho fundante, no podía menos que estar a la altura de lo que en el tiempo se venía construyendo como idea básica de la nacionalidad: la excepcionalidad chilena que durante la época colonial estuvo centrada en motivos étnicos y geográficos y que en los nuevos tiempos vendría a complementarse con sus desarrollos cívicos e institucionales. Sabemos lo que son las complejidades en la construcción de la historia, tanto en lo referente a la vida histórica que transcurre y se va llenando de hechos y de procesos, como en lo referente al relato que articulan intelectuales e historiadores para poder observar, precisamente, el orden y el juego en que se han precipitado esos hechos y procesos. No es el caso describir las situaciones que caracterizan el proceso de Independencia propiamente, el cual rápidamente traspasó sus fronteras para propiciar la propia independencia del Perú, sino el proceso interno que se inició con la inmediata búsqueda de una identidad propia que se afirmó rápidamente en notables avances políticos, económicos e institucionales que le diferenciaron de sus vecinos.

La certeza histórica del proyecto político desató igualmente la necesidad de contar con una historia propiamente y la primera de ellas fue la de un naturalista francés, don Claudio Gay, que escribió la *Historia física y política de Chile*.<sup>1</sup> En lo pertinente a lo social y civil, fue efectivamente la primera historia de Chile escrita con cierto carácter moderno y, además, y no menos importante, en general fue la base de la historiografía liberal chilena de la segunda mitad del siglo XIX.

Las motivaciones para que un científico, contratado por el gobierno para hacer un completo estudio de la historia física del país, se hubiese interesado en hacer algo que estaba ajeno a sus intereses disciplinarios, tuvieron que ver con el sentimiento patriótico provocado por el triunfo de Chile en la primera Guerra

---

<sup>1</sup> Claudio Gay: *Historia física y política de Chile*. Santiago de Chile [1844-1848] 2007.

contra la Confederación Perú-boliviana en la década de 1830. El triunfo de 1839 no podía ser desaprovechado y una nación que se proyectaba hacia el futuro necesitaba de una historia que le consolidara. El propio Gay señaló que, el añadir una historia civil a sus trabajos ya en desarrollo, fue generado por *el sentimiento de admiración* despertado en él en sus largos viajes por la República, cuando visitaba con respeto religioso los campos de batalla, empapados aún de la sangre de tantas víctimas de la libertad chilena. Esta situación lo llevó a recoger y compulsar documentos y testimonios para formar con ellos un cuerpo de historia, que sería un monumento de gloria y de justicia, y un verdadero cuadro nacional representando el heroísmo, la fuerza de alma y las virtudes cívicas de sus actores. Gay tuvo plena conciencia de que su obra sobre Chile sería un instrumento de formación de la nación.<sup>2</sup>

En las indicaciones preliminares para entender el proceso en desarrollo, Gay no soslayó la situación de América en 1808. Chile, en particular, a pesar de su genio y de sus recursos naturales, estaba casi estancado: una civilización en pañales, instrucción extremadamente limitada, industria y comercio nulos y con mandatarios que habían tomado sobre el pueblo un prestigio que casi excedía los límites de un respeto religioso. Todo era un producto de la política española que buscaba someter al pueblo, por medios morales, llevándolo a una especie de servidumbre. Se había llevado las cosas a tal punto y extremo de envilecimiento, que se había hecho a sus miembros humildes, indolentes, resignados y tímidos, con enajenación de su libertad y, a tal punto, que en los primeros momentos del proceso independentista, las gentes no tenían problemas en alistarse en las banderas reales. En el caso de los sectores más pudientes, éstos estaban reducidos a una existencia frívola y de pura vanidad y no tomaban interés alguno en la política. Se hallaban satisfechos con sus títulos de nobleza alcanzados a partir del dinero y los más no aspiraban sino a grados puramente honoríficos. La revolución de 1810 había sido el inicio de una transformación heroica y altruista de la sociedad representada, lógicamente, por sus grupos dirigentes.

Así entonces, la construcción de la imagen del país, no sólo se trató de un proceso de diferentes extensiones temporales, sino también abarcó diversas consideraciones que intentaban relacionar los diferentes aspectos de la vida social, económica, política, cultural tanto en términos de su imagen interna

---

<sup>2</sup> Rafael Sagredo Baeza: De la historia natural a la historia nacional. La Historia física y política de Claudio Gay y la nación chilena. Introducción. En: Claudio Gay: Historia física y política de Chile. Historia V. Santiago de Chile 2007, p. XLI.

como en aquello que se veía como su imagen externa. No fue necesariamente sólo la propia imagen la que se proyectó hacia el exterior sino que, en muchos aspectos, fue la visión que se tenía en el extranjero la que, por buenos prejuicios o intenciones, terminaron por reforzar las ideas que se construían internamente. En paralelo a los avances que lograba el Estado, comenzó a destacar una literatura interesada en pensar el país. Vicente Pérez Rosales escribió un *Ensayo sobre Chile* que dedicó al Presidente Manuel Montt. Hombre de una especial cultura, que había estudiado en Francia cuando joven, de ímpetus e intereses variados, de gran capacidad intelectual, se distinguió por sus esfuerzos, administración y rol en los procedimientos de colonización del Sur y como representante del gobierno para dar a conocer en Europa los atributos naturales y políticos de Chile y para fomentar la inmigración al país y, fruto de ello, fue precisamente el *Ensayo*, publicado primero en francés (*Essai sur le Chili*. Hamburgo 1857) y traducido posteriormente en Chile (*Ensayo sobre Chile*. Santiago de Chile 1859). A don Vicente le deleitaba planificar el progreso del país y todavía nadie había escrito un libro con tan claros avances sobre lo que llegaría a ser la geografía descriptiva, salvo, a gran distancia temporal, la obra de Alejandro de Humboldt y, en la perspectiva nacional, del viajero alemán Eduard Poepping, a quien le admiró y siguió en la narración. Por los años en que se conoce *El Ensayo*, no existía en Chile, ni en ningún otro país latinoamericano, una obra breve, pero tan completa sobre el país.<sup>3</sup>

### 1840-1880: PROCESOS FACTUALES Y CONSTRUCCIÓN DEL IMAGINARIO NACIONAL

En el Cap. XXV de otra de sus obras, *Recuerdos del Pasado*, el mismo Pérez Rosales explicaba el objetivo de su *Ensayo* y el cómo se había comenzado a gestar. Estando en Europa a mediados de la década de 1850, en la ya indicada misión, como agente de inmigración, dada por el gobierno para promover y motivar la llegada de colonos europeos al sur del territorio nacional, “el activo cultivo de mis nuevas amistades y lo mucho que hacía hablar de Chile en todas partes no tardaron en producir los frutos que yo esperaba de ello. Comenzaron a llegarme muchas cartas atosigándome con preguntas sobre Chile. ¿Qué es Chile?, se me decía en ellas. ¿Dónde está? ¿Qué clase de gobierno tiene? ¿Qué

---

<sup>3</sup> Ver Rolando Mellafe: Introducción a la reedición de *Ensayo sobre Chile*. Santiago de Chile 1986, pp. 24-25.

religión es la suya? ¿Qué productos naturales se encuentran en él? ¿Qué género de industria puede plantearse con provecho allí? ¿Qué clima tiene? ¿A qué clase de epidemias o de enfermedades está expuesto allí el extranjero? etcétera.”<sup>4</sup>

En el Prólogo a la obra, y según sus observaciones, señalaba que el desierto de Atacama era menos conocido por los chilenos que por los antiguos incas del Perú y agregaba que existía desconocimiento de la mayor parte de las montañas y valles del norte y desde el Bio-Bío hasta el Cabo de Hornos. Por otra parte, las descripciones realizadas sobre territorio indígena por viajeros y otros eran más bien simples descripciones en que el temor hacia lo imaginario y las tendencias hacia lo maravilloso determinaban lo histórico: “Afortunadamente, la luz de la ciencia comienza a iluminar los hechos que se relacionan a esta parte interesante del nuevo mundo, y a desterrar para siempre las fábulas que ha forjado la manía epidémica de escribir viajes insignificantes, porque Gay, Domeyko, Philippi, Pissis, Moesta y los oficiales de la marina nacional, trabajan continuamente, bajo los auspicios de un gobierno ilustrado y protector, en fijar las ideas sobre la geografía física de Chile.”<sup>5</sup> En América del Sur, en medio de la inestabilidad y de las conmociones políticas, existía una república modesta y tranquila, más conocida en los escritorios de comercio de los principales puertos europeos que en las gentes de los altos y bajos sectores de la sociedad europea. Era la República de Chile, con instituciones liberales, amor al orden, crecientes progresos, grandes recursos naturales y una situación excepcional.<sup>6</sup>

No fue Pérez Rosales el primero en otorgarle estos rasgos sobresalientes al país, a sus gentes y a sus instituciones, pero prácticamente hasta fines del siglo XIX, cuando las estadísticas y los adelantos materiales habían superado las descripciones de la década de 1850, la obra no sólo se mantuvo en círculos intelectuales europeos o en los de carácter político y académico nacional, sino además fue considerada como de indudable utilidad para la enseñanza y el conocimiento que el ciudadano común debía tener de su país. En muchos sentidos, por lo tanto, *El Ensayo* contribuyó a asentar y a generalizar una autoimagen colectiva respecto a las percepciones nacionales (que daban por hecho de que así se les miraba desde Europa) en que conceptos como europeo, liberal, estabilidad, progreso, potencialidades económicas, se conjugaban determinando

---

<sup>4</sup> Citado en Mellafe: Introducción, p. 26.

<sup>5</sup> Vicente Pérez Rosales: Ensayo sobre Chile. Santiago de Chile [1857-1859] 1986, Prólogo, pp. 38-39.

<sup>6</sup> *Ibidem*, p. 40.

los contenidos centrales de lo que era Chile y de cómo se diferenciaba de sus vecinos.

Con respecto a Europa y a los europeos, nuestro autor no dudaba en considerar que esa caracterización de Chile no era un proyecto, sino una realidad. Estaba convencido de los avances logrados y no sólo era prolijo en subrayar las bondades del país, sino fuerte y desbordadamente entusiasta para darlas a conocer. Al escribir sobre lo que era el país, asumía el significado y la trascendencia de su obra y el papel que él mismo tomaba a su cargo al dirigirse a quienes aún no nos conocían en forma correcta:

Conduciré por la mano al extranjero desde las selvas vírgenes de las regiones australes hasta el árido desierto de Atacama. Penetraré con él en el Estrecho de Magallanes, designado por el dedo de la naturaleza para ser en algún tiempo la llave del Pacífico, y entonces la Patagonia dejará de ser para él un objeto de horror y de desprecio. Ostentará a su vista las riquezas naturales que comienzan ya a ser conocidas en la República y le haré entrever aquellas que la ciencia puede todavía descubrir. Estudiando la sección política, notará tal vez defectos en nuestras leyes constituyentes, pero estas mismas imperfecciones, tan naturales en los países que se reconstituyen sobre las ruinas de un antiguo sistema, harán realzar ante sus ojos las virtudes cívicas y el espíritu de orden que reinan entre los chilenos; porque no obstante sus tendencias hacia las mejoras sociales, no admiten jamás las transiciones violentas. Su paso es lento, pero siempre firme y continuo en el sendero de la civilización.<sup>7</sup>

Pérez Rosales no escatimaba elogios ni escondía sus propios orgullos nacionales. Conduciendo a sus lectores, a cada región, ciudad o localidad, le asignaba sus propios calificativos: Copiapó, país de halagüeñas ilusiones; el Huasco, los viñedos que eclipsan a Corinto y Málaga; Coquimbo, depósito de las más ricas minas de cobre; la alegre Elqui, la entrada a los brillantes valles de la cordillera; Aconcagua, el jardín de la República; Valparaíso, el depósito del comercio del Mar Pacífico; Santiago y Colchagua, ricos almacenes del abastecimiento del país; Talca, Cauquenes, Concepción, graneros de América y Australia; Araucanía, cuna de los hijos de la guerra y de la libertad; Valdivia y Chiloé, los arsenales marítimos y origen de marinos osados y dóciles. ¿Qué más? Quienes vinieran, no serían atacados por enfermedades endémicas, ni por bestia feroz, ni por animal venenoso. Ojala pudiera el extranjero, al llegar a las playas de la República, exclamar que: “¡La verdad, sólo la verdad nos ha conducido aquí; hemos encontrado nuestra patria!”<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> *Ibidem*, p. 41.

<sup>8</sup> *Ibidem*, p. 42.

¿Fue Pérez Rosales importante en la construcción de un imaginario nacional que se fue quedando en el tiempo o, más bien, supo captar eficientemente y en términos bastante real lo que ya se venía pensando no sólo por los propios chilenos sino también por los extranjeros? Es necesario, en primer lugar, hacer un rápido recorrido por la historia del país. Efectivamente, desde un punto de vista político, la Constitución de 1833 fue un marco institucional de tal naturaleza que permitió diferenciar a Chile de sus vecinos más inmediatos. Tanto Perú, como Bolivia y Argentina, requirieron de mucho mayor tiempo y de costos bastantes fuertes como para poder encontrar las vías más expeditas para desarrollarse institucionalmente a partir de ciertos consensos nacionales que les permitieran, a lo menos, aún cuando en diversos grados, sentirse efectivamente como Estados plenamente organizados y bien dispuestos para iniciar sus recorridos republicanos propiamente tales. En el caso chileno, el orden institucional provisto por la Constitución de 1833, sin negar sus muchas consideraciones verdaderamente positivas, estuvo muy en relación con conceptos muy tradicionales, funcionales y de fuerza, como los de jerarquía y orden. Indudablemente, todas las sociedades necesitan de ello y es efectivo que un sector social, tanto en tiempos coloniales como a lo largo del siglo XIX, fue desarrollando sus propias visiones respecto a lo que debería ser una organización social y política y el cómo deberían protegerse ciertos valores que ese grupo consideraba esencial para que la vida republicana pudiera progresar. Muy tempranamente, en la vida republicana se aceptó una especie de permanencia de larga duración que le hacía diferente a otros países latinoamericanos: el apego a la institucionalidad, consolidado con la Constitución de 1833 habría hecho posible que el país comenzara a crecer mucho más aceleradamente respecto a sus vecinos, precisamente porque sus habitantes tenían esa noción de orden tan interiorizada en sus comportamientos que les hacían sentir, en consecuencia, ser igualmente modelo para los demás.<sup>9</sup>

El concepto político central que surgió para caracterizar esta vida republicana fue el concepto de *orden* y eso se proyectó fuertemente a las miradas externas sobre Chile (una República institucionalmente ordenada y estable). Como lo hemos señalado, corresponde a uno a uno de los atributos más notables reafirmados en la obra de Pérez Rosales. ¿Fue tan así? En todo caso, lo que sí sabemos es que el libro se conoció en Europa. Casi inmediatamente con su

---

<sup>9</sup> Eduardo Cavieres: En torno al carácter de la historia de Chile y a ideas de Simon Collier. En: Eduardo Cavieres (ed.): Entre continuidades y cambios. Las Américas en la transición (s. XVIII al XIX). Valparaíso 2006, pp. 13-30.

publicación, la prestigiosa *Royal Geographical Society of London* lo resumía en sus páginas. Aunque se tratara de un par de cortos párrafos, ello no deja de tener cierta importancia. Explicaba que se trataba de una obra que, a través de las dos partes en que estaba dividido, buscaba inducir a los emigrantes a radicarse en Chile para lo cual entregaba datos referidos a la posición geográfica del país y sus regiones, clima, hidrografía, producciones y a sus relaciones políticas.<sup>10</sup>

En 1866, a propósito de la Guerra con España, en Nueva York, Daniel J. Hunter presentó un libro escrito por él y expresamente preparado para el uso de emigrantes norteamericanos y europeos. Señalaba:

Chile siempre ha sido conocido como el más constante, próspero y mejor gobernado de los países sud-americanos. Aún cuando sus ingresos no son muy altos, es tan organizado económica y fielmente que todas las ramas del servicio público están desarrolladas en perfecto orden. La educación pública, los servicios religiosos, el ejército, la armada, los edificios públicos, los caminos, la preservación de costas y faros, el adecuado trabajo de los yacimientos mineros, la protección permitida de las fábricas, de la agricultura y de la caridad pública, el apoyo entregado a la emigración, los subsidios pagados para la navegación a vapor interna y externa y particularmente la construcción de líneas telegráficas a través de la total extensión del país y el magnífico y costoso tren atienden por nada por los fondos públicos y el crédito de la República.<sup>11</sup>

La descripción, aunque sucinta, no dejaba cabos sueltos. Todas las personas eran libres, el Código Civil, el establecimiento de tribunales de comercio, la fundación de un banco de depósitos y descuentos y otros de avances de dinero sobre bienes hipotecarios representaban parte de los desarrollos alcanzados. La casa de moneda de Santiago, considerado como el mejor edificio público de América del Sur y construido entre 1850 y 1858, permitía una abundante circulación de moneda. Se podía pensar sin dudas que, *los esfuerzos para promover la prosperidad del país avanzaban en todas direcciones*. El listado, muy largo, incluía también la prensa: *El Mercurio de Valparaíso*, el más antiguo de la región, *La Patria*, un notable y bien editado periódico liberal, *El Independiente*, un competente órgano del clero y *El Ferrocarril*, indudablemente el más influyente y de más amplia circulación en Sudamérica.

---

<sup>10</sup> Essay on Chile. En: Proceedings of the Royal Geographical Society of London vol. 2, no. 6 (1857-1858), p. 371.

<sup>11</sup> Daniel J. Hunter: A Sketch of Chili, Expressly Prepared for the Use of Emigrants from the United States and Europe to That Country. Nueva York 1866, p. 44. Traducción propia. Las últimas líneas no se refieren a que los servicios fuesen gratuitos, sino posiblemente a dejar constancia de la gran labor desarrollada por el Estado.



Casi todas las ciudades tenían al menos dos periódicos y la producción de libros crecía rápidamente. Parte importante de las descripciones, con las rectificaciones necesarias, habían sido extraídas del artículo *Chili*, inserto en la *New American Cyclopoedia*, en que se enfatizaba que los chilenos eran los más emprendedores entre los países vecinos y que sus hombres eran particularmente robustos distinguiéndose igualmente de otras naciones y, para sellar tan importantes características, se recordaba un pasaje de Lieut. Gillis, un conocido observador de la marina norteamericana, que se había sorprendido muchas veces con hombres que tomaban cargas de 350 a 400 libras y trotaban con ellas durante media milla sin mostrar grandes esfuerzos. Con relación a los inmigrantes, tampoco faltaban elogios para el país:

La bien conocida hospitalidad de los chilenos es una virtud sobre la cual todo viajero en particular, independientemente de cuan fuerte estuviese prejuiciado contra Chile en otros aspectos, no hubiese otorgado los más fervientes testimonios. Aquellas peligrosas enfermedades que afectan la humanidad, la fiebre amarilla, el cólera u otras pestilencias, son enteramente desconocidas. El orden general de la administración pública, la franqueza del carácter nacional y particularmente la libertad de conciencia y la libertad de ejercicio de todas las creencias que ha sido otorgada últimamente [julio de 1865] por las leyes de la nación, son también fuertes expresiones que inducen a los emigrantes, tanto como la riquezas de la plata, el oro y de los magníficos yacimientos de cobre de este altamente talentoso país. Se podía concluir que *“Y ahora, Dios conduzca a todos quienes escojan la feliz tierra de Chile como su nuevo hogar, y les bendiga con abundancia, prosperidad y eterna felicidad en el mundo presente y futuro.”*<sup>12</sup>

Lo fundamental estaba construido: el Estado corría por sólidas bases, existía estabilidad política, el cobre daba tranquilidad económica y ambas situaciones, en conjunto, posibilitaban la modernidad en términos institucionales y materiales, particularmente referido a la infraestructura. Aún cuando no sucediera lo mismo en términos sociales, aceptando que ello no era materia de preocupación principal, la síntesis de todo aquello fue que no solamente se debía convencer a los extranjeros, sino que por parte de éstos se había comenzado a aceptar que efectivamente en Chile se había consolidado la mejor relación entre Orden y Progreso. Aún cuando no fuera el lema nacional, como lo fue posteriormente directa o indirectamente de más de alguna otra nación, pero sí de todo liberalismo, la imagen de un Chile de orden, respeto y sometimiento a las instituciones legalmente constituidas, fue el factor fundamental que permitía no sólo el desarrollo de las actividades económicas para los nacionales sino

---

<sup>12</sup> Ibidem, pp. 48 y 53.

toda una apuesta muy positiva para quienes quisieran avecindarse en el país. Chile no sólo se respetaba a sí mismo, sino era por excelencia la nación respetada por doquier. Razones más, razones menos, ello correspondía a la construcción base de la auto-imagen e imagen internacional del país y la mayor herencia que ha quedado hasta la actualidad.

La segunda parte del libro editado por Hunter, reunía una serie de documentos relativos a las relaciones entre Chile y Estados Unidos teniendo como centro principal de ello el contexto de la guerra originada entre el primero con España. Hacían referencia a la conferencia ofrecida en diciembre de 1865 por Benjamín Vicuña Mackenna, uno de los intelectuales y políticos liberales chilenos de mayor prestigio en la época, en el Traveler's Club de Nueva York como enviado especial de su país ante la República del Norte. La conferencia, describía y explicaba a la numerosa concurrencia la posición geográfica de Chile, la unidad de su población, la variedad de su clima, la inmensa extensión de su costa y la particular influencia del océano, la geología y el escenario natural del país en que, muy románticamente, Vicuña Mackenna distinguía la formación de los tres reinos de la naturaleza existentes particularmente al norte y sur del valle central. Entre continuos aplausos, el relator se introducía, combinando sentimientos e ironías, en comentarios y afirmaciones sobre la sociedad y la historia política del país, sobre su capital, la soledada tierra de su infancia. Intentó, además, llamar la atención sobre ideas singulares existentes en Estados Unidos y casi en todas las naciones atlánticas sobre los habitantes, la moral y las condiciones sociales de las repúblicas sudamericanas: "El otro día, un amigo, y un hombre de indudable superioridad en este país, mirando mis ropas en Broadway, me preguntó con sorpresa, si ellas habían sido usadas en Chile o si las había comprado en Nueva York."<sup>13</sup>

Después de una pausa causada por las risas del público, Vicuña Mackenna arremetió: la explicación de ese curioso error provenía del hecho de que una gran mayoría de las gentes formaban sus ideas a través de la lectura de novelas y libros sensacionalistas, como los de Irving y de Prescott cuyos personajes hacían pensar que todas las poblaciones latinoamericanas eran indias. La verdad era otra, los chilenos vivían, vestían, comían, caminaban, se movilizaban y gastaban su dinero en los mismos términos que los hijos de la bella y poderosa

---

<sup>13</sup> Daniel J. Hunter: *Chili, the United States and Spain. A Series of Lectures, Speeches, Editorial Articles, and Other Publications, on the Position Assumed by the Republic of Chili in the Pending War with Spain. Considered under the Light of the Present Foreign Policy of the United States.* Nueva York 1866, p. 13.

Manhattan, pero, además, no podía faltar el análisis de los principios del auto-gobierno, el tan fundamental self-government de los principios civiles norteamericanos:

Las instituciones públicas que corresponden propiamente a la organización del auto-gobierno, trabajan en Chile con una perfecta comodidad para exhibirse tan gloriosamente en el país. Los derechos de asociación, la libertad de prensa, la no censura de las opiniones de los representantes en el Congreso, la libertad de conciencia, las últimas conquistas de progreso y justicia, el juicio por jurado, el privilegio de *habeas corpus* y, de hecho, todas las modernas libertades y franquicias de la democracia, están en completa y activa operación en nuestro país.<sup>14</sup>

Con la visita de Vicuña Mackenna, se efectuaron diversas actividades y sesiones de las principales instituciones formadoras de opinión en Estados Unidos. En enero de 1866, el *Cooper Institute*, con representantes de Washington, California, Indiana, Missouri, Illinois, New Jersey, Ohio, Iowa, Tennessee, Pennsylvania, Kansas, teniendo por objetivo la defensa de Chile, Perú, México y Santo Domingo, resolvía que, “admiraba el espíritu y acción de la pequeña armada chilena y se alegraba del brillante suceso que había coronado sus esfuerzos en su enfrentamiento con la arrogante flotilla de España.”<sup>15</sup> Por cierto, el representante chileno no sólo tuvo la oportunidad de hacer algunos comentarios a la participación de los norteamericanos, sino, con toda seguridad, intentó influir en ellos a través de sus descripciones y consideraciones de lo que era el país y de lo que era necesario conocer respecto al mismo. Situaciones similares se vivieron con los representantes de la prensa de Nueva York que, en un banquete ofrecido, presidido por las banderas nacionales de Chile, Perú y Estados Unidos, cedió el sillón de honor de la mesa a Vicuña Mackenna, estando también presente el argentino Domingo Faustino Sarmiento y Ministros, Cónsules o representantes de Venezuela, América Central, México, Cuba, Santo Domingo. La *Union League Club*, hizo lo propio e igualmente organizó una reunión para escuchar al político santiaguino. A pesar de un confuso incidente producido a comienzos de febrero de 1866, que manchó ligeramente los logros diplomáticos alcanzados, la situación central que interesa es que, así como Pérez Rosales había iniciado la construcción de la nueva imagen de Chile en Europa, se puede decir que lo propio había realizado Vicuña Mackenna en Estados Unidos. Y, prácticamente, siguiendo los mismos

---

<sup>14</sup> Ibidem, pp. 20-21.

<sup>15</sup> Ibidem, p. 77.

discursos y subrayando las mismas virtudes del país, de su naturaleza y de sus habitantes.

Los decenios que comprenden los años 1860 a 1880 fueron muy importantes en términos de la construcción de una imagen externa positiva para Chile y, en ese sentido, sus relaciones económicas y particularmente sus relaciones con Gran Bretaña fueron muy especiales e importantes. El reconocimiento formal de la existencia jurídica del Estado chileno debió esperar hasta comienzos de la década de 1830 para hacerse realidad, pero desde entonces y en adelante, es cierto que la presencia británica, visualizada principalmente por los negocios de sus súbditos en Valparaíso y en las principales ciudades y centros de producción nacional, fue siempre un proceso creciente, especialmente desde mediados de siglo. Si hubiese que pensar en un hecho de cierta gravitación, podríamos hacerlo en términos del significado que tuvo 1848 cuando el vapor correo real británico *Tay*, transportando cargamentos destinados a la costa occidental de América, pudo pasar dicha mercadería a través del Istmo de Panamá lo cual significó pasar desde el Atlántico hasta el Pacífico en sólo dos días, lo cual, en opinión de los círculos económicos londinenses, abría y prometía excepcionales posibilidades para el comercio de Inglaterra con Chile, pero también con Perú. El éxito inmediato de la nueva carrera comercial fue de tal envergadura que se posibilitó la apertura de nuevas rutas hacia el Pacífico y en 1850 el gobierno británico autorizó un contrato con la Pacific Steam Navigation Company para establecer un servicio regular entre Panamá y Valparaíso con recalada en los principales puertos intermedios. El tiempo requerido para unir los dos terminales se redujo sólo a quince días. Este fue el hecho que inició la segunda y más importante expansión del comercio chileno-británico y la maduración de la presencia chilena en los mercados nor-atlánticos. Efectivamente, el país estaba en el mundo internacional y necesitaba, por tanto, tener su propia identidad en el extranjero. Chile aumentó y continuó gozando de una buena posición en el mercado financiero londinense y, frecuentemente, aún cuando no permanentemente, *The Times* comentaba sobre las buenas perspectivas del país y comentaba, aunque en términos generales, la variedad de sus recursos y la firmeza de su gobierno republicano.<sup>16</sup>

El círculo estaba bastante cerrado y el éxito de la República y de Chile se coronaba eficientemente por las miradas externas sobre el mismo. Obviamente,

---

<sup>16</sup> Eduardo Cavieres: Comercio chileno y comerciante ingleses, 1820-1880. Santiago de Chile 21999, pp. 61-68.

ello tenía sus propias reproducciones internas. En este período, ya observando los posibles efectos de la crisis de 1873-1876, Marcial González, uno de los economistas más sobresalientes de la época, miraba al país y escribía:

[...]Basta apelar al testimonio de los hechos para convencernos de que los temores que se tienen en contrario son infundados, exageradas las quejas y vana y muy vana la alarma introducida en el mercado por los autores que a la vez son víctimas verdaderas de esta extraña situación que atravesamos. Si hay entre nosotros, señores, algo tan claro como la luz, es el desarrollo constante de la prosperidad material de nuestro país. Para comprender esta verdad basta ver la topografía de Chile, sus producciones y consumos, su movimiento terrestre y marítimo, sus estados de aduana, sus entradas y gastos generales, la abundancia de trabajos de toda especie, el adelanto de sus poblaciones, su vida toda de ayer y de hoy.<sup>17</sup>

Precisamente, estos desarrollos, orden político y crecimiento económico y material, fueron las bases con que no sólo se miraba al país desde el extranjero, sino también se le comparaba con los países vecinos. Fueron muchos quienes, recorriendo el Atlántico y el Pacífico, visitando sus costas y puertos y ciudades principales, no dejaban de registrar sus impresiones y sentirse, ahora, muy impresionados con este país tan alejado del mundo, pero que había aprovechado su aislamiento para forjar su propio destino. D'Ursel, un secretario de legación francés que llegó a Valparaíso en 1879, decía haberse encontrado con un magnífico espectáculo: una ciudad alegre, recostada entre la montaña y el mar, en donde en un pequeño espacio se concentraba toda la actividad, el comercio, el movimiento de los negocios, las líneas de tranvías, etc. Las mujeres cubiertas graciosamente con un velo negro, la manta; los hombres del campo con su poncho. El trayecto hacia Santiago, por tren en cinco horas, atravesando una serie de pequeñas villas, grandes campos de trigo, praderas y viñas: hacia el interior, la montaña árida y desierta, al pie de la cordillera, el gran valle que produce casi toda la riqueza agrícola del país. Una naturaleza bella y majestuosa con los Andes que incitaba a repetir sin cesar la descripción de los magníficos panoramas que ella presenta. En lo social, sin evadir la pobreza y las bajas condiciones de las familias más desposeídas, cuando se arriba al centro de la capital, toda mala impresión se alejaba: largas calles, grandes plazas, elegantes almacenes, edificios de bella apariencia, los bulevares y, especialmente, un considerable movimiento. En 1875, anotaba D'Ursel, la República invitaba al mundo a su propia exposición universal, el gobierno pensaba afirmar el cómo el país estaba entrando a una nueva época, había alcanzado un alto grado de

---

<sup>17</sup> Marcial González: Los negocios y la crisis. En: Marcial González: Estudios económicos. Santiago de Chile 1889, p. 215.

prosperidad. No obstante, un período de malas cosechas y el cese de los yacimientos de plata de Caracoles, habían causado sus efectos. No obstante, todavía subsistía la idea de crecimiento y lujo tan fuertemente desarrolladas en el país. Más aún, felizmente según su testimonio y sus convicciones, la tranquilidad pública daba lugar a esperar que pronto volverían los buenos días de la prosperidad financiera y comercial.<sup>18</sup>

### LA “EXCEPCIONALIDAD” CHILENA Y SUS RELACIONES VECINALES

Según el mismo D’Ursel, esa tranquilidad, producida por la estabilidad política, diferenciaba a Chile de sus vecinos y en ello jugaba también un papel bastante determinante su propia configuración territorial. Situado en un estrecho espacio entre cordillera y mar, sus partidos (políticos) estaban forzados a superar rápidamente sus querellas, una situación que le distinguía esencialmente de lo que sucedía con la República Argentina (y del resto de los países), en donde el espacio era tan grande que permitía que las guerras civiles se extendieran, por así decirlo, a través de un espacio desprovisto de obstáculos naturales. Además, los chilenos eran patriotas, ellos amaban a su país y lo demostraban en toda ocasión. Adoptaban con entusiasmo todas las ideas de civilización y de lujo que les parecían buenas, se preocupaban de amar las artes, la literatura, las ciencias, en donde la cultura tiende cada día a tomar ventaja en un medio particularmente apto para comprenderlas y apreciarlas.<sup>19</sup>

En términos de Europa y de Estados Unidos, pero también en el contexto general latinoamericano, la imagen positiva de Chile fue bastante generalizada. Hacia 1880, en el caso de América Latina, más de algún país estaba todavía terminando de consolidar sus respectivos Estados y más de uno se debatía incluso a las significaciones de su organización republicana: en esos términos, la experiencia chilena se veía como bastante excepcional y, por ello, sus gobernantes todavía podían pensar en políticas de inmigración ofreciendo las mejores ventajas en la región, ventajas que, en todo caso, por espacios disponibles y por especialización productiva, le haría rápidamente perder la batalla con respecto a otros países en términos de la primera gran ola migratoria europea llegada a la costa atlántica.

---

<sup>18</sup> Charles D’Ursel: *Sud.Amérique. Séjours et voyages au Brasil, a La Plata, au Chili, en Bolivie et au Pérou*. Paris <sup>2</sup>1879, pp. 197-204.

<sup>19</sup> *Ibidem*, pp. 204-206.

En todo caso, en 1881, Valentín Letelier, otro gran intelectual, educador, fue nombrado secretario de la Embajada chilena en Berlín. En 1884, para fomentar la inmigración alemana al país, escribió un pequeño, pero bastante descriptivo libro: *Chile*. Además, en correspondencia particular con un amigo chileno comenzó a detallar las noticias que daban cuenta de algunas de las percepciones alemanas sobre Chile. En uno de esos documentos, señalaba que el Coronel del Regimiento de infantería de Baviera, habiendo seguido la Guerra del Pacífico en la *Revue des Deux Mondes*, no dudaba en señalar “que es un gran admirador de Chile, de sus glorias y de su administración; que con este motivo ha sido encargado de dar una conferencia (conferencias análogas sobre todos los países son muy frecuentes en la oficialidad alemana) sobre las causas que en Chile no haya pronunciamientos y la de sus victorias y sobre nuestros recursos, nuestros medios de movilización y nuestra organización militar”. Otra situación, aún más importante era el hecho que en Berlín se publicaba anualmente un Estado General, muy detallado, de todas las fuerzas militares, pero únicamente de las naciones europeas. Un miembro de la Comisión redactora, General de Ejército, había dicho que “se ha resuelto dar noticia también en delante de la organización militar de Chile.”<sup>20</sup>

La Guerra del Pacífico, 1879-1884, cambió las percepciones de los vecinos más próximos del país, particularmente, por cierto, por parte de Bolivia y el Perú. No es que se pudiesen desconocer los logros políticos y económicos del antiguo socio comercial de empresarios y hombres de negocios del altiplano, pero surgieron una serie de otros caracteres negativos que no sólo vinieron, para ellos, en explicar las raíces del conflicto, sino que quedaron permanentemente en los imaginarios sociales por efectos de desarrollo bélico y, muy particularmente, como consecuencia de los desenlaces del mismo.

En el caso del Perú, las imágenes sobre Chile, y particularmente las diferenciaciones respecto a sus propios desarrollos históricos, fueron particularmente interesantes. En 1931, uno de los más brillantes historiadores peruanos, don Jorge Basadre, escribió *Perú, problema y posibilidad* y allí señalaba:

Al extremo sur del continente, Chile liquidó la guerra de la independencia en plazo relativamente breve y vivió libre de todo problema de fronteras por muchos años, pues tuvo por linderos, de un lado, al mar; de otro, la Cordillera de Los Andes que lo separaba de la

---

<sup>20</sup> Valentín Letelier a Darío Riso Patrón, Berlín, enero 28 de 1885, citado por: Carlos Sanhueza/ Isidoro Puga: Noticias desde Berlín. Cartas de Valentín Letelier a Darío Risopatrón Cañas (1883-1885). En: Revista Historia vol. II (2006), pp. 577-578.

anarquizada Argentina; y, al norte, el desierto que los alejó, hasta bien avanzado el siglo XIX, de Bolivia y el Perú. A solas, por su cuenta, libre de toda complicación internacional y de toda pesada carga de daño o destrucción en su propio territorio, logró aquel país orientar los problemas de la organización y la estructuración interna, con su oligarquía dirigente intacta – allí sí hubo oligarquía intacta- favorecida por la cercanía entre sus dos grandes centros urbanos y políticos, Santiago y Concepción. Esa oligarquía, con una orientación intelectual dada a través de muchos años por Andrés Bello, cuya influencia no debe ser subestimada, supo absorber a hombres provenientes de estratos sociales bajos (como Manuel Montt, presidente de 1850 a 1860). Sólo muchos años más tarde, gracias a la victoria sobre el Perú y Bolivia, la heredad chilena se extendió hacia el norte, que el salitre explotado por el capital británico dominó, y también, más pacíficamente, hacia el sur, fecundado por la inmigración europea.<sup>21</sup>

Al igual como sucedía con intelectuales bolivianos, la Guerra del Pacífico fue vista por Basadre como el gran acontecimiento y desastre de la vida nacional peruana. Aún cuando no hubo alteraciones en la composición social del país, la derrota frente a Chile sería la causa del empobrecimiento del Perú y de la relajación de la importancia del Estado. En definitiva, el conflicto y sus consecuencias no sólo se observaron como la causal de un desgarramiento interno en la vida de esas sociedades, sino también como el hito a partir del cual todo debía explicarse por la guerra y por el enemigo externo. De esta manera, los Tratados que cerraron el capítulo final del conflicto propiamente tal fueron los de 1904 con Bolivia y de 1929 con Perú. En el primer caso, Bolivia abandonó sus pretensiones a un puerto en el Pacífico y Chile se comprometió a la construcción de un ferrocarril de Arica a La Paz que diese salida a los productos de la economía altiplánica. En el segundo caso, el nuevo texto venía en resolver la controversia que había quedado pendiente en el Tratado de 1883, quedando Tacna para el Perú y Arica para Chile y fijando el límite entre ambos países en una línea de la Concordia establecida a diez kms. al norte del río Lluta, siguiendo hacia el oriente en forma paralela al trazado del ferrocarril de Arica a La Paz.<sup>22</sup> No obstante, las realidades fueron mucho más complejas que los buenos deseos. Estaba el contexto internacional y vecinal, pero también los estados anímicos de Bolivia y el Perú que, en términos de sus opiniones

---

<sup>21</sup> Jorge Basadre: Perú, problema y posibilidad. Lima [1931] 1978, pp. 320-324, citado por Ernesto Yepes del Castillo: Jorge Basadre, memoria y destino del Perú. Textos esenciales. Lima 2003, p. 208.

<sup>22</sup> Ver con mayor detalle Mario Barros: Historia diplomática de Chile, 1541-1938. Barcelona 1970, pp. 571ss. y 711ss.



públicas e intelectuales, desataron fuertes controversias internas relativas a sus propios desarrollos y a sus miradas hacia Chile. En las primeras décadas del siglo XX, a pesar del nacionalismo cultural que desde los respectivos Estados comenzó a diferenciar aún más las identificaciones de cada una de las sociedades, los desarrollos políticos, sociales y económicos de los países latinoamericanos fueron convergiendo cada vez más acentuadamente en términos de problemas estructurales comunes, pero las dificultades internas y las imposibilidades para superar los bolsones crecientes de pobreza, fueron atenuadas a partir de una constante apelación a los conflictos anteriores con los vecinos. Precisamente, y a diferencia de ello, en los tres países, lo que el conflicto evidenció fueron las crecientes desigualdades internas y la imposibilidad, por lo tanto, de lograr una mayor coherencia entre los proyectos futuros nacionales. Al final de cuentas, los problemas y las necesidades que debían atenderse eran prácticamente las mismas en toda la región. Al mismo tiempo, de ello se desprende que las posibles soluciones eran básicamente muy similares y que el camino era el tomar miradas de convergencias y no de acentuar las divergencias. Sin embargo, las diferencias en las miradas históricas (hacia el pasado y hacia delante) persistieron y aún conforman un pesado obstáculo para lograr una necesaria y debida integración mayor y más profunda entre los tres Estados y sus correspondientes tres sociedades.

Con Argentina, las relaciones binacionales no estuvieron exentas de dificultades, pero los desarrollos siguieron diversos caminos. Las dificultades se comenzaron a vislumbrar en la década de 1860 respecto a la necesidad de precisar las soberanías de ambos países en la extensa Patagonia. Es cierto que hubo figuras importantes de la política, la intelectualidad y la diplomacia chilena que facilitaron las cosas para el país trasandino al mostrar indiferencia o aún sub-valorar dichos territorios. A comienzos de la década siguiente, entre 1871 y 1874, las tensiones comenzaron a crecer y hubo momentos en que la situación pudo haber llegado a serios enfrentamientos armados para lo cual, en ambos países, la situación no era favorable. Posteriormente, cuando la conciencia nacional sobre los derechos chilenos a la Patagonia comenzaba a crecer, en la década de 1880, en medio de los conflictos con Perú y Bolivia, la reacción ya era tardía y para Chile significó la pérdida de ese inmenso espacio, situación respecto a la cual es mucha la literatura existente, aún cuando poco analizado en profundidad respecto a imaginarios, intereses y sensibilidades regionales y nacionales. Las relaciones entre ambos países no se superaron definitivamente. Nuevos conflictos de límites entre 1898 y 1902 pudieron haber quebrantado más esas relaciones, pero la propia diplomacia tuvo éxito en

templar los ánimos. Por otra parte, en medio de las desavenencias, en enero de 1887, se iniciaron las obras del ferrocarril trasandino que culminaron en 1910 con la apertura del servicio, incluido el túnel Caracoles a 3.200 metros de altura, y la unión, en definitiva, de los puertos de Buenos Aires y Valparaíso. Independientemente de los tremendos esfuerzos económicos, de ingeniería y de carácter humano que significó una obra que desafió a la Cordillera de los Andes para traspasarla a gran altura, el ferrocarril trasandino tuvo fuertes efectos en términos de la integración de ambos países, de debilitar resabios poco amistosos y de poner a las dos sociedades en una tarea conjunta de desarrollo y modernización.

En Chile, 1910 no fue sólo la celebración del centenario de vida independiente, con muchos logros, pero también con muchas tareas pendientes, particularmente en términos sociales. Externamente, Chile cerraba una época con relaciones vecinales puestas en un nuevo escenario, con evidentes posiciones positivas respecto a su futuro y con mayores certezas respecto a sus líneas centrales de la diplomacia a seguir con respecto al exterior. No obstante, bajo la superficie, fueron muchas las heridas y faltas de entendimientos que siguieron en estado latente. Chile intentó asumir dicha situación. En los inicios del primer gobierno de Arturo Alessandri, en 1924, éste señalaba:

Respondiendo a este ideal de paz y solidaridad, mi gobierno, en obsequio de un alto interés continental, dirigirá sus esfuerzos a eliminar dentro de la justicia y de la tradición histórica, las causas que hasta hoy han perturbado su política de fraternidad en América. Para ello, estoy cierto que contaremos con la autoridad moral de los estados Unidos y demás naciones americanas que han colaborado con nosotros en la realización del pensamiento panamericano.<sup>23</sup>

Chile no sólo había construido una propia imagen; junto a sus debilidades, también podía mostrar sus fortalezas y, en ese sentido, había ganado efectivamente una posición dentro de América Latina y dentro del contexto mundial, al menos en el mundo occidental. Durante la segunda mitad del siglo XIX, especialmente en el consumo suntuario y los modos de vida de las élites, Francia había sido modelo preferido; en términos educacionales y, más específicamente en la disciplina militar, las preferencias se habían inclinado por el mundo germano. A comienzos del siglo XX, cuando Estados Unidos se hacía también presente en lo económico y comenzaba sus inversiones en la Gran Minería, comenzó también a irradiar sus influencias culturales y el nuevo ideal

---

<sup>23</sup> Citado por Barros: *Historia diplomática de Chile*, p. 674.

de modernización chilena se entremezcló con nuevas miradas de admiración por el país del Norte. Durante y después de la primera Guerra Mundial, Estados Unidos reemplazó a Europa como líder del hemisferio y la ausencia de inversiones provenientes del Viejo Mundo durante el mismo período le facilitaron la tarea. En el caso de Chile, ello fue impresionante: hacia 1930, sus capitales en el país sobrepasaban varias veces el conjunto de inversiones de Inglaterra y Alemania.<sup>24</sup>

Como hemos señalado, a comienzos del siglo XX, había un largo listado de logros alcanzados: la gran aldea de Santiago se había convertido en ciudad y la caleta de Valparaíso en puerto principal. La urbanización se hacía ostensible, se necesitó de nuevos caminos y fue necesario habilitar nuevos puertos. El ferrocarril había unido al país desde el Centro hacia el Norte y hacia el Sur. Las ideas liberales y el liberalismo avanzaron sobre los rieles al ritmo de las ideas de orden y progreso. Los palacios, el refinamiento en las formas de vida de los grupos dirigentes, los grandes monumentos y los proyectos de renovación urbana daban cuenta de todos esos avances. A comienzos de la década de 1920, Santiago “contaba con lujosas salas de cine para disfrutar de las últimas películas y con modernas salas de baile en donde beber cócteles, escuchar jazz interpretado por bandas locales o bailar algún ritmo de moda. La experiencia [...] de seguro permitía a los chilenos sentir que su país había entrado en una nueva etapa de desarrollo que lo separaba definitivamente de épocas anteriores, etapa que algunos veían con entusiasmo pero que otros miraban con reserva.”<sup>25</sup>

El análisis de esos otros, nos llevaría a observar el reverso de la historia, un reverso que, desde el punto de vista social, también fue participante de las construcciones de la historia tal como se ha señalado: una relación entre hechos factuales y las representaciones de los mismos a través del imaginario colectivo.

## ZUSAMMENFASSUNG

Der Beitrag diskutiert und analysiert den so genannten chilenischen „Exzeptionalismus“, der in der Kolonialzeit an ethnischen und geographischen Gründen festgemacht wurde und der sich in der Republik im Rahmen eines politischen und institutionellen Projekts entwickelte. Das Bild des Landes, das innerhalb und außerhalb Chile zirkulierte, entstand in einem zeitlich

---

<sup>24</sup> Stefan Rinke: *Cultura de masas. Reforma y nacionalismo en Chile, 1910-1931*. Santiago de Chile 2002, pp. 24-25.

<sup>25</sup> *Ibidem*, p. 21.

umfassenden Prozess, der verschiedene Aspekte des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens zusammenführte. Es war nicht nur notwendigerweise das eigene Bild, das dann auch nach Außen projiziert wurde, sondern in vielerlei Hinsicht die Vorstellung, die man im Ausland hatte und die schließlich die intern konstruierten Ideen bestätigte. Im Laufe des 20. Jahrhunderts stabilisierte sich der Staat: Es gab eine politische und durch die Kupfervorkommen hervorgerufene wirtschaftliche Stabilität, was zusammen genommen zu einer Moderne im institutionellen und materiellen Sinne führte, vor allem im Bereich der Infrastruktur. Auch wenn dieser Befund nicht für die gesellschaftliche Entwicklung zutrifft, da hier nicht das Hauptaugenmerk lag, war das Ergebnis von alledem die Überzeugung, dass sich in Chile das relativ beste Verhältnis zwischen Ordnung und Fortschritt etabliert hatte. Chile respektierte nicht nur sich selbst, sondern war allorts respektiert. Mit mehr oder weniger Berechtigung korrespondierte diese Überzeugung mit dem grundsätzlichen Selbstverständnis und dem internationalen Bild des Landes, ein Erbe, das bis in die Gegenwart Bestand hat.

Der chilenische „Exzeptionalismus“ fand auch in seinen Nachbarschaftsbeziehungen Widerhall. Im lateinamerikanischen Kontext war das positive Bild Chiles weithin verbreitet, bis der Pazifikkrieg, aus dem es siegreich hervorging, ernsthaftes Misstrauen in Peru und Bolivien hervorrief. Obwohl es in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durch den kulturellen Nationalismus zu einer Ausdifferenzierung sozialer Identifikationen kam, glichen sich die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen der lateinamerikanischen Länder immer mehr an und führten zu gemeinsamen strukturellen Problemen. Die internen Schwierigkeiten und das Unvermögen, die wachsende Armut zu bekämpfen, wurden abgedeckt von einem anhaltenden Rekurs auf die früheren Konflikte mit den Nachbarn.

1910 wurde in Chile der 100-jährigen Unabhängigkeit mit ihren vielen Errungenschaften gedacht, aber es gab auch viele unerledigte Aufgaben, vor allem im sozialen Bereich. Chile hat nicht nur ein Selbstbild geschaffen, sondern konnte neben seinen Schwächen seine Stärken zeigen und in diesem Sinne effektiv eine Position innerhalb Lateinamerikas und der westlichen Welt einnehmen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es eine lange Liste mit verwirklichten Errungenschaften, aber auch schwerwiegenden Mängeln, die die Kehrseite der positivistischen Geschichtsauffassung zeigen, eine Kehrseite, die noch immer nicht überwunden ist. Der Bicentenario macht eine gründliche Analyse beider Seiten der Medaille nötig: die Suche nach einer treffenden

Beziehung zwischen Ereignisgeschichte und der Repräsentation dieser Ereignisse in der kollektiven Vorstellung.

**MÓNICA RICKETTS**

## **EL PERÚ Y ESPAÑA. RECUPERANDO HISTORIAS PARALELAS EN TIEMPOS DE DIVISIÓN**

Las historias sobre la independencia tratan por lo general de separaciones, diferencias y antagonismos. En consecuencia, los historiadores se han preocupado por explicar los procesos de separación y diferenciación que llevaron al surgimiento de nuevos estados en Hispanoamérica. La versión clásica es como sigue. En el temprano siglo diecinueve, los criollos en la América española, movidos por ideas de fuera tomaron conciencia de su injusta sumisión y decidieron liberarse. Consideraban que ya era tiempo de empezar una vida libre en la que los ciudadanos ya no debían someter su soberanía a una remota autoridad allende los mares, sino a su propio pueblo. La corona española rechazó estas demandas y desató una guerra civil entre insurgentes y leales. Y así, en el transcurso de esta guerra, mientras la corona argumentaba que los españoles americanos y peninsulares eran iguales, hijos e hijas de la madre España, los insurgentes, que ya se concebían como intrínsecamente diferentes y oprimidos, sostenían lo contrario.

En su mayoría, los historiadores dedicados a estudiar la independencia tomaron el partido de los insurgentes y se volcaron a explicar los orígenes de esta lucha y sus complejos resultados. Sus estudios enfatizaron las enormes y obvias diferencias entre Hispanoamérica y España en cuanto a sus poblaciones y tradiciones. Mas aún, en sintonía con las nuevas naciones, las historias de la independencia le dieron la espalda a España y empezaron una nueva vida que tomó forma con el establecimiento de universidades nacionales y cátedras de historia en la Hispanoamérica de los siglos diecinueve y veinte. El establecimiento de estudios regionales en la Europa de los años sesenta y en Estados Unidos reforzó el carácter americano de estos estudios. Atrás quedaron España y su historia. La vieja metrópolis permaneció en la memoria como una corte anquilosada y gobernada por autoridades corruptas y retrógradas.

Como muchos académicos lo advierten, el mundo y sus historias han cambiado tanto en los últimos años que es necesario reevaluar nuestras interpretaciones sobre las guerras de la independencia y proponer nuevas

perspectivas de análisis.<sup>1</sup> La globalización de las comunicaciones, el comercio, el terrorismo y las revoluciones nos recuerdan constantemente cuán interconectado e interdependiente es el mundo de hoy. Pero lo mismo se puede decir del período que abarcan los años entre 1760 y 1830, cuando los avances en la navegación y las comunicaciones, la ilustración y las guerras napoleónicas acercaron a los pueblos, incluyendo a Hispanoamérica y a España.<sup>2</sup> Estos cambios produjeron agitaciones y revoluciones políticas en muchas partes, sobre todo en el mundo occidental.<sup>3</sup> Con velocidad empezaron a circular ideas nuevas sobre el poder y la autoridad, cuestionando jerarquías tradicionales y privilegios. Así, la Declaración de la Independencia de Norte América de 1776 produjo un gran impacto en la comunidad internacional.<sup>4</sup> Al poco tiempo se difundieron copias y traducciones de la Declaración de los Derechos del Hombre y Ciudadano de 1789 proclamando que la soberanía residía en la nación y que todos los hombres habían nacido iguales y con el derecho de defender su libertad y resistir la opresión. Luego llegaron noticias más dramáticas sobre una revolución en Haití y sobre cómo en 1793 el pueblo francés había ajusticiado a unos de los más poderosos monarcas de entonces, al tiempo que un advenedizo proveniente de una pequeña isla en el Mediterráneo se había lanzado a conquistar el mundo. Comenzando en la Nueva Inglaterra, una revolución sucedió a la anterior. Por ello, aunque sin asumir que todas las revoluciones tuvieron las mismas causas o la misma naturaleza, las guerras de la

---

<sup>1</sup> Para un excelente análisis de la historiografía sobre el quiebre del imperio español y las independencias hispanoamericanas ver Gabriel Paquette: *The Dissolution of the Spanish Atlantic Monarchy*. En: *The Historical Journal* vol. 52, no. 1 (2009), pp. 175-212. Para el caso peruano ver Scarlett O'Phelan (ed.): *La independencia del Perú. De los Borbones a Bolívar*, Lima 2001.

<sup>2</sup> Sobre el acercamiento del mundo en esta era ver Christopher A. Bayly: *The First Age of Global Imperialism, c. 1760-1830*. En: *Journal of Imperial and Commonwealth History* vol. 26 (1998), pp. 5-10 y *The Birth of the Modern World, 1780-1914*. Malden, MA 2004, parte 1, así como Emma Rothschild: *The East India Company and the American Revolution*. Cambridge 2002. Sobre la globalización de las comunicaciones ver Robert Darnton: *An Early Information Society. News and Media in Eighteenth-Century Paris*. En: *American Historical Review* vol. 1105, no. 1 (2000), pp. 1-35 y Tony Ballantyne: *Empire, Knowledge, and Culture. From Proto-Globalization to Modern Globalization*. En: Anthony G. Hopkins (ed.): *Globalization in World History*. Londres/ Nueva York 2003, pp. 115-140. Sobre el surgimiento del mundo Atlántico hacia 1760 ver Bernard Bailyn: *Atlantic History. Concept and Contours*, Cambridge, MA 2005.

<sup>3</sup> Bayly: *The Birth of the Modern World*, capítulo 3.

<sup>4</sup> David Armitage: *The Declaration of Independence. A Global History*. Cambridge, MA/ Londres 2007.

independencia hispanoamericana necesitan ser analizadas en este contexto de agitación global. Y así, tras reconocer las enormes diferencias entre Lima, Arequipa, Cuzco, Boston, París, Haití y Madrid, es tiempo de buscar similitudes y conexiones y evaluar cuánto más podemos ampliar nuestro conocimiento con esta perspectiva.<sup>5</sup>

El presente trabajo se concentrará en analizar los vínculos entre dos lugares centrales del imperio español: el Perú y España. No se pretende aquí restarle importancia a todos aquellos estudios que se han esforzado por explicar las diferencias y el proceso de separación que cimentó a los nuevos estados americanos. Lejos de contradecir el conocimiento alcanzado, la meta es complementarlo y enriquecerlo. Este ensayo pretende más bien mostrar los beneficios de tomar una perspectiva distinta que enfatice conexiones y paralelos y vierta una luz nueva sobre problemas viejos y centrales.<sup>6</sup> La primera parte del trabajo ofrece una breve discusión sobre la historiografía de la independencia en el Perú con particular énfasis en la historia política y el análisis de algunas ideas que contribuyeron al divorcio de las historiografías española y peruana. La segunda, esboza una nueva perspectiva de análisis que nos podría ayudar a entender mejor los orígenes de la inestabilidad política y el caudillismo en las primeras repúblicas americanas.

\*

En las discusiones acerca de las causas y circunstancias que condujeron a la independencia del Perú han predominado las interpretaciones políticas y las historias nacionales. Antes de analizar las principales perspectivas en la historiografía sobre este tema es necesario un comentario sobre comparaciones y paralelos. Al intentar comparaciones entre los diferentes países latinoamericanos o colocar el caso peruano en interpretaciones generales, los especialistas han enfrentado dos grandes obstáculos. El primero ha sido la tendencia a asumir a México o Argentina como prototipos y evaluar el caso

---

<sup>5</sup> Un gran ejemplo de las posibilidades ofrecidas por esta perspectiva es el luminoso y magistral trabajo de John H. Elliott: *Empires of the Atlantic World. Britain and Spain in America, 1492-1830*. Londres/ New Haven, CT 2006.

<sup>6</sup> Sobre la necesidad de usar esta perspectiva de análisis para el imperio británico ver Susan Pedersen: *What Is Political History Now?* En: David Cannadine (ed.): *What Is History Now?* Nueva York 2002, pp. 36-56.



peruano en relación a éstos. La historia peruana necesita despojarse de marcos de interpretación que han partido de estos casos y han funcionado para ellos. Se trata más bien de buscar una interpretación propia que considere al Perú en sus circunstancias particulares: las de un reino central en el imperio español, gobernado por una poderosa corte con instituciones y élites enraizadas que en muchos aspectos tenían más en común con la metrópolis que con los vecinos americanos. La historia del Perú no tiene por qué parecerse, ni mucho menos ajustarse a la de otras regiones hispanoamericanas. El virreinato de Nueva España abarcó un territorio mucho más grande que el del Perú y nunca llegó a ser verdaderamente centralizado. El joven virreinato de Río de la Plata, por su parte, creado en 1778, comprendía un territorio comercialmente central pero políticamente marginal para la administración real y poseía instituciones de menor arraigo que en el caso peruano. El segundo problema que ha afectado a las historias comparativas, y se deriva del anterior, es el haber considerado al Perú como caso excepcional o fallido al comprobar que su historia no se ajustaba a los marcos anteriores. La independencia del Perú, siempre considerada tardía, y el terco realismo de sus élites han intrigado a algunos y fastidiado a muchos. Por ello imperan las historias que presentan la transición peruana hacia la independencia como fracasada. Esta visión ha predominado pese a los esfuerzos de una corriente menor de historiadores peruanos que se han esforzado por demostrar lo contrario.<sup>7</sup>

En el pasado, las historias tradicionales sobre la independencia buscaron a los “precursores de la emancipación”. De acuerdo con estas interpretaciones todavía en boga, hacia mediados del siglo dieciocho los criollos empezaron a tomar conciencia de sí, lo cual implicaba tomar conciencia de su diferencia con respecto a los españoles peninsulares. Esta narrativa impuso la rivalidad criollo-peninsular como la fuerza motor detrás de guerras y rebeliones. Así, los criollos influenciados por la ilustración desarrollaron una aversión a los peninsulares y empezaron a organizarse y planear rebeliones contra el yugo metropolitano. Para esta historia de tipo “Whig”, cada acto de protesta y cada pronunciamiento político cimentaban el camino hacia la independencia. El rebelde Túpac Amaru iniciaba la lucha en 1780. En 1791 el jesuita exiliado en Londres Juan Pablo Viscardo y Guzmán expresaba en su famosa “Carta a los Españoles Ameri-

---

<sup>7</sup> Jorge Basadre: *El azar en la historia y sus límites con un apéndice. La serie de probabilidades dentro de la emancipación peruana*. Lima 1973 y Scarlett O’Phelan: *El mito de la “independencia concedida”. Los programas políticos del siglo XVIII y del temprano XIX en el Perú y Alto Perú (1730-1814)*. En: Alberto Flores Galindo (ed.): *Independencia y revolución 1780-1840*. Lima 1987, pp. 145-199.

canos” el deseo manifiesto de los criollos por liberarse, mientras que hombres de letras como Hipólito Unánue y Toribio Rodríguez de Mendoza se ocupaban en diseñar nuevas formas de gobierno. Esta evolución natural hacia la independencia habría sido complicada y retardada por sangrientas guerras civiles. Finalmente en 1826 los peruanos culminaron su larga lucha por la libertad cuando conspiraron contra Simón Bolívar, lo forzaron a renunciar y recuperaron el control de su destino.<sup>8</sup>

En la década de 1970, los historiadores influidos por una metodología marxista de análisis reaccionaron contra esa antigua corriente interpretativa alegando que aquellas ideas eran producto de mitos. Heraclio Bonilla y Karen Spalding desataron una gran controversia cuando en 1972, durante los aniversarios por el sesquicentenario de la independencia en el Perú, sostuvieron que nadie había peleado por ésta. Ellos sostenían que la independencia les había sido concedida a los peruanos por los ejércitos foráneos de San Martín y Bolívar. Asimismo, entendían la renuencia de la élite criolla a pelear por la independencia como resultado natural de su manifiesta alianza de clases con los españoles peninsulares y del miedo a una rebelión indígena. Siguiendo esta línea de pensamiento, los autores concluían que la independencia del Perú había sido un acontecimiento histórico menor, pues no había implicado grandes cambios estructurales.<sup>9</sup>

En respuesta a estas interpretaciones los historiadores sociales de la década de los ochenta enfatizaron la larga historia de rebeliones y protestas anticoloniales que caracterizó al virreinato del Perú. Proponían además llevar a cabo estudios que se centraran menos en Lima y en sus élites y más en movimientos regionales y en grupos subalternos.<sup>10</sup> Scarlett O’Phelan sugería por ejemplo considerar las dimensiones contemporáneas del Perú en el temprano siglo XIX, que para entonces incluían al Alto Perú. Bajo esta premisa, O’Phelan sostuvo en un artículo seminal que las primeras luchas autonómicas

---

<sup>8</sup> Como ejemplo de esta perspectiva ver José Agustín de la Puente Candamo: *Notas sobre la causa de la independencia del Perú*. Lima 1970.

<sup>9</sup> Heraclio Bonilla/ Karen Spalding: *La Independencia en el Perú*. Las palabras y los hechos. En: Heraclio Bonilla et al. (eds.): *La independencia en el Perú*. Lima 1981, pp. 70-113. Alberto Flores Galindo compartió esta visión en *Aristocracia y plebe*. Lima, 1760-1830. Lima 1984.

<sup>10</sup> John Fisher: *Royalism, Regionalism, and Rebellion in Colonial Peru, 1808-1815*. En: *Hispanic American Historical Review* vol. 59, no. 2 (1979), pp. 232-257 y *Etnicidad, insurgencia y sociedad en los Andes. El caso curioso del Perú, c. 1750-1840*. En: *Revista Andina* vol. 38 (2004), pp. 65-85.

de La Paz demostraban la participación muy temprana del sur del Perú en las fases iniciales de la independencia. Con esta evidencia, la autora concluía que el mito de la independencia concedida no era un hecho sino una invención de Bonilla y Spalding.<sup>11</sup>

Pese a este nuevo énfasis en movimientos regionales y sociales, la década de 1980 volvió sobre el tema de los nacionalismos. Esta fue una tendencia general en los estudios latinoamericanos, influenciados sobre todo por las obras de dos académicos ingleses: David Brading y Benedict Anderson. El primero, historiador y profesor de la Universidad de Cambridge, tras un trabajo brillante sobre la minería y las reformas borbónicas en México, dedicó buena parte de su labor intelectual a entender las causas y características del nacionalismo mexicano. En 1983 Brading publicó un trabajo sobre Simón Bolívar en el que difundió por primera vez su concepto de “patriotismo criollo”, con el que transformó y marcó la historiografía sobre la independencia hasta nuestros días.<sup>12</sup> Por otro lado, el politólogo Benedict Anderson publicó ese mismo año su famosísima obra *Imagined Communities* en la que postulaba una interpretación general sobre el rol del nacionalismo en el quiebre de imperios y el surgimiento de nuevos estados. El caso hispanoamericano ocupa un lugar central en su teoría. En sintonía con Brading, Anderson consideraba primordial el rol de los criollos en difundir a través de la prensa la idea de una comunidad americana imaginada y distinta, capaz de forjar un sentimiento nacional suficientemente fuerte para provocar una rebelión.<sup>13</sup> Resulta interesante observar cómo ambos

---

<sup>11</sup> O’Phelan: El mito de la “independencia concedida”, Ver también Víctor Peralta: En defensa de la autoridad. Política y cultura bajo el gobierno del virrey Abascal. Perú 1806-1816. Madrid 2002, pp. 143ss.

<sup>12</sup> David Brading: *Classical Republicanism and Creole Patriotism. Simón Bolívar (1783-1830) and the Spanish American Revolution*. Cambridge 1983. Para una discusión sobre este tema ver Paquette: *The Dissolution of the Spanish Atlantic Monarchy*.

<sup>13</sup> Ver David Brading: *The First America. The Spanish Monarchy, Creole Patriots, and the Liberal State 1492-1867*. Cambridge 1991; *The Origins of Mexican Nationalism*. Cambridge 1985 y Benedict Anderson: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Londres/ Nueva York 1991. Para una crítica de la aplicación del modelo de Anderson en Hispanoamérica ver Claudio Lomnitz: *Nationalism as a Practical System. Benedict Anderson’s Theory of Nationalism from the Vantage Point of Spanish America*. En: Miguel Angel Centeno/ Fernando López-Alves (eds.): *The Other Mirror. Grand Theory through the Lens of Latin America*. Princeton, NJ/ Oxford 2001, pp. 320-359. Pese a cuestionar errores fundamentales en la interpretación de Anderson y reconocer las complejidades del surgimiento de ideas nacionales en el contexto del mundo hispánico, Lomnitz deja de lado las contradicciones creadas por la difusión de ideas e instituciones universales.

autores, contemporáneos y compatriotas que experimentaron directamente la descolonización de su propio imperio, consideraban al nacionalismo como una consecuencia necesaria en la evolución política de cualquier país hacia la independencia. Ambos coincidían en que la falta de una identidad colectiva sólida en los territorios que luego formarían las futuras repúblicas producía inevitablemente países con estados y alianzas políticas débiles. Desde esta perspectiva, la inestabilidad política que caracterizó a las primeras repúblicas era vista como producto de estados débiles y finalmente de sentimientos nacionales débiles.

Pese a su fuerza argumentativa, estas interpretaciones presentan muchos problemas. El más serio es, a mi juicio, su unilateralismo pues la única ideología que ambos autores consideran seriamente en su análisis es el nacionalismo o, en términos de Brading, el criollismo patriota.<sup>14</sup> El historiador inglés es quien con mayor autoridad ha argumentado que las obras de los escritores franceses e ingleses del tardío siglo dieciocho como Cornelius de Pauw, George-Louis Leclerc Buffon, Guillaume-Thomas Raynal y William Robertson desataron una corriente nacionalista en Hispanoamérica. De acuerdo a los estudios de Brading, al denunciar el mal gobierno de la corona y la falta de civilización entre los españoles americanos, estos escritores europeos provocaron una respuesta entre algunos criollos, especialmente los jesuitas criollos. Estos últimos, afanados por probar lo contrario, produjeron obras en defensa de los americanos presentando y explicando al mundo las particularidades americanas. Pronto surgieron artículos similares en la prensa. Y así se fue construyendo una visión de las provincias americanas distinta a la española y se forjaron sentimientos nacionales incipientes. En el esquema de Brading, México es el arquetipo pues, de acuerdo a sus postulados, fue allí donde con mayor éxito se forjó un sentimiento y un mito nacional en torno al culto de la Virgen de Guadalupe que resultaron claves en la historia de ese país. En las décadas siguientes, esta devoción habría ayudado a consolidar una identidad particular en Nueva España y, por ende, una oposición ideológica a la metrópolis.<sup>15</sup>

---

<sup>14</sup> Como ejemplo de la aplicación de la categoría “patriotismo criollo” forjada por Brading en estudios recientes ver Jaime Cañizares-Esguerra: *How to Write the History of the New World. Histories, Epistemologies, and Identities in the Eighteenth-Century Atlantic World*. Stanford, CA 2001.

<sup>15</sup> Brading: *The First America*, capítulos 19-21 y *The Origins of Mexican Nationalism*.

Si bien estas ideas presentan una mayor solidez para el caso mexicano, los problemas aparecen cuando el caso se transforma en patrón. Pese a las enormes diferencias entre las antiguas provincias del imperio español, Brading mantuvo este esquema en su monumental obra sobre Hispanoamérica, *First America*, y trató de identificar y analizar los casos en que se desarrolló un patriotismo criollo similar al mexicano. El tratamiento dado a dos provincias claves y centrales de la América española, Cuba y el Perú, muestran las limitaciones de esta línea interpretativa. La siempre leal perla del Caribe fue simplemente dejada de lado al no haber optado por la independencia en la década del veinte. El Perú, en cambio, fue analizado una vez más en negativo al no haber podido producir semillas nacionalistas significativas en el tardío siglo dieciocho peruano. Es así como, a excepción del jesuita Viscardo y Guzmán, pocos peruanos escaparon la condena de este análisis. Pedro Peralta y Barnuevo fracasó como hombre de letras, pues sólo había logrado producir un patriotismo “formal”.<sup>16</sup> Ignacio de Castro mostró sólo un atisbo de patriotismo en sus estudios sobre los virreinos del Perú y México, pero falló en referirse a la rebelión de Túpac Amaru y en usar símbolos incas como símbolos nacionales.<sup>17</sup> A su vez, los escritores del *Mercurio Peruano* fallaron al preferir dedicar su revista a la mineralogía, el clima y a temas económicos y científicos antes que a construir un mito unificador.<sup>18</sup>

A pesar de sus limitaciones, estas interpretaciones y el énfasis en el rol de los nacionalismos han mantenido su vigor. Los estudios de la década de los noventa, por ejemplo, con grandes reivindicaciones revisionistas y centrados en analizar las acciones de los grupos subalternos y su rol en los conflictos post-coloniales, asumieron por entero el marco anterior. Complementando antes que contradiciendo a Anderson y Brading, estos estudios han argumentado que no sólo las élites, sino también los grupos subalternos desempeñaron roles claves

---

<sup>16</sup> Brading: *The First America*, pp. 394, 399.

<sup>17</sup> *Ibidem*, pp. 412-414.

<sup>18</sup> *Ibidem*, pp. 449-450. Poniendo en cuestionamiento esta visión de nacionalismos fracasados, Jorge Cañizares-Esguerra ha sostenido que el *Mercurio Peruano* sí revela señales de un incipiente sentimiento nacional en los intentos de Hipólito Unánue por estudiar, describir y aprehender el espacio peruano. Estos esfuerzos demostrarían cómo los peruanos al igual que muchos criollos del tardío siglo dieciocho, estaban tratando de forjar espacios espirituales y culturales de diferencia al describir espacios físicos distintos. Pero esto no era una particularidad americana, sino algo que sucedía también en muchas regiones de España. Como colaborador cercano de los virreyes, Unánue estaba al tanto de estas novedades. Ver Jorge Cañizares-Esguerra: *Nation and Nature. Patriotic Representations of Nature in Late Colonial Spanish America*. Working Paper no. 98,31, Harvard University 1998.

en la construcción de los tempranos nacionalismos. Es así como, de acuerdo a Florencia Mallon, los países con sentimientos nacionales fuertes, como México, construyeron un sentimiento nacionalista fuerte, un estado fuerte y lograron por ende forjar una gran revolución. En contraste, países como el Perú que desarrollaron un nacionalismo y un estado débiles, estuvieron condenados a producir revoluciones fracasadas.<sup>19</sup>

Los mundos ideológicos e intelectuales del tardío siglo dieciocho y el temprano diecinueve eran mucho más complejos y diversos de lo que comúnmente nos han representado los análisis históricos. La gente que vivió entre los dramáticos años de 1760 y 1830 creían en la Ilustración, el universalismo, hermandades internacionales como la masonería, alianzas continentales e infinitas repúblicas de las letras. Ellos podían identificarse indistintamente como criollos, americanos españoles, arequipeños, peruanos o españoles.<sup>20</sup> Como sostenía Amartya Sen recientemente, la idea de que un pueblo debe tener solamente una identidad obedece más a una ilusión que a una realidad.<sup>21</sup> La coexistencia de ideas universales e ideas nacionales incipientes es precisamente lo que hace de las guerras de independencia en Hispanoamérica un tema tan fascinante y difícil de entender.<sup>22</sup>

Otra línea interpretativa central en la historiografía política sobre la independencia, mencionada anteriormente, es la basada en el resentimiento criollo y la rivalidad entre criollos y peninsulares. Este es un viejo *leitmotiv*, reelaborado y sofisticado con mucho éxito por Mark Burkholder y D. S. Chandler en la década de 1980. Partiendo de un análisis sobre la distribución de puestos en las audiencias de la América colonial desde el tardío siglo diecisiete hasta 1808, los autores postularon que la corona española intentó activamente recortar el poder criollo, sobre todo en la audiencia, provocando un fuerte

---

<sup>19</sup> Florencia Mallon: *Peasant and Nation. The Making of Postcolonial Mexico and Peru*. Berkeley, CA 1995.

<sup>20</sup> Incluso la Constitución de Cádiz, el código más moderno y liberal de esos años incluía una definición de “nación” diferente a la nuestra que incluía a los españoles de los dos hemisferios: “La Nación española es la reunión de todos los españoles de ambos hemisferios.” Véase <http://club.telepolis.com/erbez/1812.htm>, 5.5.2011.

<sup>21</sup> Amartya Sen: *Identity and Violence: the Illusion of Destiny*. Nueva York 2006.

<sup>22</sup> Décadas atrás, Juan Marichal hizo un llamado para desarrollar esta clase de estudios. Ver sus *Cuatro fases de la historia intelectual latinoamericana, 1810-1970*. Madrid 1978. Para un estudio revelador que discute las tensiones entre ideas nacionalistas y universalistas en la India durante los siglos diecinueve y veinte, ver Sugata Bose: *A Hundred Horizons. The Indian Ocean in the Age of Global Empire*. Cambridge, MA/ Londres 2006.

sentimiento anti-español. Estos rencores se habrían acumulado a lo largo del tiempo, explotando hacia 1810 y provocando movimientos a favor del auto gobierno.<sup>23</sup> El problema central de esta interpretación y de las historias políticas sobre la independencia, en general, es que no consideran un elemento clave de lo político: las negociaciones (*bargaining*) por el poder.<sup>24</sup> Pero si incluimos esta categoría, podemos recuperar una visión más dinámica del cambio histórico.

Es así como, por más contradictorio que parezca, la corona española implantó en efecto y con éxito una política de exclusión a los criollos de puestos administrativos. La meta era dividir el poder local del central. Pero en la América española del tardío siglo dieciocho, la corona intentó al mismo tiempo ganarse a las élites americanas, especialmente en áreas centrales de dominio como el Perú. Es así como muchísimos peruanos obtuvieron títulos de nobleza en estos años.<sup>25</sup> Más aún, pese a repetidas restricciones, los criollos ricos se dedicaron a casar a sus hijas con funcionarios borbónicos con el fin de consolidar su poder y conectarse con redes de influencia imperial.<sup>26</sup> Así, algunos criollos, como los miembros del clan Goyeneche, se unieron a redes de comercio transatlántico e hicieron fortunas. Otros, como muchos de los miembros del Tribunal del Consulado de Lima, se quedaron atrás y no cesaron de protestar ante la corona por su marginación.<sup>27</sup> En suma, como lo sostuvieron Burkholder y Chandler, en el tardío siglo dieciocho los criollos perdieron el control que por tanto tiempo habían gozado sobre la audiencia. Sin embargo, hacia 1808 la audiencia ya había perdido su rol preeminente en la sociedad

---

<sup>23</sup> Mark A. Burkholder/ Dewitt S. Chandler: *From Impotence to Authority. The Spanish Crown and the American Audiencias, 1687-1808*. Columbia, MO 1977.

<sup>24</sup> Para ejemplos de estudios centrados en la capacidad de las élites hispanoamericanas y brasileñas de negociar el poder con las autoridades metropolitanas ver Jorge I. Domínguez: *Insurrection of Loyalty. The Breakdown of the Spanish American Empire*. Cambridge, MA/ Londres 1980 y Kenneth Maxwell: *Naked Tropics. Essays on Empire and Other Rogues*. Nueva York 2003.

<sup>25</sup> Guillermo Lohmann Villena: *Los americanos en las órdenes nobiliarias (1529-1900)*. Tomo 1. Madrid 1947, p. LXXIV.

<sup>26</sup> Para un estudio reciente sobre la importancia de las redes imperiales en el siglo dieciocho ver Xabier Lamikiz: *Trade and Trust in the Eighteenth-Century Atlantic World. Spanish Merchants and Their Overseas Networks*. Londres/ Rochester, NY 2010.

<sup>27</sup> John Fisher: El impacto del libre comercio en el Perú, 1778-1796. En: *Revista de Indias* vol. 48 (1988), p. 408; José Miguel Medrano/ Carlos Malamud: Las actividades de los Cinco Gremios Mayores en el Perú. Apuntes preliminares. En: *Revista de Indias* vol. 48, no. 182-183 (1988), pp. 428-429; John Fisher: *El Perú borbónico. 1750-1824*. Lima 2000, pp. 122-127 y Carlos Malamud: La consolidación de una familia de la oligarquía arequipeña. Los Goyeneche. En: *Quinto Centenario* vol. 4 (1982), pp. 49-135.

frente al creciente poder del ejército, en el que los criollos desempeñaban un rol principal.<sup>28</sup>

En la década de los noventa del siglo pasado también prosperaron la historia cultural y el renovado interés en la propagación del liberalismo en Hispanoamérica. Estas perspectivas siguen teniendo gran vigencia y han contribuido decididamente a ampliar nuestra visión sobre la independencia y, por ende, a liberarnos de la obsesión por el nacionalismo. Ambas perspectivas identifican las causas de este proceso dentro de un contexto imperial y coinciden en considerar la invasión napoleónica de 1808 como detonante de las “Revoluciones Hispánicas”. Desde la historia cultural, François-Xavier Guerra sostenía que la invasión había provocado la súbita irrupción de la modernidad en el mundo hispánico y que la independencia había sido una consecuencia natural de esta “mutación cultural”.<sup>29</sup> También en esta línea de análisis, pero desde una perspectiva política y constitucional, Jaime Rodríguez O. y Brian Hamnett han argumentado que la independencia fue más bien el resultado de una revolución liberal hispánica, que empezó con luchas por autonomía y representación equitativa y culminó en guerras de independencia.<sup>30</sup> Uno de los mayores aportes de estas perspectivas es, a mi juicio, el haber roto con una visión provinciana de la independencia, forzándonos a hacer comparaciones y estudiar vínculos y procesos comunes entre las diferentes regiones americanas. Estos estudios han tenido un gran impacto en la historiografía y han producido numerosos y luminosos trabajos sobre representación, ciudadanía e ideas de soberanía.<sup>31</sup> Destacan por ejemplo las obras de John Elliott, Jeremy Adelman y

---

<sup>28</sup> Ver Juan Marchena Fernández: *Oficiales y soldados en el Ejército de América*. Sevilla 1983.

<sup>29</sup> François-Xavier Guerra: *Modernidad e independencias. Ensayos sobre las revoluciones hispánicas*. Madrid 1992.

<sup>30</sup> Ver Jaime E. Rodríguez O.: *The Independence of Spanish America*. Cambridge/ Nueva York 1998 y Brian Hamnett: *Process and Pattern. A Re-Examination of the Ibero-American Independent Movements, 1808-1826*. En: *Journal of Latin American Studies* vol. 29, no. 2 (1997), pp. 279-328.

<sup>31</sup> Jaime E. Rodríguez O. (ed.): *Revolución, independencia y las nuevas naciones de América*. Madrid 2005 y Jeremy Adelman: *Sovereignty and Revolution in the Iberian World*. Princeton/ Oxford 2006. Ver también Antonio Annino (ed.): *Historia de las elecciones en Iberoamérica, siglo XIX. De la formación del espacio político nacional*. Buenos Aires 1995; Antonio Annino/ François-Xavier Guerra (eds.): *Inventando la nación. Iberoamérica siglo XIX*. México 2003 y Gabriella Chiaramonti: *Ciudadanía y representación en el Perú, 1808-1860. Los itinerarios de la soberanía*. Lima 2005.



José María Portillo sobre las luchas autonómicas en Hispanoamérica y las provincias vascongadas.<sup>32</sup>

Sin embargo, y pese a estos grandes avances, todavía quedan muchos temas de la vida política en el tardío imperio español por cubrir. Entre éstos dos son en mi opinión claves: las luchas por el poder que no se centraron en demandas constitucionales y la dinámica de la guerra. El trabajo revelador de Clement Thibaud para Nueva Granada demuestra, por ejemplo, cómo la rivalidad criollo-peninsular y los sentimientos nacionalistas no precedieron a las guerras civiles sino que se forjaron en ellas.<sup>33</sup> Así también, hubo mucha gente que peleó durante las guerras de independencia, no sólo por los nuevos ideales de igualdad, ciudadanía y soberanía, sino por un deseo individual y nuevo de alcanzar el poder y gobernar. Esta ambición provocó muchos cambios e inestabilidad en Hispanoamérica y el Perú, pero también en España.

\*

La historia política de la independencia ha estado siempre atada al tema de la inestabilidad y el caudillismo. Tras la ruptura del imperio español, estos fenómenos se perpetuaron en muchas de las nuevas repúblicas y en el Perú en particular. Con algunas excepciones, la historiografía sobre los orígenes de la inestabilidad en la región se ha centrado en lo súbito del cambio. De acuerdo a esta visión, los caudillos fueron producto de una independencia inesperada en pueblos políticamente inmaduros. Estas ideas llevan larga data y se remontan a los primeros escritos liberales tanto de España como Hispanoamérica.<sup>34</sup> Pero la mayor influencia en esta línea de pensamiento proviene del escritor y político argentino Domingo Faustino Sarmiento. En *Facundo. Civilización y barbarie*, y

---

<sup>32</sup> José María Portillo: Crisis atlántica. Autonomía e independencia en la crisis de la Monarquía Hispánica. Madrid 2006; Elliott: Empires of the Atlantic World y Adelman: Sovereignty and Revolution.

<sup>33</sup> Clément Thibaud: Repúblicas en armas. Los ejércitos bolivarianos en la Guerra de Independencia en Colombia y Venezuela. Bogotá 2003.

<sup>34</sup> Ver por ejemplo el siguiente comentario publicado por Alberto Lista in El Censor, 29 diciembre 1821: “La madre patria es en el día libre y las colonias son esclavas [...]. La España reprime el poder arbitrario de un monarca que antes tenía la desgracia de ser absoluto; las Américas crean dictadores, y erigen directorios ejecutivos sin la menor restricción en su poder despótico [...]. La España camina hacia su felicidad á pasos de gigante; la América vuelve á los siglos de barbarie con su prematura emancipación.” Esta era también la opinión de los monarquistas en el Perú. Al respecto, Jorge Basadre: La iniciación de la república. Tomo 1. Lima, 1929, pp. 22-28.

con la maestría de su pluma forjó el prototipo de caudillo americano. Para Sarmiento, los caudillos y Facundo en particular, no eran oficiales militares, sino patronos de vastos territorios y gentes salvajes. En este relato romántico de 1845 Sarmiento despojó a su antihéroe de toda razón y lo convirtió en un producto de una naturaleza agreste, alejada de la cultura. Su poder, por ende, sólo podía obedecer a factores extraordinarios e irracionales. Pese a que la ficción y el romanticismo tiñen el relato de Sarmiento, muchos historiadores – concientemente o no – se han basado en esta visión al tratar de crear una definición o un prototipo del caudillo americano.

La voz más influyente y autoritativa en la historiografía sobre el tema ha sido la de John Lynch. Para el historiador inglés los caudillos fueron grandes patronos que surgieron durante el colapso del imperio en áreas alejadas de fronteras como las pampas argentinas o las llanos venezolanos. En repetidas ocasiones Lynch ha sostenido que la transición de hispanoamericana hacia la independencia estuvo marcada por la quiebra completa de autoridades e instituciones coloniales. Por ello, el historiador inglés no consideraba posible establecer una continuidad entre la militarización borbónica en el tardío siglo dieciocho y temprano diecinueve y el caudillismo de las primeras repúblicas. Tras dedicar sus primeros trabajos a la era Habsburgo en España, Lynch se inició en la historia moderna latinoamericana estudiando a los caudillos de la región del Río de la Plata. Luego expandió su obra sobre este tema a toda Hispanoamérica, pero manteniendo siempre un énfasis en las regiones de grandes patronos como Argentina y Venezuela, en las que su esquema funciona mejor.<sup>35</sup> Sus trabajos han tenido una enorme influencia en la historiografía de la región, pero los límites de sus interpretaciones se hacen evidentes cuando se estudian zonas como el Perú, donde los caudillos no surgieron de las pampas, sino de entre los cuadros del ejército real, una institución que lejos de quebrarse durante la independencia, se adaptó a las nuevas circunstancias y se fortaleció.<sup>36</sup>

---

<sup>35</sup> Además de Sarmiento, otra de las grandes influencias en la obra de Lynch es la del escritor venezolano Laureano Vallenilla Lanz. Para confrontar la definición de caudillo de Lynch con la categoría de “gendarme necesario” acuñada por Vallenilla ver *Cesarismo democrático*. Estudios sobre las bases sociológicas de la Constitución efectiva de Venezuela. Caracas 1919; John Lynch: Bolívar and the Caudillos. En: *Hispanic American Historical Review* vol. 63, no. 1 (1983), pp. 3-35. Esta visión se ha mantenido en obras más recientes como el trabajo de Ariel de la Fuente: *Children of Facundo. Caudillo and Gaucho Insurgency during the Argentine State-Formation Process (La Rioja, 1853-1870)*. Durham, NC 2000.

<sup>36</sup> Basadre: *La iniciación*. Tomo 1, pp. 87-88.

Dos nuevas tendencias han marcado los estudios sobre el caudillismo en los últimos años: el post-colonialismo y la perspectiva subalterna. Los historiadores interesados en la primera corriente han argumentado que la inestabilidad política y el caudillismo, como muchos de los problemas que afectaron a las tempranas repúblicas latinoamericanas, fueron esencialmente problemas post-coloniales, es decir, consecuencia natural de la opresión colonial. Por ello, para entender los orígenes y características de estos conflictos, proponen escribir historias desde los márgenes y comparar el surgimiento de los estados latinoamericanos con el de otros estados post-coloniales como la India o Sudáfrica. Consideran que así evitaremos caer en visiones eurocentristas, en las cuales los sucesos americanos son analizados como meras derivaciones de procesos históricos europeos. Las comparaciones de este tipo son sin duda iluminadoras pues revelan contrastes y especificidades que escapan a los estudios nacionales. Sin embargo, al dejar de lado las metrópolis, estos estudios necesariamente asumen que todos los problemas que estudian se originaron por causas endógenas, desconociendo así los detallados trabajos de Guerra, Rodríguez y Hamnett.

Recientemente y bajo esta influencia, algunos historiadores han abordado el tema del caudillismo como una forma de política comunal. Sus estudios proponen que los caudillos surgieron y funcionaron como mediadores en las negociaciones entre los grupos subalternos y el nuevo estado republicano. Contradiendo el modelo establecido por Sarmiento, estos trabajos han sostenido que el poder del caudillo no radicaba en su carisma o en su calidad de patrón, sino en la autoridad que le encomendaba la comunidad y que le permanecía supeditada. Tras una serie de estudios de este tipo, hoy poseemos un mayor conocimiento sobre la política rural y la capacidad de los campesinos de influenciar al estado en sus decisiones.<sup>37</sup> Sin embargo, lo que se ha descuidado en esta perspectiva es el rol de instituciones centrales y articuladoras como el que ejerció el Ejército Real del Perú. Esta institución, que operaba tanto en las ciudades como en el campo y afectaba a las comunidades, no sólo contribuyó a difundir nuevas ideas de autoridad y poder al elevar profesionalmente a gente de acuerdo a criterios militares, sino que incorporó a campesinos, indígenas y gente de color. Los caudillos más poderosos de la primera república peruana como los mestizos Agustín Gamarra y Andrés de Santa Cruz pertenecieron

---

<sup>37</sup> Para un análisis de este tipo sobre la política y el caudillismo en el Cuzco y Huanta ver Charles Walker: *Smoldering Ashes. Cuzco and the Creation of Republican Peru, 1780-1840*. Durham, NC 1999 y Cecilia Méndez: *The Plebeian Republic. The Huanta Rebellion and the Making of the Peruvian State, 1820-1850*. Durham, NC/ Londres 2005.

desde muy jóvenes al ejército, recibieron un entrenamiento semi-profesional en la milicia y ascendieron los escalones militares hasta alcanzar grados de oficiales.<sup>38</sup> Si bien, como han demostrado los estudios anteriores, estos caudillos se apoyaron en sus provincias buscando recursos y apoyo social, su prestigio y autoridad devino sobre todo de su condición militar, de haber servido en el Ejército Real primero y en el republicano luego.<sup>39</sup>

Uno de los mayores problemas que ha enfrentado esta corriente de interpretación, y la historiografía latinoamericana en general, es el haber asumido a Latinoamérica como esencialmente diferente de otras regiones y merecedora, por lo tanto, de explicaciones históricas particulares. Por eso, al reclamar la necesidad de “provincializar Europa” y recuperar una historia de la modernidad y los nacionalismos desde los márgenes, esta perspectiva corre el riesgo de provincializar una vez más la historia latinoamericana.<sup>40</sup>

En contraposición a esta corriente, si estudiamos España y el Perú en paralelo podemos observar cómo ambas regiones del imperio español fueron afectadas por procesos disruptivos similares: el surgimiento de oficiales militares y guerrilleros como actores políticos nuevos que competían entre ellos y luchaban por espacios en los cuales ejercer poder. Jorge Basadre, el historiador más

---

<sup>38</sup> Sobre el entrenamiento de Gamarra y Santa Cruz en el Ejército del Alto Perú ver Félix Denegri Luna (ed.): *Biografías de generales republicanos* por Manuel de Mendiburu. Lima 1963 y Alfonso Crespo: *Santa Cruz. El cóndor indio*. México 1944.

<sup>39</sup> La biblioteca de la Universidad de Yale, así como la colección Félix Denegri Luna contienen numerosos panfletos, proclamaciones y comunicados firmados por los caudillos peruanos de la primera república, que nos revelan el gran orgullo que éstos sentían por su carrera militar y cómo basaban en ésta sus reclamos por autoridad y poder. Ver por ejemplo la siguiente cita extraída de *Defensa del coronel don Agustín Gamarra*, presentada al consejo de oficiales generales en 22 de mayo de 1822, por el H. S. Coronel comandante general de artillería don José Manuel Borgoño, su defensor. Lima 1822: “Solo el amor á la Patria lo ha arrastrado á nuestras banderas, y esta decision es digna por cierto de alabanza en un Americano, á quien no han dirigido fines rateros, ni motivos indecorosos [...]. Bastante conocidos fueron entre los Españoles el valor, conocimientos y disposicion de este Coronel; y prueba de ello son los escudos y medallas de distincion, y el grado á que lo elevaron; no obstante el odio y recelo con que lo miraban.” Folleto 720, Colección Félix Denegri Luna, Instituto Riva-Agüero, Pontificia Universidad Católica del Perú, Lima, Perú.

<sup>40</sup> Ver por ejemplo el análisis de Mark Turner sobre el libro tan debatido de Dipesh Chakrabarty: *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference* Princeton, NJ 2000. Mark Thurner: *After Spanish Rule. Writing Another After*. En: *After Spanish Rule. Postcolonial Predicaments of the Americas*. Durham, NC 2003, pp. 12-57. Para un análisis comparativo pero que incluye las metrópolis ver Elliott: *Empires of the Atlantic World*.

prestigioso que ha tenido la república peruana, sostuvo en repetidas ocasiones que las insurrecciones en el Perú no se labraron en el campo, sino en las barracas militares.<sup>41</sup> Basadre reaccionó en contra de una historiografía que, influida por el modelo de Sarmiento, representaba a los caudillos como bandidos y gauchos. Sin embargo, y pese a sus esfuerzos, la suya fue siempre una voz menor. Si bien el historiador peruano descuidó el estudio de las bases sociales de estos personajes y hoy tenemos un mejor conocimiento sobre sus circunstancias, tampoco podemos volcarnos totalmente al campo y dejar de lado la minuciosa y sólida historia que nos dejó Basadre sobre el tema.

Entonces, si estudiamos la historia del Perú y España en conjunto en tiempos de la independencia podemos encontrar similitudes interesantes y paralelos quizás más apropiados en el desarrollo del caudillismo. Si bien este tema demanda un análisis más extenso del que aquí es posible, podemos observar y esbozar dos paralelos claves e insuficientemente explorados. En primer lugar, la inestabilidad política y el caudillismo militar fueron fenómenos que también azotaron a la antigua metrópolis en el siglo diecinueve. No tiene por qué ser una coincidencia que España, al mismo tiempo que el Perú, viera levantarse a militares y guerrilleros ávidos por demostrar su poder y comandar. Estos caudillos leales no se alzaron para rebelarse contra la corona española, sino para defenderla.

Como consecuencia de la invasión napoleónica, militares profesionales, milicianos y guerrilleros en la Península organizaron levantamientos y ejercitaron liderazgo en el campo de batalla. A los más exitosos, como al general Palafox y al Empecinado se les llamó caudillos. La prensa de la época contribuyó a encumbrarlos al difundir noticias sobre sus acciones extraordinarias y coraje. Estas noticias se difundieron extensamente por el imperio español. Por ejemplo, la prensa del Perú en la década de 1810 – *La Minerva Peruana*, *El Peruano* y *El Investigador* – publicó numerosas descripciones de las fantásticas acciones de Palafox en Zaragoza y El Empecinado en Castilla.<sup>42</sup> Más aún, en estos años se vivió en España como en el Perú un renacer de los antiguos héroes y caudillos de la Reconquista. El Cid, Pelayo y Guzmán fueron

---

<sup>41</sup> Basadre: La iniciación de la república. Tomo 1, pp. 116-117.

<sup>42</sup> En el 1810, por ejemplo se reimprimió en Lima la descripción de la victoria de Palafox sobre Zaragoza. Relación del primer sitio de Zaragoza, del 14 de junio al 15 de agosto de 1808, publicada en Londres por M. Pelletier, y traducida por el editor de la *Minerva Peruana*. Lima 1810. Ver también *El Investigador*, 4 enero 1811.

invocados muchas veces en la lucha contra Napoleón.<sup>43</sup> Así, estos textos nos presentan a los caudillos no como bandidos o líderes rebeldes de zonas remotas, sino como personajes claves de una larga tradición hispánica.

Al poco tiempo de la invasión napoleónica, los españoles americanos se unieron en la lucha por la causa liberal. Algunos, frustrados por la reticencia de las autoridades metropolitanas en aceptar la formación de gobiernos autónomos o juntas en América organizaron movimientos insurgentes liderados por caudillos. El virreinato del Perú permaneció en su mayor parte inmune a la insurgencia, pero no al caudillismo. En gran parte, esto fue consecuencia de la militarización iniciada por las autoridades virreinales en el tardío siglo dieciocho pero sobre todo por el virrey Abascal (1806-1816), quien formó uno de los ejércitos mejor organizados y más exitosos del imperio español. Parte del éxito de esta institución fue precisamente el incorporar y acomodar a nuevos y expectantes grupos e individuos. Sin embargo, al asumir que todos los caudillos debían ser líderes de insurgentes, la historiografía ha dejado de lado a estos actores. El caudillo leal más famoso del Perú fue el general arequipeño, José Manuel de Goyeneche, Comandante General del Ejército del Alto Perú. Uno de los hombres más ricos del virreinato del Perú, Goyeneche, viajó de niño a España en donde se enroló en el ejército para recibir una educación militar profesional. En 1808 fue nombrado Brigadier General de los Reales Ejércitos con la misión de organizar la defensa de Sudamérica. La Junta Central de Sevilla le encomendó también la tarea de comunicar las noticias sobre la invasión francesa. Como sucedió con los líderes de la guerrilla y el ejército en España, la prensa peruana exaltó a Goyeneche por sus victorias frente a los insurgentes de La Paz. Lo llamaban “Gran Pompeyo”, “Padre de la Patria” y “Verdadero Héroe Peruano”. Sus opositores, sobre todo en Río de la Plata y Charcas, rechazaron su nueva autoridad y lo acusaron de abusar de sus poderes al actuar como Presidente del Perú en lugar de limitarse a ser Comandante General.<sup>44</sup> Para los insurgentes, sin embargo, Goyeneche no era un verdadero caudillo, tan sólo un general sangriento del viejo orden.<sup>45</sup>

---

<sup>43</sup> Véase por ejemplo: “El español elevado sobre sí mismo, ó haciendo revivir la virtud, el denuedo, y el heroísmo incontrastable de los Pelayos, de los Ramiros, de los Guzmanes, y Vivares, reproduce y eterniza sus mas bellos triunfos, y muestra que jamas doblegará su frente á la obediencia infamadora del bárbaro aventurero que amancilla el trono de S. Luis, y labra cadenas ignominiosas y horribles a todos los pueblos.” *El Investigador*, 6 julio 1813.

<sup>44</sup> *El Peruano*, 31 diciembre 1811; 14 enero 1812. Para una discusión más extensa sobre este tema ver Mónica Ricketts: *Spanish American Napoleons. The Transformation of Military*

Tomando estos elementos en consideración y bajo esta luz podemos observar cómo el caudillismo surgió como un fenómeno más complejo que también afectó a la política ibérica por décadas. El surgimiento de guerrillas y caudillos en España en el contexto de las guerras napoleónicas y sus efectos desestabilizadores han sido el objeto de extensos análisis en la historiografía española. Estos, sin embargo, rara vez han sido tomados en cuenta y vinculados con la historia hispanoamericana.<sup>46</sup>

Este punto nos lleva a discutir un último paralelo en relación con el origen del vocablo *caudillo*. Como se sostuvo anteriormente, la historiografía latinoamericana ha considerado al caudillismo como un fenómeno eminentemente americano. Sin embargo, esta versión no considera que el término *caudillo* se remonta a la Reconquista y se mantuvo en uso en España hasta la era de Franco, quien se consideraba el último gran caudillo. Los diccionarios electrónicos de la Real Academia de la Lengua Española, así como el Corpus Diacrónico del Español (CORDE), que permite analizar el uso de vocablos en miles de documentos oficiales y literarios tanto de España como Hispanoamérica, nos ofrecen hoy una herramienta nueva para analizar la evolución de términos claves en la historia.

De acuerdo a CORDE, el primer texto en incluir el término *caudillo* fueron las Partidas de Alfonso X, seguidas por los relatos literarios de la Reconquista.<sup>47</sup> Por otro lado, el primer diccionario de autoridades de 1729 ofrece la siguiente explicación para *caudillo*: “El que guía, manda y rige la gente de guerra, siendo su cabeza, y que como a tal todos le obedecen. Viene

---

Officers into Political Leaders, Peru, 1790-1830. En: Christophe Belaubre/ Jordana Dym/ John Savage (eds.): *Napoleon's Atlantic. The Impact of the Napoleonic Empire in the Atlantic World*. Leiden/ Boston 2010, pp. 210-228.

<sup>45</sup> La voz de la libertad levantada por un patriota con ocasión de la victoria ganada por las armas de la patria contra las tropas del parricida Goyeneche en las cercanías de Salta. El Ciudadano. Buenos Aires 1813. Archivo General de Indias, Diversos 3 A, R. 3, 1813.

<sup>46</sup> A.R.M. Carr: *Spain. Rule by Generals*. En: Michael Eliot Howard (ed.): *Soldiers and Governments. Nine Studies in Civil-Military Relations*. Londres 1957, pp. 135-148; Eric Christiansen: *The Origins of Military Power in Spain, 1800-1854*. Oxford 1967; Stanley Paine: *Politics and the Military in Modern Spain*. Stanford, CA 1967; Pierre Vilar: *Hidalgos, amotinados y guerrilleros. Pueblo y poderes en la historia de España*. Barcelona 1982. Para estudios más recientes ver Charles Esdaile: *The Peninsular War. A New History*. Londres 2002 y Charles Esdaile: *Fighting Napoleon. Guerrillas, Bandits and Adventurers in Spain, 1808-1814*. New Haven, CT 2004.

<sup>47</sup> Las siete partidas del Rey Don Alfonso el Sabio, contejadas con varios códices antiguos por la Real Academia de la Historia. Tomo 2. Partidas segunda y tercera. <http://bib.cervantesvirtual.com>, 11.5.2011.

del Latino *Caput*, y arrimándose mas à su origen se llamaba antiguamente Cabildo”. La explicación se amplió luego para describir al líder, gobernador popular, a la cabeza de un grupo militar o no. El diccionario de 1780 ofrece dos definiciones que han permanecido hasta hoy. *Caudillo* podría referirse a la cabeza o líder de gente de guerra (*Dux, belli caput*) o a la cabeza de un gremio, comunidad o cuerpo (*Caput, praefectus*). Así, de acuerdo a estos diccionarios, el caudillo encarnaba al líder de un grupo y no necesariamente a un patrón de estancia. Por otro lado, el vocablo *caudillaje* aparece mucho después, en el diccionario de 1914, describiendo el “Mando o gobierno de un caudillo”. Es recién en 1925 cuando se recoge por primera vez una definición americana para *caudillaje*, equiparándola con caciquismo o tiranía en Argentina y Chile.<sup>48</sup>

En resumen, si bien los diccionarios y textos contemporáneos ofrecen una definición americana del término *caudillaje*, ésta aparece sólo en el siglo veinte. Pero nada semejante se contempla para el término *caudillo*. Por lo menos, para los diccionarios españoles y los cientos de textos antiguos los caudillos no pertenecieron a ningún lugar en particular. Quizás esta evidencia y los nuevos trabajos sobre las revoluciones hispánicas nos permitan entender el caudillismo y la inestabilidad política que provocaron, como parte de un fenómeno más amplio, que afectó tanto a la metrópolis como a muchas de sus antiguas provincias.

Cuando Napoleón invadió la Península en 1808 y desató una revolución política en el imperio español, las reformas borbónicas habían ya socavado conceptos tradicionales de autoridad y elevado a oficiales y militares como actores políticos nuevos y ambiciosos. Pese a este gran cambio, la corona no llegó a imponer un concepto de autoridad nuevo y suficientemente sólido como para establecer reglas claras e instituciones sólidas que pudieran acomodar a estos nuevos y ambiciosos individuos. El resultado fue una constante agitación política. Algo muy similar ocurrió con la idea de soberanía, como lo ha demostrado Jeremy Adelman.<sup>49</sup> Así surgieron nuevos actores, nuevas autoridades y nuevos caudillos. Los años de 1814 y 1830 marcaron la intensificación y consolidación de las guerras de independencia, pero también la desintegración final de la autoridad y la proliferación de faccionalismos, tanto en España como en el Perú. Por ello, cuando San Martín invadió el Perú con sus ejércitos y declaró la independencia en 1821, se desató una guerra civil. Tras

---

<sup>48</sup> <http://buscon.rae.es>, 11.5.2011; <http://corpus.rae.es/cordenet.html>, 11.5.2011.

<sup>49</sup> Adelman: Sovereignty and Revolution.



años de expansión militar y décadas de guerras con los vecinos, el Perú asistió a la elevación de los oficiales militares como indisputables autoridades. Pese a esa fuerza, sus disputas y rivalidades contribuyeron muchísimo a perpetuar una inestabilidad política que arruinó al país.<sup>50</sup>

La independencia del Perú y la de Sudamérica se sellaron en la Batalla de Ayacucho el 9 de diciembre de 1824. Este hecho llevó al Perú y a España por caminos diferentes. Sin embargo, ambos países continuaron agobiados por problemas comunes. Así, por ejemplo, en 1833, el caudillo peruano Agustín Gamarra terminó penosamente un gobierno de cuatro años que enfrentó diecisiete conspiraciones y una oposición virulenta en la prensa. Le sucedieron dieciséis presidentes militares. Finalmente, en 1876, el primer presidente civil, Manuel Pardo, completó su gobierno. Pero al poco tiempo los militares volvieron a dominar la escena política durante la Guerra del Pacífico (1879-1884). Y tras veinte años consecutivos de administraciones civiles, los militares regresaron para dominar la escena política y la presidencia peruana durante buena parte del siglo veinte. En España, por otro lado, la muerte de Fernando VII en 1833 puso fin a su reinado absolutista y desató una serie de guerras civiles que duraron más de cien años y tuvieron como protagonistas a los militares. Las primeras, las Guerras Carlistas, se desataron durante la sucesión. La historiografía sobre este tema ha demostrado que los oficiales militares dominaron esta crisis y se alzaron como líderes indiscutibles. Organizaron pronunciamientos, consolidaron alianzas políticas y decidieron quién debía gobernar. Como han afirmado reputados historiadores de España los líderes militares, a los que al igual que en el Perú llamaban caudillos, se convirtieron en árbitros de la política española durante la mayor parte del siglo diecinueve.<sup>51</sup> Algunos historiadores peruanos han sostenido lo mismo con respecto a la política peruana. Pocos, sin embargo, han reconocido la importancia del paralelo. Repensar y reconectar la historia política de la independencia peruana con la historia española podría ayudarnos a clarificar e iluminar ambas historias.

---

<sup>50</sup> Estas ideas han sido desarrolladas de manera extensa en mi tesis doctoral que se encuentra en revisión. Ver Mónica Ricketts: *Pens, Politics, and Swords. The Struggle for Power during the Breakdown of the Spanish Empire in Peru and Spain, 1760-1830*. Cambridge, MA 2007.

<sup>51</sup> Charles Esdaile definió el rol de los militares en España después de 1814 como el de “hacedores de reyes” (kingmakers), véase Charles Esdaile: *The Spanish Army in the Peninsular War*. Manchester/ Nueva York 1988, p. VIII. Para una definición de los militares como árbitros ver Carr: *Spain. Rule by Generals*, p. 135 y también Christiansen: *The Origins of Military Power*. Sobre los militares españoles como líderes políticos ver Raymond Carr: *Spain. 1808-1939*. Oxford 1966, pp. 109-110, 214-218.

## ZUSAMMENFASSUNG

### PERU UND SPANIEN. GEMEINSAME GESCHICHTE IN ZEITEN DER TRENNUNG

Der vorliegende Beitrag diskutiert die Analysemöglichkeiten einer alten Fragestellung unter neuer Perspektive. Die Geschichte der Unabhängigkeit wurde bisher hauptsächlich als Geschichte der Unterschiede geschrieben. Um den Zusammenbruch des spanischen Kolonialreichs in Amerika und die Bildung neuer Staaten zu verstehen, wurden die Prozesse analysiert, die Unterschiede produzierten und zum Bruch führten. Die lateinamerikanische Historiographie hat eine Reihe solcher Studien hervorgebracht. Ohne diese Sichtweise abwerten zu wollen, versucht der vorliegende Beitrag, die Möglichkeiten einer anderen Perspektive zu zeigen, die darauf abzielt, Verbindungen und Gleichzeitigkeiten zu benennen und zu verstehen. Als Fallbeispiele wurden Peru und Spanien ausgewählt. Das Vizekönigreich Peru war eine der letzten Provinzen des spanischen Reichs in Amerika, die unabhängig wurde. Seine Verbindungen mit der Metropole sind immer wieder betont, aber selten genauer analysiert worden. Diese Verbindungen sind mit Sicherheit der Schlüssel zum Verständnis der langen Geschichte der politischen Instabilität, die beide Regionen betraf.

Der erste Teil des Beitrags diskutiert die Historiographie über die peruanische Unabhängigkeit, um die Themen zu identifizieren, die dazu geführt haben, dass bislang vornehmlich die Unterschiede herausgestellt worden sind. Der zweite Teil untersucht die Möglichkeiten, unser Wissen über die Ursprünge der politischen Instabilität und des Caudillismo zu vertiefen, beides Kernthemen der Geschichte Perus und Spaniens im 19. Jahrhundert. Hier wird die These vertreten, dass diese gemeinsame Geschichte nicht zufällig war, sondern als Ergebnis gemeinsamer Probleme verstanden werden kann.



MICHAEL RIEKENBERG

## DEN KRIEG ERINNERN – ABER WELCHEN KRIEG?

Der französische Historiker Paul Ricœur hat in einem Buch über das Erinnern geschrieben, dass große Gemeinschaften, er dachte dabei an die Nation, ihre Gründungserlebnisse in einem Gewaltakt suchen. Die Gewalt habe einen wichtigen Anteil an der Bildung kollektiver Identitäten, weil die „Gründungsereignisse“ großer Kollektive „im wesentlichen gewaltsame Akte“ seien, die im Nachhinein erinnert würden.<sup>1</sup> Wir können diesen Satz auch auf Lateinamerika übertragen. Denn auch in Lateinamerika erinnert man sich heute, was das offizielle Geschichtsbewusstsein des Staates betrifft, an einen gewaltsamen Gründungsakt – die Unabhängigkeitskriege nach 1810, aus denen eine politisch fungierende, urbane Öffentlichkeit frühzeitig im 19. Jahrhundert die Identität der eigenen, neuen Nation zu schöpfen begann.

Nun können Gründungsmythen den Menschen nicht einfach verordnet werden, sondern sie müssen vielmehr vorhandene Vorstellungen und symbolische Repräsentationen aufgreifen, sonst sind sie nicht glaubwürdig.<sup>2</sup> Sie funktionierten dann nicht, weder heute noch damals, und blieben wirkungslos. Auch für unser Thema gilt, dass dem nationalen Gründungsmythos des Unabhängigkeitskriegs, wie er im 19. Jahrhundert erzeugt wurde, eine historisch verbürgte Zustimmung zur Gewalt vorausging. François Furet hat ja für die Französische Revolution beschrieben, wie gelehrte Gruppen damals eine Gewalt verherrlichten, die man als eine emanzipatorische Kraft betrachtete.<sup>3</sup> Sprichwörtlich ist Robespierre Begriff der *violence progressive*, gefallen in einer Konventsrede von 1793.<sup>4</sup> Die Nation fußte auf der Überzeugung, ihr in

---

<sup>1</sup> Paul Ricœur: Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern, Vergessen, Verzeihen. Göttingen 1998, S. 99f.

<sup>2</sup> Vgl. Peter Lampert: Myth, Manipulation, and Violence. In: Will Fowler/ Peter Lambert (Hrsg.): Political Violence and the Construction of National Identity in Latin America. New York 2006, S. 19-36, hier S. 33.

<sup>3</sup> François Furet: Die Französische Revolution. Frankfurt am Main 1989.

<sup>4</sup> Zitiert in Bernd Hüppauf: Krieg, Gewalt und Moderne. In: Jahrbuch für Literatur und Politik in Deutschland Bd. 1 (1994), S. 20.

einem Akt revolutionärer Gewalt nicht allein die Souveränität, sondern überhaupt die Existenz gewonnen zu haben.

Ähnliches lässt sich für Lateinamerika feststellen, wo wir im frühen 19. Jahrhundert im Kontext der Unabhängigkeitsbewegung ebenfalls einen starken Zuspruch zur Gewalt finden. Dieser war keineswegs ausschließlich oder in besonderem Maße unteren ruralen oder ethnisch konfigurierten Bevölkerungen eigen, wie die liberale Nationalgeschichtsschreibung glauben machen wollte. Vielmehr prägte er ebenso die Einstellung der städtischen Bevölkerungskreise, die wir mit einer ungenauen Bezeichnung bildartig als „Bürgerliche“ bezeichnen können, also Berufsgruppen der Kaufleute, Handwerker oder Freiberufler. Auch diese Gruppen frönten der Gewalt. Begünstigt wurde dies durch eine Reihe verschiedener Faktoren. So bildeten sich beispielsweise im heutigen Argentinien, worauf ich mich im Weiteren verschiedentlich beziehen will, bereits am Ende der Kolonialzeit „militärische Familien“.<sup>5</sup> Dies waren Clans, deren männliche Mitglieder überwiegend Militärs bzw. Angehörige der Milizen (später: Nationalgarde) waren und die im neuen republikanischen Staatswesen im frühen 19. Jahrhundert einen starken politischen Einfluss ausübten. Ihre Identität wie ihr politischer Einfluss waren eng mit Aufgaben und Vorstellungen der Gewaltorganisation verflochten. Auch das politische Gedankengut der Zeit selbst war gewaltfördernd, vor allem die Herausbildung eines militanten Staatsbürgerbegriffs trug dazu bei. Die argentinische Historikerin Hilda Sabato hat dies überzeugend beschrieben.<sup>6</sup> Die Staatsbürgerschaft, so die Überzeugung damals, verwirklichte sich erst im Recht des Bürgers auf die selbst verantwortete Gewaltausübung. In einer Erklärung der Regierung von Buenos Aires aus dem Jahr 1811 hieß es, alle Staatsbürger seien als Soldaten geboren und der Krieg sei ihre natürliche Bestimmung.<sup>7</sup> Wollte man als Bürger der neuen Nation anerkannt sein, so vermochte man sich dieser Zustimmung zur Gewalt nicht zu entziehen.

So betrachtet gab es also sowohl symbolische Ressourcen als auch soziale Elemente sowie ein politisches Gedankengut, die zusammengenommen erklären helfen, warum der Krieg in Lateinamerika, wie Ricœur schreibt (oder die Begeisterung für die Gewalt, wie wir es ebenfalls bezeichnen können), zu einem

---

<sup>5</sup> Juan Carlos Garavaglia: La apoteosis del Leviathán. El estado en Buenos Aires durante la primera mitad del siglo XIX. In: *Latin American Research Review* Bd. 38 (2003), S. 164.

<sup>6</sup> Vgl. Hilda Sabato: On Political Citizenship in Nineteenth-Century Latin America. In: *American Historical Review* Bd. 106 (2001), S. 1322f.

<sup>7</sup> Zitiert in Tulio Halperín Donghi: *Politics, Economics and Society in Argentina in the Revolutionary Period*. New York 1975, S. 191.

Gründungsmythos der Nation werden konnte. Dennoch stellen sich bei näherer Betrachtung einige Fragen. Zunächst taucht das Problem auf, dass die „Gründungsgewalt“ ja nicht einfach ein Befreiungskrieg gegen eine koloniale Macht war, sondern vielmehr zu einem unübersichtlichen Komplex innerer Kriege geriet, die sich in einzelnen Ländern Lateinamerikas bis weit über die Mitte des Jahrhunderts hinaus hinziehen konnten. Eine solche Agglomeration innerer Kriege, die über Jahrzehnte Gemeinwesen spalteten, in einen Gründungsmythos für die politische Gemeinschaft zu verwandeln, ist jedoch ungleich schwieriger, als wenn die Gewalt sich ausschließlich und eindeutig gegen einen äußeren Feind gerichtet hätte. Dies bedarf wohl keiner weiteren Begründung. Ferner müssen wir in Rechnung stellen, dass in den Kriegen im frühen und mittleren 19. Jahrhundert die hergebrachte Volksgewalt weiterhin fortbestand und dass überdies die „Grenze zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen [erst] noch definiert und deshalb umkämpft wurde“<sup>8</sup>, d.h. unscharf und vage war. Somit waren jedoch weder die politische Gewalt und andere Gewalt noch Krieg und Frieden eindeutig voneinander geschieden. Vielmehr vermengte sich beides in Mischformen. Das, was Ricœur als materielles und symbolisches Substrat eines nationalen Gründungsmythos betrachtet, stellte in Lateinamerika ein unübersichtliches Panorama der Gewalt dar.

Anfang 2010 erschien in einer Fachzeitschrift zur Geschichte Lateinamerikas ein Aufsatz von Jeremy Adelman, der dieses Gewaltpanorama zu umschreiben sucht.<sup>9</sup> Adelman zeichnet darin das Bild einer ungeheuren Expansion der Kriegsgewalt in Lateinamerika nach dem Jahr 1810. In der Kolonialzeit habe die Gewalt weitgehend der Verteidigung der moralischen Ökonomien gedient, nach 1810 sei sie „republikanisert“ und auf diese Weise politisiert worden. In ihrer Politisierung durchlief die Gewalt einen Eskalationsprozess. Bis dahin galt: „Desecration and rumours of killing came nowhere close to the language or threat of extermination“. Nun aber stieg die Gewaltkurve, so Adelman, steil an. Verantwortlich dafür sei die Krise der moralischen Ökonomien im Bruch der bis dahin gültigen Souveränitätsprinzipien sowie die einsetzende „molecular decomposition of state authority“ gewesen. Als Folge davon kam es zu einer extremen Gewalt diffuser Kriessakteure: „Thus we could see it as the extreme

---

<sup>8</sup> Hilda Sabato: Gewalt, Staat und Politik. In: Hans Werner Tobler/ Peter Waldmann (Hrsg.): Lateinamerika und die USA im langen 19. Jahrhundert. Köln/ Weimar/ Wien 2009, S. 195.

<sup>9</sup> Jeremy Adelman: The Rites of Statehood. Violence and Sovereignty in Spanish America 1789-1821. In: *Hispanic American Historical Review* Bd. 90, Nr. 3 (2010), S. 391-422.

violence of crowds who [...] saw their cause as legitimate and their method as logical, as militarized groups with more or less aptitude for regimentation that assumed the role of justice-dispensing magistrates where the state has collapsed.“ Ein neuer Typ des Krieges entstand im Zeichen des Staatskollapses, eine Unterform des Bürgerkriegs: „It is a subset within a broader family type of civil war.“<sup>10</sup>

Ich habe Adelman hier ausführlicher zitiert, weil seine Ausführungen gut geeignet sind, uns mit dem bekannt zu machen, worauf sich der revolutionäre Gründungsmythos der Nation eigentlich bezog. Allerdings stimme ich in zwei Punkten nicht mit Adelman überein. Zum einen war die Gewalt auch vor 1810 nicht im Vergleich derart gering, wie Adelman annimmt. Dies galt nicht allein für offene Kriegsgebiete wie die Karibik, in der europäische Mächte rivalisierten, oder, wie es im Siebenjährigen Krieg der Fall war, sich regionale Manifestationen eines frühen Weltkrieges abspielten<sup>11</sup>, sondern ebenso für Räume auf dem lateinamerikanischen Festland selbst, das Hinterland also. Beispielsweise gab es im Gebiet des heutigen Argentinien, um bei dieser Region zu bleiben, entgegen der Auffassung von Adelman durchaus bereits vor 1810 eine Exterminierungsgewalt. So schlugen Regierungskreise in der Stadt Buenos Aires 1778 in einer Denkschrift vor, die „feindlichen barbarischen Indios“ im offenen Grenzraum der *frontier* auszulöschen („*esterminar*“).<sup>12</sup> Dabei kam, um dies hinzuzufügen, der Exterminierungsgedanke in der Bourbonenzeit nicht allein am La Plata auf, sondern ungefähr zeitgleich ebenso in der *frontier* im Norden Mexikos.<sup>13</sup> Insofern war er nicht Teil einer rein lokalen oder regional begrenzten Geschichte und auch nicht nur eine „rhetorische Floskel“, die wir im Grunde übergehen und vernachlässigen können, wie in der Literatur zu lesen ist.<sup>14</sup> Nun mag man zwar einwenden, dass diese Exterminierungsdrohung aber eine ethnische Gewalt umschrieb, weil sie

<sup>10</sup> Ebenda, S. 412.

<sup>11</sup> Vgl. Christopher Duffy: Die Dynamik eines Weltkrieges im 18. Jahrhundert. In: Manfred Rauchensteiner/ Erwin Schmidl (Hrsg.): Formen des Krieges. Graz 1991, S. 71-87.

<sup>12</sup> Vgl. Juan J. Biedma: Crónicas militares. Antecedentes históricos sobre la campaña contra los indios. Band 1. Buenos Aires 1924, S. 127.

<sup>13</sup> Vgl. Beatriz Vitar: Las fronteras bárbaras en los virreinos de Nueva España y Perú. In: Revista de Indias Bd. 203 (1995), S. 50.

<sup>14</sup> David Weber wendet sich gegen meine Argumentation, die er „schematisch“ nennt. Er vermutet im Aufkommen des Exterminierungsbegriffs nur eine „rhetorische Floskel“, keinen „Wechsel der Politik“. Mich überzeugt es aber nicht, sich derart einfach über Veränderungen im Sprachgebrauch hinwegzusetzen. Vgl. David Weber: Bárbaros. Spaniards and Their Savages in the Age of Enlightenment. New Haven, CT/ London 2005, S. 326.

in den Grenzräumen der *frontiers*<sup>15</sup> stattfand, keine im engeren Sinn politische Gewalt, wovon Adelman schreibt. Aber eine solch starre Unterscheidung in politische und andere Gewalt existierte wie bereits erwähnt in Lateinamerika im ausgehenden 18. Jahrhundert nicht, in der *frontier* ohnehin nicht, weshalb dieses Argument nicht zutrifft. Vielmehr zeigt das Beispiel, dass es zu einfach wäre, die Unabhängigkeitsbewegung sozusagen als Wasserscheide der Gewalt zu betrachten, sondern dass wir vielmehr die Kontinuitäten in der Organisation kollektiver Gewalttat beachten müssen, die sich durch die Unabhängigkeits-epoche zogen und „alte“ und „neue“ Gewalt verbanden.

Zum anderen, und dieser Einwand wiegt schwerer als der erste, stellt sich die Frage, ob wir die Kriege in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert tatsächlich als Bürgerkriege bzw. als eine Unterform davon im Kontext eines Staatskollapses bezeichnen sollen. Der Begriff des Bürgerkriegs ist bekanntlich in der Literatur wie auch, was seinem Gebrauch in der Geschichtsschreibung im Übrigen eine starke zusätzliche Legitimation verschafft, in den zeitgenössischen Quellen verbreitet. Aber was ist ein Bürgerkrieg, und meinen wir immer das Gleiche, wenn wir den Begriff benutzen? Im Allgemeinen verstehen wir darunter ja, dass wenige, bevorzugt zwei rivalisierende politische Lager um die Macht *in* einem Staat kämpfen. Es ist gemeinhin das Merkmal von Bürgerkriegen, dass zwei Gegner oder Lager sich gegenüberstehen und eine bewaffnete Auseinandersetzung um die Regierungsgewalt im Staat führen, wobei sie eine Vorstellung von einer gesamtgesellschaftlichen Ordnung, im 19. Jahrhundert in der Regel die Vision einer nationalen Ordnung, verfolgen. Bürgerkriege sind demnach definierbar als Konflikte zwischen zwei oder mehr Gruppen innerhalb eines Gemeinwesens, die „Ansprüche auf die Macht im Staat stellen“.<sup>16</sup> Nun glaube ich zwar anders als Adelman nicht, dass „der“ Staat in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert kollabierte und es zum Staatsverfall kam. Das Grundprinzip staatlicher Organisation und die Einbindung der Politik in den Staat blieb in Lateinamerika auch in der Unabhängigkeitsepoche erhalten, was auch mit den außerordentlich starken Traditionen staatlicher Herrschaft in Lateinamerika, die bis in vorspanische Zeiten zurückreichen, zu erklären ist. Insofern blieben Bürgerkriege, weil Staatlichkeit Bestand hatte, möglich. Aber war der Staat in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert nicht

---

<sup>15</sup> Vgl. Michael Riekenberg: Frontier. In: Friedrich Jaeger (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit. Band 4: Globale Interaktionen, Stuttgart/ Weimar 2006, S. 71-76.

<sup>16</sup> Vgl. Charles Tilly: Die europäischen Revolutionen. München 1999, S. 30.



in vielen Fällen in seiner Wirkung zu schwach, in seinen Institutionen zu fragil und in seinem Ansehen bzw. in seiner symbolischen Macht zu wenig anerkannt, als dass er in der Lage gewesen wäre, den Kriegen, die in der Zeit geführt wurden, den Charakter eines Bürgerkriegs zu verleihen?

Diese Begriffsfrage, ob wir von Bürgerkriegen sprechen sollen oder nicht, ist nicht so nebensächlich, wie sie vielleicht erscheinen mag. Der Anthropologe Anton Blok hat darauf hingewiesen, dass es wünschenswert sei, die Geschichte „in der Sprache der erforschten Region“<sup>17</sup> zu erzählen. Nun hilft uns freilich die Quellensprache nur bedingt, wenn vom Krieg in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert die Rede ist. Auf der Iberischen Halbinsel hatte sich in der politischen Theorie frühzeitig die Auffassung durchgesetzt, dass die Organisation des Krieges in der alleinigen Verfügungsmacht des Staates liegt. Im frühen 16. Jahrhundert waren Krieg und Staat in der politischen Gedankenwelt in Kastilien-Aragón eine feste Verbindung eingegangen.<sup>18</sup> Zeitgenössische Wörterbücher des frühen 19. Jahrhunderts definierten den Krieg als einen „Streit zwischen Herrschern, Ländern oder Staaten“<sup>19</sup>, und der Staat galt als Schöpfer des Krieges sowie als uneingeschränkter und selbstverständlicher Bezugspunkt des inneren Krieges, des „Bürgerkriegs“ (*guerra civil*) eben. Diese Ansichten wurden auch nach Lateinamerika übertragen. Auch dort gingen die Menschen, die über den Krieg schrieben und deren Berichte in den vom Staat verwalteten Archiven aufbewahrt wurden, in der Regel von einer klaren begrifflichen Zuordnung des Krieges zum Staat aus. Die Existenz des Staates definierte den Krieg, sowohl nach außen wie auch nach innen.

Wir stoßen damit auf ein Begriffsproblem. In der Analyse lokaler Geschichten und Kulturen arbeiten wir in der Regel mit einer allgemeinen Begrifflichkeit, die aus ihren pragmatischen Anwendungssituationen, in denen Begriffe erst ihre Bedeutung gewinnen, herausgelöst ist. Eine „Verdinglichung der Begriffe“, moniert Blok, sei die Gefahr, weil Begriffe „keine von der spezifischen Sprache oder dem Sprachspiel, in dem sie gebraucht werden, losgelöste Bedeutung“<sup>20</sup> besitzen. Eine allgemeine Begrifflichkeit kann in der Betrachtung lokaler Geschichten oder Kulturen also leicht in die Irre führen. Beispiele dafür kennt die Wissenschaft, die sensibel genug ist, sich diesem

---

<sup>17</sup> Anton Blok: *Anthropologische Perspektiven*. Stuttgart 1985, S. 85.

<sup>18</sup> Vgl. José Fernández-Santamaría: *The State, War and Peace. Spanish Political Thought in the Renaissance 1516-1559*. Cambridge 1977, S. 69f.

<sup>19</sup> Manuel Núñez de Taboada: *Nuevo diccionario Español-Francés*. Madrid 1820, S. 703.

<sup>20</sup> Blok: *Perspektiven*, S. 92, 96.

Problem zu öffnen, zur Genüge. Zumindest kann ein allgemeiner Begriff, wie der „(Bürger-)Krieg“ es ist, zu ungenau sein, um uns mit dem vertraut zu machen, was wir wahrzunehmen glauben bzw. benennen wollen. Wie aber, so stellt sich die Frage, können wir diesem Begriffsdilemma entkommen, sofern uns der Rückgriff auf die Quellsprache, wie es sich im Fall des Bürgerkriegsbegriffs ja nun einmal darstellt, als Ausweg verwehrt ist, weil die Quellsprache keinen Begriff für das bereit hält, was wir als Problem wahrnehmen und beschreiben möchten? Blok schlägt als Hilfsmittel die künstliche Begriffsbildung vor, wobei er diese Begriffsschöpfung, weil deren Erfolg „größtenteils von der Wortkunst des Forschers“<sup>21</sup> abhängt, in die Nähe einer literarischen Leistung rückt. Nun halte ich dies zwar für übertrieben, weil es Unterschiede zwischen der wissenschaftlichen und der fiktionalen Erzählweise und Begriffsbildung gibt. Jedoch können wir mit Blick auf unser Thema, den „Bürgerkrieg“, fragen, ob es in diesem Fall nicht *gegen* die Quellsprache Begriffe zu entwerfen gilt, um dadurch in unserer Erzählung Zusammenhänge zwischen Einzelercheinungen herstellen zu können, die ohne diesen Begriff in unserer Vorstellung nicht existieren würden.

Auf unser Thema übertragen stellt sich aus dieser Warte also die Frage, ob sich „der“ Krieg oder Bürgerkrieg oder genauer: die überwiegende Mehrzahl der kriegerischen Auseinandersetzungen in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert hinreichend in der Weise beschreiben lassen, dass neue Kriegaakteure dort die Regie der Ereignisse an sich rissen, wo der Staat (fast) verschwunden gewesen sei. Dieses Bild des *collapsed state*, das Adelman zeichnet, ist meines Erachtens aber zu ungenau, weil es einen Staatskollaps oder zumindest einen dem ähnlichen Zustand voraussetzt, den es in dieser Art in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert nicht gab, von vorübergehenden, zeitlich begrenzten Ausfällen staatlicher Organisation in besonders marginalen Randzonen einmal abgesehen (im Gebiet des heutigen Argentinien gab es solche Erscheinungen beispielsweise zeitweilig in andinen Regionen wie in La Rioja). Vielmehr müssen wir zur Erklärung des Krieges den Bestand des Staates bejahen, *ohne* den Krieg deshalb vom Staat her zu erklären.

Wir müssen in anderen Worten noch einen Schritt über Adelman hinaus gehen und die Frage, die er behandelt, radikaler stellen. Denn es scheint mir zutreffender zu sein davon zu sprechen, dass der Staat in der Diffusion des Krieges, der im Bruch der kolonialen Ordnung seinen Ausgang nahm, seinen

---

<sup>21</sup> Ebenda, S. 85.

Status als überlegener Gewaltakteur (weil in den Augen Anderer ein zur Gewalttat besonders und zweifelsfrei legitimer Akteur) verlor. Im Übergang von der kolonialen zur republikanischen Ordnung und in dem Bruch von Herrschaftslegitimation und Souveränitätsprinzip, der damit einherging, fanden Diffusionen der Gewalt statt. Eine „recognized sovereign entity [...] subject to a common authority“<sup>22</sup>, deren Bestand nach Stahis Kalyvas die Voraussetzung für die Durchführung eines Bürgerkriegs darstellt, löste sich auf. Stattdessen fand eine „Vervielfältigung von Brennpunkten der Gewalt“<sup>23</sup> statt, was dazu führte, dass sich im Bruch der kolonialen Ordnung zahlreiche lokale oder regionale Organisationskreise der Gewalttat bildeten. Dadurch entstanden wiederum unterschiedliche kriegsfähige Gewaltakteure, die ihrem Status als Kriegsherr nach *gleich* waren. Auch der Staat war in der Ausübung und Organisation des Krieges fortan für einen vorübergehenden Zeitraum, der in einem Fall kürzer war, im anderen Fall Jahrzehnte oder gar das gesamte 19. Jahrhundert hindurch dauern mochte, nur *ein* kollektiver Gewaltakteur neben anderen, ohne eine überlegene Autorität als Kriegsherr oder als „Monopolist“ der Gewaltanwendung zu besitzen. In Teilen Lateinamerikas geriet „der“ Staat im Panorama des Krieges und kriegsartiger Auseinandersetzungen zu einem Gleichen unter Gleichen, ein Problem, das sich im Übrigen ja mitunter in einigen Teilen Lateinamerikas bis heute fortsetzt.

Die Logik des Krieges war deshalb in vielen Fällen eine andere als die des Bürgerkriegs. Denn in nicht wenigen der zahllosen inneren Kriege, die im 19. Jahrhundert in Mexiko oder in Kolumbien oder am La Plata stattfanden, ging es nicht allein darum, die Macht in einem Staat, dessen Existenz umkämpft war, zu gewinnen. Vielmehr ging es gleichzeitig auch darum, den Staat mittels der Gewalt zu bedrohen oder gar vorübergehend zu paralysieren und auf diese Weise zu verhindern, dass eine überlegene Gewalt entstand, die ihre ganze Autorität über eine lokale bzw. regionale Gesellschaft auszudehnen vermocht hätte. Die Kriegsgewalt bzw. die in Führungsstrichen politische Gewalt, die in den inneren Kriegen ausgeübt wurde, war also *doppeltgerichtet*. Sie zielte auf die Eroberung der Macht im Kontext staatlicher Organisation und sie zielte zugleich auf die Schwächung und Einhegung des Staates um zu verhindern, dass dieser Staat das alleinige Monopol der Gewalttat für sich gewann und dadurch in die Lage gekommen wäre, lokale Machtgruppen, *republicuetas*,

---

<sup>22</sup> Stahis Kalyvas: *The Logic of Violence in Civil War*. Cambridge 2004, S. 17.

<sup>23</sup> Sabato: *Politik, Gewalt*, S. 195.

*cabecillas* oder ethnisch strukturierte Dörferföderationen nachhaltig und entscheidend zu bedrücken.

Ich habe dies an anderer Stelle ausführlich behandelt und im Sinn eines Kunstbegriffs, wie Blok es beschreibt, als segmentäres Prinzip des Krieges bezeichnet.<sup>24</sup> Mit diesem Begriff soll umschrieben werden, dass die Hierarchien der Gewaltorganisation zwischen den verschiedenen kriegführenden bzw. gewaltausübenden Gruppen aufgehoben waren und auch der Staat nurmehr Teil dieses segmentären Beziehungsgeflechts war. Diese Gruppen waren vielmehr, was allerdings nicht mit Gleichgewichtslagen zu verwechseln ist, gleichrangig, obwohl sie von ihrem Status her an sich ungleich waren, weil ihr Zusammenhalt auf formellen (verbandlichen) Ordnungen oder moralischen Ökonomien, auf ethnischen Bindungen oder dörflichen Gemeinschaftsvorstellungen, auf klientelaren Bindungen oder dem Beuteprinzip beruhte. Die Träger segmentärer Kriegsgewalt waren also breit gefächert. Dazu zählten in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert familiär und klientelar organisierte Gefolgschaften, bandenartige Gruppen kommunaler oder ethnischer Bindung, die Kombattantengruppen der *warlords* (*caudillos*) oder die vom Staat gesponserten Milizen und „gang armies“<sup>25</sup>, die häufig eine nur schwer entwirrbare Mischung aus Militär und Bändertum darstellten. Ihr Verbreitungsgebiet waren ländliche Räume. Die Ausbildung segmentärer Kriege setzte neben dem Bruch der kolonialstaatlichen Ordnung und den Migrationen der Machtpotentiale in ländliche Zonen auch eine verhältnismäßig geringe Ausprägung innergesellschaftlicher Differenzierung voraus, zumindest wurde sie dadurch begünstigt. Segmente sind im Allgemeinen das Produkt verhältnismäßig „einfacher“ Gesellschaft<sup>26</sup>, weshalb die Gewaltsegmente sich anscheinend dort, aber eben

---

<sup>24</sup> Michael Riekenberg: *Gewaltsegmente*. Leipzig 2003. Zentral verbunden ist damit in Anlehnung an Émile Durkheims Konzept der segmentären Gesellschaft die Vorstellung, dass eine zentrale politische Instanz fehlt, die diesen segmentären Krieg einseitig zu führen und zu kontrollieren vermag. Dabei zählt zur Definition des Krieges als Minimalforderung die überfamiliäre Organisation von Bewaffneten, die umgrenzte Territorien kontrollierten und die über eine bestimmte Zeitdauer in gemeinschaftliche Kampfhandlungen mit einem Gegner einzutreten vermochten, wobei die Tötungsabsicht gegenüber dem Feind die Handlungsmaxime war. Diese Definition nach Erwin Orywal: *Krieg als Konflikt-austragungsstrategie*. In: *Zeitschrift für Ethnologie* Bd. 121 (1996), S. 1-48.

<sup>25</sup> William Depalo: *The Mexican National Army 1822-1852*. Austin, TX 1997, S. 157.

<sup>26</sup> Vgl. Christian Siegrist: *Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas*. Hamburg 1994, S. 54f.

nicht allein nur dort, besonders wirksam zu entfalten vermochten, wo lokale Gesellschaften von Märkten wie von überregionalen politischen Strukturen eher isoliert blieben und wo sie im Innern vergleichsweise überschaubar waren. Nachdrücklich hinzuweisen bleibt darauf, dass die Ausdehnung segmentärer Gewaltbeziehungen von der großen Krise übergreifender staatlicher Strukturen nach 1810 profitierte. Ohne diese wäre es nicht zur Ausdehnung segmentärer Gewaltbeziehungen gekommen.

Segmentäre Kriege repräsentieren ein spezifisches Machtgeflecht. Um das Prinzip segmentärer Gewaltbeziehungen besser zu verstehen, ist ein Blick in die Ethnologie hilfreich. Dort hat Jürg Helbling verwandte Formen gewaltartiger Beziehungen anhand der Entstehung lokaler Kriege in vorstaatlichen Gemeinwesen behandelt. Gibt es keine übergeordnete Machtinstanz, die die Konflikte zwischen den verschiedenen, ungefähr gleich starken Lokalgruppen reguliert, und haben diese Gruppen aufgrund ihrer beschränkten Mobilität keine Möglichkeit, anstehenden Konflikten, die um Territorien oder Ressourcen geführt werden, durch Migrationen auszuweichen, so greifen benachbarte Gruppen, so die These Helblings, zum Mittel des Kriegs, weil friedliche Verhaltensstrategien in dieser Konstellation zu riskant wären, um das eigene Überleben zu sichern: „Hence, local groups wage war, paradoxically, for defensive reasons, i.e. because they cannot trust each other, and because a peaceful strategy would be too risky.“<sup>27</sup> Der Grund des Kriegs ist demnach die labile Kräftebalance, die zwischen verschiedenen Gruppen entsteht, und die wechselseitige Furcht, die sie aneinander bindet. Das mangelnde Vertrauen in den Anderen bzw. die fehlende Sicherheit, vor einem Angriff geschützt zu sein, führt dazu, dass jede einzelne Gruppe versucht, in der eigenen Gewaltanwendung eine „Abschreckungsreputation“ (Helbling) zu gewinnen. In von der wechselseitigen Furcht besetzten Konstellationen ist deshalb jede Gruppe gezwungen, gegebenenfalls als erste zu attackieren, um dem Angriff der Anderen zuvorzukommen: „Although each local group would like to behave peacefully, it nevertheless has to attack pre-emptively because if it does not attack at a favourable moment it risks being attacked at an unfavourable moment.“<sup>28</sup>

---

<sup>27</sup> Jürg Helbling: The Dynamics of War and Alliance among the Yanomami. In: Georg Elwert (Hrsg.): Dynamics of Violence. Processes of Escalation and De-Escalation of Violent Group Conflicts. Beiheft Sociologus 1999, S. 107.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 109. Vgl. auch Jürg Helbling: Etwas Kritik und noch eine Theorie des Krieges. In: Zeitschrift für Ethnologie Bd. 121 (1996), S. 103-120, hier S. 107.

Kollektive Gewalthandlungen erklären sich demnach aus dem Beziehungsgefüge der Akteure. Wir begegnen dieser Ansicht auch in der Gewaltsoziologie. Denn stehen sich ungefähr gleich starke Gegner gegenüber, die bewaffnet sind und die durch keine überlegene Zwangsgewalt zurückgehalten werden, d.h. existieren keine bzw. kommt es zu einem „Zerfall der staatlichen Gewaltmonopole“, so ist eine beständige „Verstärkung der Furcht vor anderen Gewalten“ die Folge.<sup>29</sup> Kollektive Gewalthandlungen erklären sich so betrachtet nicht aus Motiven oder aus Verhaltenskonstanten, sondern aus den Interaktionsgeflechten, in denen Menschen agieren und die sie zwingen, sich zueinander zu verhalten. Segmentäre Kriege sind Kriege, die sich in Gesellschaften abspielen, in denen aufgrund einer fehlenden verbindlichen Kontrolle der Gewalttat die Furcht der Menschen voreinander ihr Verhalten in einem starken Maß bestimmt. Aus dieser Perspektive dissoziiert sich das Bild von Staat und Krieg in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert, ohne dass wir den Krieg in Lateinamerika deswegen als staatslosen Krieg oder als Krieg in staatslosen Räumen beschreiben könnten. Die Vermengungen des Staates in eine Gewalt, in der er sich zu behaupten hatte, waren komplexer.

Anders als in Europa im gleichen Zeitraum kannten die Kriege, die in Lateinamerika im 19. Jahrhundert geführt wurden, weder die Dimension industrialisierter Kriegführung noch die nationalistischer Gewaltbereitschaft oder erklärter Ideologie. Dies erklärt, warum „der“ Staat in Lateinamerika im 19. Jahrhundert zwar *im* Krieg entstand, aber nicht *durch* den Krieg bzw. die damit verbundenen Organisationsleistungen insbesondere steuerlicher bzw. fiskalischer Art, wie für den frühneuzeitlichen europäischen Staat angenommen wird. Miguel Centeno, der ähnlich wie Adelman einen Überblick über unseren Gegenstand gibt, hat dies beschrieben. Er spricht für Lateinamerika im 19. Jahrhundert von der Vorherrschaft des *limited war*, womit er Ähnliches umschreibt, wie der Begriff des segmentären Krieges es versucht. Allerdings hebt Centeno in seiner Begriffsbildung auf die Erscheinungsweise des Krieges ab, während der Begriff des segmentären Krieges, den ich gebrauche, versucht, in einer theoretisierenden Perspektive die Verflechtungszwänge zu umschreiben, die der Ausbildung des Krieges zugrunde lagen. Centenos Begriff des *limited war* soll umschreiben, dass die Ausmaße der Kriegsgewalt in vielen Fällen niedrig, gar außerordentlich gering waren; dass ferner die Kriege von

---

<sup>29</sup> Norbert Elias: Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. In: Zeitschrift für Soziologie Bd. 6 (1977), S. 145.

kurzer Dauer und in ihrer räumlichen Ausdehnung lokal begrenzt waren; dass vergleichsweise geringe Bevölkerungen im Krieg mobilisiert wurden; dass schließlich auch der Alltag der Menschen unter dem Krieg wenig litt. „Life goes on much as before.“<sup>30</sup> Freilich führt dies zu der Frage, ob diese Normalität des Krieges daran lag, dass der Krieg die Alltagswelt der Menschen aufgrund seiner geringen Ausmaße wenig veränderte oder aber ob eine Gewöhnung der Menschen an eine zwar geringe, aber verbreitete Gewalt stattfand, in der die Ordnung des Krieges und die Ordnung des Nicht-Krieges in einem geringeren Maße voneinander getrennt waren, als allgemeine Begriffe es vermuten lassen. Vieles spricht für die zweite Vermutung.

Kommen wir zum Ausgangspunkt dieses Beitrags zurück. Mit Blick auf die Erzeugung einer nationalen Erinnerungskultur ist die segmentäre Konstellation des Krieges besonders kompliziert. Denn, darauf wies ich ja bereits hin, es ist für uns relativ leicht nachvollziehbar, dass für politische oder literate Führungsgruppen, die einer Nation durch die Produktion von literarischen Narrationen, bildhaften Symbolen und historischen Monumenten eine Geschichte zu geben versuchen, die kriegerische Abwehr eines äußeren Feindes in der Erinnerung in besonders brauchbarer Weise zu einem nationalen Gründungsmythos werden kann. Das bedarf kaum einer weiteren Begründung. Aber die Verteilung segmentär angeordneter Kriegaakteure im Raum, die sich in größeren Teilen Lateinamerikas im frühen 19. Jahrhundert für einen vorübergehenden Zeitraum einstellte, ist im Vergleich dazu offenkundig weitaus schwieriger als Gründungslegende einer Nation erinnerbar. Allerdings müssen wir uns an diesem Punkt auch vor Missverständnissen oder falschen Überzeichnungen hüten, war doch der segmentäre Krieg nicht einfach ein Zerstörer des Staates, wie vielleicht vermutet werden könnte. Vielmehr war es auch für die Gruppen, die als segmentäre Gewaltakteure lokale Gesellschaften beherrschten und die den Staat misstrauisch betrachteten oder gar verachteten, vorteilhaft, sich staatlicher Ressourcen und Ämter zu bemächtigen, wodurch sie diesen zugleich Geltung und Resonanz in der lokalen Welt verschafften. Denn hätte eine lokale Machtgruppe es versäumt, sich staatlicher Ressourcen zu bemächtigen und diese zu repräsentieren, so war in der Konstellation segmentärer Machtbeziehungen die Gefahr zu groß, dass der Nachbar und

---

<sup>30</sup> Miguel A. Centeno: *Blood and Debt. War and the Nation-State in Latin America*, University Park, PA 2002, S. 21. Natürlich gab es, um Missverständnisse zu vermeiden, in Lateinamerika im 19. Jahrhundert auch sehr gewaltreiche Kriege wie den der Tripelallianz gegen Paraguay 1864 bis 1870. Dazu vgl. Leslie Bethell: *The Paraguayan War 1864-1870*. London 1996.

Rivale dies getan hätte. Der Staat und seine Idee waren insofern nicht in erster Linie wichtig, um subalterne Bevölkerungen zum Gehorsam zu zwingen, wie es beispielsweise marxistische Staatstheorien nahe legen. Aber die lokalen Machtgruppen benötigten den Staat mit Blick auf den Nachbarn, weil innerhalb des segmentären Beziehungsgeflechts für den Fall, dass man den Staat und seine Ressourcen einfach ignoriert hätte, die Gefahr zu groß war, dass ein rivalisierender Machtclan sich dies zu Nutzen gemacht und daraus Vorteile für sich gezogen hätte.<sup>31</sup> Insofern trugen segmentäre Gewaltbeziehungen paradoxerweise dazu bei, den Staat vor Ort zu stützen und zu stärken. Feindschaft gegen den Staat wie Zustimmung zum Staat vermengten sich gleichzeitig und prägten den Staat in Lateinamerika grundlegend.

Dass von diesen segmentären Beziehungen, um zum Ausgangspunkt dieses Beitrags zurückzukommen, auch Integrationsleistungen auf die nationale Erinnerungskultur ausgingen, halte ich allerdings für unwahrscheinlich. Zumindest dürften andere Mechanismen und Strategien wichtiger gewesen sein, um das zu erzeugen und einigermaßen mit Leben zu erfüllen, was wir gemeinhin als (politisch gewollte) nationale Erinnerungskultur bezeichnen. Zunächst musste die Gewalt, die sich in den segmentären Kriegen oder *limited wars* entlud, in der Erinnerung nicht nur aufgegriffen und nacherzählt, sondern zur gleichen Zeit auch gedämpft und gedanklich gesäubert werden. Gewalt musste vergessen werden, was im Übrigen nicht weiter verwundert, weil das Vergessen eine gänzlich normale Tätigkeit des Menschen ist. Freilich ist die Frage, wie es geschieht. Der französische Historiker Alain Corbin hegt mit Blick auf die Darstellung der „Bürgerkriege“ in Frankreich im 19. Jahrhundert den Verdacht, dass seine Kollegen beim rückblickenden Anblick der Gewalt „ganz so wie die eigentlichen Zuschauer vom Entsetzen erfasst wurden“, weshalb sie auf die Beschreibung des Grauens verzichtet hätten. Stattdessen hätten sie die Gewalt in eine „süßliche universitäre Geschichtsschreibung“<sup>32</sup> verpackt. Ähnliches geschah in den liberalen Nationalgeschichten Latein-

---

<sup>31</sup> Anschaulich beschrieben ist dies bei David Nugent: *Modernity at the Edge of Empire. State, Individual and Nation in the Northern Peruvian Andes 1885-1935*. Stanford, CA 1997; ferner David Nugent: *State and Shadow State in Northern Peru circa 1900*. In: J. M. Heyman (Hrsg.): *States and Illegal Practices*. Oxford/ New York 1999, S. 63-98; ferner Lewis Taylor: *Bandits and Politics in Peru. Landlord and Peasant Violence in Hualgayoc 1900-1930*. Cambridge 1984.

<sup>32</sup> Alain Corbin: *Die Massaker von Paris*. In: Michael Wimmer u.a. (Hrsg.): *Zur Historischen Anthropologie der Gewalt*. Frankfurt am Main 1996, S. 181-194, hier S. 191.



amerikas, in denen der Krieg ebenfalls zu einer süßlich heroischen Geschichte umgeschrieben wurde.

Auch spielte, dies ist eine Trivialität, die Generationenabfolge eine Rolle. Für Argentinien ist zu beobachten, wie sich Geschichtserinnerung änderte, als die Generation der Gewaltakteure, die *actores y testigos*, im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts aus der Gilde der frühen Historiker verschwand. In der Generationenfolge schwächte sich die persönlich bzw. familiär geprägte Erinnerung, die man sich in Kreisen wechselseitigen Vertrauens erzählte, ab. Dies schuf Raum für neue Deutungsmodi der Geschichte, und kategoriale Bezugspunkte der Geschichtserinnerung, wie sie sich in Begriffspunkten wie Zentrum und Rand oder Inklusion und Exklusion sowie in Konventionen des Erzählens abbilden, änderten sich. Nicht zuletzt schließlich sind die Migrationen zu nennen. Beispielhaft hierfür steht wiederum Argentinien, wo die demographische Struktur des Landes sich um 1900 völlig verändert hatte im Vergleich zu der, die es in der Hochzeit der inneren Kriege zwischen 1820 und 1840 gegeben hatte. In Argentinien führte die massive europäische Zuwanderung dazu, dass nach 1900 Menschen große Teile oder gar Mehrheiten der Bevölkerung bildeten, die von ihrer Herkunft her keinerlei Bezug besaßen zu den Kriegen in der Region Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts. Diesen Bevölkerungsgruppen fiel es vermutlich verhältnismäßig leicht, sich im Zuge ihrer Integrationsbemühungen in die Gesellschaft neue, politisch gewollte Interpretationen der Geschichte zu Eigen zu machen. Erinnerungen an den segmentären Charakter des Krieges zu Beginn des 19. Jahrhunderts zerfielen. Ein neuer Hauptdarsteller namens Nation konnte in der Geschichte etabliert werden.

## RESUMEN

### RECORDAR A LA GUERRA – PERO, ¿QUÉ GUERRA?

Paul Ricœur escribió que las grandes comunidades como la nación, se crearon mediante mitos fundacionales violentos. Si bien algo similar sucedió en América Latina, llama la atención que este mito fundacional violento se refiera allí a un conglomerado poco claro de guerras internas generadas en el temprano siglo XIX.

En 2010 se publicó un artículo de Jeremy Adelman acerca de la naturaleza de estas guerras. Adelman describe la fuerte expansión de la violencia bélica en América Latina durante el temprano siglo XIX, cuyas causas se vinculan con las

crisis de las economías morales, así como el quiebre de la autoridad y los principios de legitimación estatales. Según Adelman, surgió un nuevo tipo de guerra, una sub-forma de la guerra civil. Como es sabido, el término de la “guerra civil” era muy común en las fuentes del (temprano) siglo XIX. Pero, ¿era el Estado en América Latina o por lo menos en grandes partes de la región en el temprano siglo XIX realmente capaz de concederles a estas guerras contemporáneas el carácter de una “guerra civil”? ¿O necesitamos frente el idioma de las fuentes otros “términos artificiales” (Anton Blok), con respecto al análisis de la guerra, para establecer relaciones entre los fenómenos que nos llaman la atención y que de otro modo no encontrarían ninguna explicación?

Personalmente no considero concluyente describir la mayoría de los conflictos bélicos en América Latina durante el temprano siglo XIX, en base a la idea de que los nuevos actores de las guerras se apoderaban de la dirección de los acontecimientos ahí donde el Estado se encontraba ausente. Lo señalado por Adelman es demasiado impreciso. Más bien, para explicar la guerra tenemos que trascender a Adelman radicalizando la pregunta que él mismo plantea. En este sentido, sería más acertado constatar que el Estado, que tuvo su origen en el quiebre del orden colonial, perdió su estatus como actor violento superior en la difusión de la guerra. Durante la proliferación de la violencia se formaron numerosos círculos regionales que organizaron actos violentos colectivos, generando diferentes actores violentos con capacidades bélicas, los cuales, respecto a su estatus, contaban con la misma fuerza. Desde entonces y durante cierto período, en algunos casos más extenso que otros, el Estado constituyó solamente *un* actor violento más, en la realización y la organización de la guerra. Viéndolo de esta manera, las imágenes del Estado y de la guerra en América Latina en el temprano siglo XIX se disocian, sin que tengamos que hacer referencia a una guerra sin Estado o a la violencia en el colapso estatal.

Como resultado, la lógica de la guerra fue otra que la de la guerra civil. De este modo, en varias de las guerras internas que tuvieron lugar en el siglo XIX, no se trataba de conseguir solamente el poder en un Estado, cuya existencia era peleada, sino más bien se trataba al mismo tiempo de amenazar al Estado mediante la violencia o incluso paralizarlo y de esta manera evitar que surgiera un poder superior que tuviera la capacidad de extender su autoridad sobre una sociedad regional (local). Por lo tanto, la violencia política de las guerras internas era *bidireccional*. Se ajustaba hacia la conquista del poder en el contexto de la organización estatal y al mismo tiempo al debilitamiento y la limitación (*Einhegung*) del Estado, a fin de evitar que este Estado consiguiera el

monopolio de la acción violenta. En este sentido, se mezclaba la enemistad contra el Estado y la afirmación del mismo.

Con respecto a la creación de una cultura nacional de la memoria, la constelación de la guerra complejiza aún más a la hora de “recordar”, ya que debido a la distribución paritaria de actores bélicos en el espacio, difícilmente se puede recordar como una leyenda fundacional de una nación.

CHRISTIAN BÜSCHGES

## UMKÄMPFTE ERINNERUNG. DEBATTEN UM GESCHICHTE UND IDENTITÄT IN ECUADOR (19. UND 20. JAHRHUNDERT)

### IDENTITÄTSPOLITIKEN IN ZEITEN DES MULTIKULTURALISMUS: ECUADOR SEIT DEN 1990ER JAHREN

Im August 2007 nahm ich in Ecuador an der offiziellen Präsentation der Übersetzung meiner Doktorarbeit über den spätkolonialen Adel der Stadt Quito teil.<sup>1</sup> Die Buchpräsentation fand im „Palacio de Cristal“, einem städtischen Kulturzentrum statt, das auf einer Anhöhe über den Dächern der kolonialen Altstadt Quitos liegt. Organisiert wurde die Präsentation durch den Stadtrat und den städtischen *Fondo de Salvamento del Patrimonio Cultural de Quito* (FONSAL), dessen hauseigener Verlag Übersetzung und Veröffentlichung des Buches übernommen hatte. Geladen waren zu diesem öffentlichen Ereignis Vertreter der lokalen Politik und Kultur. Zum Programm des Abends gehörten neben der Livemusik einer Jazzband die Ansprachen des Autors, der zuständigen Lektorin sowie des Stadtratsmitglieds Gonzalo Ortiz Crespo, Soziologe und Mitglied der *Academia Nacional de Historia*.

Zusammen mit meiner Arbeit zum kolonialspanischen Adel der Stadt Quito wurde an diesem Abend die Übersetzung der Studie des englischen Historikers Martin Minchom über die städtische Unterschicht Quitos in der ausgehenden Kolonialzeit präsentiert.<sup>2</sup> Auffällig sind die deutlichen Unterschiede in der Drucklegung beider Bücher. Während meine Arbeit zum Adel auf schwerem Hochglanzpapier gedruckt und mit zahlreichen farbigen Abbildungen versehen

---

<sup>1</sup> Christian Büschges: *Familia, honor y poder. La nobleza de la ciudad de Quito en la época colonial tardía (1765-1822)*. Quito 2007.

<sup>2</sup> Martin Minchom: *El Pueblo de Quito: 1690-1810. Demografía, dinámica sociorracial y protesta popular*. Quito 2007.

wurde, muss die Quitener Unterschicht mit ziemlich preiswertem Papier und ohne jeden weiteren Schmuck auskommen.

Dieses recht amüsante Detail sowie die Inszenierung der Buchpräsentation waren Teil einer seit den 1990er Jahren anhaltenden städtischen Politik der Sanierung der historischen Altstadt Quitos und der damit einhergehenden Bemühungen, das kulturelle Erbe der Stadt zu bewahren und öffentlich sichtbar zu machen. Was das kulturelle Erbe, das *Patrimonio Cultural*, der Stadt Quito und des Landes Ecuador insgesamt ausmacht, ist seit zwei Jahrzehnten Gegenstand öffentlicher Debatten und kontrastierender Identitätspolitiken.

### ZWISCHEN INDIGENER RENAISSANCE UND RETRO-KOLONIALITÄT

In den 1990er Jahren wurde der Andenstaat durch verschiedene „indigene Aufstände“ heimgesucht, die zu einer deutlichen Umgestaltung der politischen Landschaft geführt haben.<sup>3</sup> Nicht nur hat sich in Ecuador eine der stärksten ethnischen Bewegungen Lateinamerikas der Gegenwart herausgebildet, die für die kulturelle Anerkennung und politische Teilhabe der indigenen Bevölkerung eintritt, sondern der ecuadorianische Nationalstaat versteht sich seit der Verfassungsänderung im Jahre 1998 als „plurikulturell und multiethnisch“.

Demgegenüber stehen seit den frühen 1990er Jahren Stadtmarketing und Erinnerungspolitik der Stadtverwaltung Quitos, die mit ihren Sanierungsmaßnahmen in der Altstadt und den begleitenden Publikationen zur Stadtgeschichte eine kolonialspanische Identität stiften, deren historisch fragwürdige Nostalgie mit einer aktiven Verdrängung der indigenen Bevölkerung aus dem Stadtzentrum einhergegangen ist. Diese war in den 1960er und 1970er Jahren verstärkt in das baulich stark heruntergekommene koloniale Zentrum migriert, während sich die mestizisch-spanische Mittelschicht in einem neu gebauten, modernen Stadtteil im Norden der Stadt ansiedelte.

In Verlauf der 1990er Jahre und verstärkt nach der Jahrtausendwende ist dagegen im Zuge umfassender Sanierungsmaßnahmen eine massive Rückkehr der mestizisch-weißen Mittelschicht ins alte Stadtzentrum festzustellen, die einen Prozess der Gentrifizierung zur Folge hatte. Die von der Quitener Stadtverwaltung vorangetriebene Sanierung der historischen Altstadt geht mit einer nostalgischen, enthistorisierten Repräsentation von Kolonialität einher, die ich mit meinem Bielefelder Kollegen Olaf Kaltmeier als „Retro-

---

<sup>3</sup> Melina Selverston-Scher: *Ethnopolitics in Ecuador. Indigenous Rights and the Strengthening of Democracy*. Miami 2001.

Kolonialität“ bezeichnen möchte.<sup>4</sup> Diese kann als Strategie der verunsicherten urbanen, weiß-mestizischen Mittelschicht gedeutet werden, sich gegenüber der erstarkenden indigenen Bewegung der 1990er Jahre identitätspolitisch neu zu positionieren.

Verstand sich die Mittelklasse in Ecuador seit dem Erdölboom der 1960er Jahre als weiße Führungselite mit Anschluss an die westlichen Länder, die von der modernen Fortschritts- und Entwicklungsideologie beflügelt war, so hat das Versprechen von Entwicklung angesichts der globalen Rezession der 1980er und der Umweltkrise der 1990er Jahre an Bindungskraft verloren. Durch die Politisierung der ethnischen Frage in den 1990er Jahren wurden zudem die mestizisch-weiße Dominanz im politischen Raum in Abrede gestellt und die hegemonialen Sicht- und Teilungsprinzipien im Sinne multi- und pluri-kultureller Anerkennungspolitik verändert.<sup>5</sup>

Im Folgenden möchte ich einige Stationen der intellektuellen und politischen Debatten nachzeichnen, die sich seit der Unabhängigkeit Ecuadors um die Frage nach der nationalen Identität des Landes drehen. Hierbei handelt es sich um ein noch recht lückenhaft bearbeitetes Forschungsfeld. In meinen Überlegungen steht dabei die Frage nach der Bedeutung der indigenen Bevölkerung des Landes für das Selbstverständnis des Nationalstaats Ecuadors im Vordergrund. Als Quellen stehen mir dabei Berichte über einige öffentliche Feierlichkeiten sowie historiographische und politische Schriften zur Verfügung, die sich neben der Frage der nationalen Identität auch der Bedeutung der Hauptstadt Quito in der jeweils konstruierten Nationalgeschichte widmen.

## DIE UNABHÄNGIGKEIT ECUADORS UND DIE KONSTRUKTION DER NATION

Die Frage nach der kulturellen Identität des Landes und der politischen Bewältigung ethnisch gedeuteter sozialer Unterschiede begleiten die politischen und historiographischen Debatten in Ecuador seit den Unabhängigkeits-

---

<sup>4</sup> Olaf Kaltmeier: *Urban Landscapes of Mall-ticulturality. (Retro-)Coloniality, Consumption, and Identity Politics. The Case of the San Luis Shopping Center.* In: Olaf Kaltmeier (Hrsg.): *Selling Ethnicity. Urban Cultural Politics in the Americas.* Farnham/Burlington, VT 2011, S. 95-115; vgl. Fernando Carrión/ Manuel Dammert Guardia: *Quito's Historic Center. Heritage of Humanity or of the Market?* In: Ebenda, S. 171-187.

<sup>5</sup> Christian Büschges: *La etnicidad como recurso político. Etnizaciones y de-etnizaciones de lo político en la América Andina y Asia del Sur.* In: Christian Büschges/ Guillermo Bustos/ Olaf Kaltmeier (Hrsg.): *Etnicidad y poder en los países andinos.* Quito 2007, S. 15-35.

bewegungen der Jahre 1810 bis 1822. Die im Jahr 1810 ausgebrochenen Unabhängigkeitskriege waren wie im übrigen Lateinamerika weitgehend durch eine kreolisch-mestizische Führungsschicht geprägt. Entscheidend für die politische Ausrichtung der Unabhängigkeitsbewegung wurde die Übernahme europäischer Modelle der Staats- und Nationsbildung, die sukzessive an die amerikanischen Verhältnisse angepasst wurden. Zum einen übernahmen die Gründerväter der jungen Andenrepublik das Modell der liberalen Staatsbürgernation, zum anderen postulierten sie die kulturelle Einheit der Nation.

Zur Legitimierung der territorialen und politischen Einheit des neuen Nationalstaates gegenüber dem spanischen Mutterland wie auch gegenüber den amerikanischen Nachbarstaaten berief sich die politische Elite Ecuadors auf die Existenz einer historisch gewachsenen Nation, deren Ursprünge bis in die vorspanische Zeit zurückgingen. Die mestizisch-kreolischen Staatsgründer eigneten sich somit die indigene Geschichte an, um die eigene Unabhängigkeit von Spanien zu rechtfertigen und der Nation eine historische Wurzel und Kontinuität zu verleihen.<sup>6</sup> In dieser Sichtweise bildeten die Nachkommen der indigenen Urbevölkerung und die kreolischen Nachfahren der spanischen Konquistadoren eine historische Schicksalsgemeinschaft, die spätestens im 18. Jahrhundert durch den spanischen „Absolutismus“ und die vornehmlich aus dem Mutterland rekrutierte hohe Beamtenschaft unterdrückt worden war.<sup>7</sup>

Wie im zeitgenössischen Europa basierte die „vorgestellte Gemeinschaft“ der ecuadorianischen Nation auf einer „Erfindung von Tradition“<sup>8</sup>, die schon in verschiedenen spätkolonialen Chroniken und Festivitäten zu erkennen gewesen war, und in denen die kreolische und indigene Geschichte die Basis der Formierung territorialer Identitäten innerhalb des weiträumigen spanischen Amerika geworden war. So wurde die territoriale und kulturelle Einheit des Nationalstaates Ecuador durch den Verweis auf die Existenz eines vorspanischen „Reiches von Quito“ legitimiert.<sup>9</sup> Bereits im 17. Jahrhundert

---

<sup>6</sup> Christian Büschges: Nationalismus ohne Nation? Spanien und das spanische Amerika im Zeitalter der Französischen Revolution. In: *Comparativ* Bd. 12, Nr. 4 (2002), S. 67-90.

<sup>7</sup> Anthony Pagden: *Identity Formation in Spanish America*. In: Nicolas Canny/ Anthony Pagden (Hrsg.): *Colonial Identity in the Atlantic World, 1500-1800*. Princeton, NJ 1987, S. 65-80.

<sup>8</sup> Allgemein zum Konstruktionscharakter moderner Nationen Benedict Anderson: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*. Frankfurt am Main/ New York 1988 und Eric Hobsbawm: *Introduction*. In: Eric Hobsbawm/ Terence Ranger (Hrsg.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1993, S. 1-14.

<sup>9</sup> Ernesto Salazar: *Entre mitos y fábulas. El Ecuador aborigen*. Quito 2001.

berichtete der Jesuit Anello Oliva in seiner von biblischen Motiven durchzogenen Geschichte der ursprünglichen Besiedlung des südlichen Amerika von einem Nomadenvolk, das von den Küsten Venezuelas über den Pazifik bis zur heutigen Nordküste Perus weitergewandert sei.<sup>10</sup> Von dort aus sei der Kazike Quitumbe ins Hochland von Quito weitergezogen und habe sich mit seinen Gefolgsleuten dort niedergelassen.

Im 18. Jahrhundert war es schließlich der Jesuitenpater Juan de Velasco, der in seiner auf nicht überlieferten bzw. nie veröffentlichten kolonialen Schriften basierenden Chronik *Historia del Reino de Quito* von 1789 von der Eroberung des Hochlandes von Quito, benannt nach den dort ansässigen Quitu, durch die sich von der Küste ausbreitenden Caras um das Jahr 980 nach Christus berichtet.<sup>11</sup> Aus der Verschmelzung beider Gruppen sei dann die Herrscherdynastie der Shyris hervorgegangen, deren Herrschaft sich anschließend über weite Teile der späteren kolonialspanischen Audiencia von Quito ausgeweitet habe. Entsprechungen hierzu finden sich – ebenfalls bereits in kolonialer Zeit – anlässlich verschiedener öffentlicher und kirchlicher Feste, bei denen etwa die lokale „Reina de Cochasqui“ und ihr Tod während der Invasion der Inka repräsentiert wurde.<sup>12</sup>

### MYTHOS UND GESCHICHTE DES *REINO DE QUITO*

Mit der Unabhängigkeit wurde die *Historia del Reino de Quito* des Jesuitenpaters Velasco zum offiziellen Gründungsmythos der ecuadorianischen Nation. Als solcher wurde er über das gesamte 19. Jahrhundert als fester Bestandteil der nationalen Historiographie und der in den Schulen vermittelten Geschichte tradiert. Im Zuge der allmählichen Ausbildung der nationalen Archäologie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert geriet diese Großzählung vom *Reino de Quito* allerdings erstmals in die Krise. So bestritt der Quitener Erzbischof und Historiker González Suárez in seiner zwischen

---

<sup>10</sup> Ebenda, S. 48-49.

<sup>11</sup> Juan de Velasco: *Historia del reino de Quito en la América meridional*. Caracas 1981.

<sup>12</sup> So etwa bei den Feiern der Stadt Quito anlässlich der Geburt des spanischen Prinzen Baltasar Carlos im Jahr 1631, Christian Büschges: *Urban Public Festivals as Representations and Elements of Social Order in Colonial Ecuador*. In: Johannes-Michael Scholz/ Tamar Herzog (Hrsg.): *Observation and Communication. The Construction of Realities in the Hispanic World*. Frankfurt am Main 1997, S. 113-131, hier S. 118-119.



1893 bis 1903 veröffentlichten großen Geschichte Ecuadors die behauptete politische und kulturelle Einheit des vorspanischen Ecuador.<sup>13</sup> Eine heftige öffentliche Debatte zu dieser Frage entstand schließlich im Jahre 1918, als die nationale Schulkommission (*Consejo Superior de Instrucción Pública*) den gesamten Kanon der Shyris aus dem Geschichtsunterricht streichen wollte. Die damit zusammenhängende Kritik an Velascos Darstellung der Dynastie der Shyris bezog sich vor allem auf die dieser zugrunde liegenden unsicheren Quellenbasis, ergänzt um die Tatsache, dass Velasco seine Chronik im italienischen Exil ohne Zugriff auf die verschollenen oder andere Schriften geschrieben hatte. Besonders schwer wog allerdings das Argument, vehement vertreten durch den damaligen Historiker und Archäologen Jacinto Jijón y Caamaño, dass die archäologische Forschung keine Nachweise einer geographisch ausgreifenden Kultur der Shyris erbringen können.<sup>14</sup>

Die Debatte ist bis heute aktuell, und vor allem in den Schulbüchern ist Juan de Velasco der Chronist der nationalen Ursprungserzählung der ecuadorianischen Nation geblieben.<sup>15</sup> So wurde Velasco etwa im Kontext der erst im Jahr 1998 beigelegten Grenzstreitigkeiten zwischen Ecuador und Peru von Historikern wie Politikern als Referenz für das von Ecuador beanspruchte Territorium verteidigt.<sup>16</sup> Einige Jahre zuvor, im Juli 1992, beschrieb der angesehenen ecuadorianische Historiker Jorge Salvador Lara in der Tageszeitung *El Comercio* das *Reino de Quito* als „soziologische, politische und zivile Einheit dessen, was heute Ecuador ist“. Dieses Zitat wurde im Vorwort des von Piedad und Alfredo Costales im gleichen Jahr veröffentlichten Buches „El Reino de Quito“ übernommen, der aktuellsten wissenschaftlichen Anspruch erhebenden Verteidigung des Mythos.<sup>17</sup>

---

<sup>13</sup> Federico González Suárez: *Historia General de la República del Ecuador*. Band 1. Quito 1969, S. 56 und 751-774.

<sup>14</sup> Jacinto Jijón y Caamaño: *Examen crítico de la veracidad de la Historia del Reino de Quito del P. Juan de Velasco, de la Compañía de Jesús*. In: *Boletín de la Sociedad Ecuatoriana de Estudios Históricos Americanos* Bd. 1, Nr. 1 (1918), S. 33-63.

<sup>15</sup> Salazar: *Mitos y fábulas*, S. 47.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 62.

<sup>17</sup> Piedad Costales/ Alfredo Costales: *El Reino de Quito*. Quito 1992, S. 1.

## DAS SPANISCHE ERBE ECUADORS

Doch auch die spanische Kolonialzeit sollte über die Unabhängigkeit hinaus Teil der Identität und Erinnerungspolitik eines Teils der ecuadorianischen sozialen und politischen Elite bleiben. Deutlich wird dies nicht zuletzt an dem Versuch des 1845 gestürzten konservativen ecuadorianischen Präsidenten Juan José Flores, Spanien in den Jahren 1846 und 1847 zu einer Rückeroberung der verlorenen Kolonie zu gewinnen.<sup>18</sup> Was wie eine persönliche Rache oder Ausdruck der „Verrücktheit“ – so ein zeitgenössischer liberaler Politiker – des ehemaligen Präsidenten aussehen mag, versperrt den Blick auf die Tatsache, dass Flores im konservativen Lager Ecuadors, v.a. im Hochland einschließlich der Hauptstadt Quito, zahlreiche Anhänger hatte.

Während sich die liberale Regierung unter dem aus Guayaquil stammenden Vicente Rocafuerte militärisch und ideologisch auf eine mögliche Invasion vorbereitete, kam es im April und Juni 1846 sowie im August und November 1847 zu mehreren Aufständen aus den Reihen der Anhänger von Flores. Den Parteigängern des ehemaligen Präsidenten ging es wie Flores selbst freilich nicht um die Rückeroberung Ecuadors durch Spanien oder auch nur die Einrichtung einer bourbonischen Sekundogenitur. Flores hegte offenbar, abgesehen von der Hoffnung auf die persönliche Wiedererlangung des Regierungsamtes, Sympathien für die Etablierung eines monarchischen Systems.

### ATAHUALPA ODER BENALCÁZAR? DEBATTEN UM DIE GRÜNDUNG DER STADT QUITO IM JAHR 1933/34

Die Debatten um das schwierige Verhältnis von indigenen und spanischen Wurzeln der ecuadorianischen Nation lassen sich auch im Kontext der 100-Jahr-Feier der Stadtgründung Quitos im Jahr 1934 verfolgen.<sup>19</sup> Von besonderer Bedeutung war die offizielle Rede des damaligen Stadtratspräsidenten und

---

<sup>18</sup> Mark J. Van Aken: *King of the Night. Juan José Flores and Ecuador, 1824-1864*. Berkeley, CA 1989; vgl. Ana Gimeno: *Una tentativa monárquica en América. El caso ecuatoriano*. Quito 1988.

<sup>19</sup> Guillermo Bustos: *La hispanización de la memoria pública en el cuarto centenario de la fundación de Quito*. In: Christian Büschges/ Guillermo Bustos/ Olaf Kaltmeier (Hrsg.): *Etnicidad y poder en los países andinos*. Quito 2007, S. 111-134.

Historikers Jacinto Jijón y Caamaño, der uns schon bei den Debatten um die Historizität des *Reino de Quito* begegnet ist, am 28. August 1934.<sup>20</sup> Jijón betonte in seiner Festrede zunächst den historisch eindeutigen indigenen Ursprung der Stadt Quito. Quito sei bereits vor der Ankunft der Spanier eine bedeutsame Niederlassung gewesen, die infolge der Invasion der Inka bereits zu einer wichtigen Stadt geworden sei, die dann von den Spaniern eingenommen worden und vom Eroberer Diego de Almagro am 28. August 1534 zur eigenständigen Stadt (*villa*) erklärt worden sei.

Als wichtiger Vertreter der seit der Jahrhundertwende in Ecuador wie in anderen lateinamerikanischen Staaten wirksamen intellektuellen Strömung des Hispanismus bestätigte Jijón zwar in der Tradition des Historikers González Suárez den indigenen Ursprung der Stadt Quito, betonte aber zugleich die spanische Institution des Stadtreiments, das vom Eroberer Sebastián de Benalcázar am 6. Dezember 1534 etabliert worden war. Die vorangehende spanische Stadtgründung am 28. August 1534 sei daher historisch nicht bedeutsam gewesen, da sie nur die bereits bestehende indigene Ansiedlung bestätigt habe. Dem gegenüber sei die anschließende Einrichtung des spanischen Stadtrates von herausragender Bedeutung gewesen und sollte daher Jijón zufolge den Kern der Erinnerungspolitik der Quitener Stadtgeschichte darstellen.

Insgesamt waren die Erinnerungsfeiern von 1934 durch einen symbolischen Komplex von Monarchie, Spanien und Konquistadoren geprägt. Das offizielle Wappen der Stadt trug weiterhin den spanischen Gründungstitel als „Muy Noble y Muy Leal Ciudad“. Zugleich wurde Quitos Bild als „Wiege der ecuadorianischen Nation“ propagiert. Die indigene Bevölkerung des Landes wurde dagegen weitgehend als in der Eroberung unterlegene Gesellschaft repräsentiert. Vereinnahmt von der hispanistischen *Historia patria* wurde lediglich der im Jahr 1533 wohl in der Nähe der Stadt Quito hingerichtete Inka-Fürst Atahualpa, dessen „nacionalidad quiteña“ betont wurde. In diesem Kontext wurde 1933 auch kurzzeitig die Wiederaufnahme des einige Jahre alten Projekts diskutiert, Atahualpa ein Denkmal auf dem *Panecillo* zu errichten. In

---

<sup>20</sup> Jacinto Jijón y Caamaño: La conmemoración del cuarto centenario de Quito. In: Gaceta Municipal Nr. 28 (30. September 1934), S. 25. Jijón y Caamaño, Nachkomme einer der bedeutendsten kreolischen Adelsfamilien der ecuadorianischen Kolonialzeit, hatte auf Anfrage des Stadtrates bereits vor den Feierlichkeiten einen Bericht über das Gründungsdatum Quitos und seine Hintergründe verfasst. La fecha de fundación de Quito. Informe del comisionado del Ilustre Consejo. In: El Comercio, 31. März 1934, S. 3.

den städtischen Feierlichkeiten von 1934 fehlte dann aber jede offizielle Repräsentation des Inka-Fürsten.<sup>21</sup>

Die in Ecuador in den 1920er Jahren erstarkende Tradition des Hispanismus kann als Reaktion auf und politische Waffe gegen die in dieser Zeit lateinamerikaweit verbreitete Strömung des Indigenismus gedeutet werden.<sup>22</sup> Den Beginn des ecuadorianischen Indigenismus markiert die Veröffentlichung von Pío Jaramillo Alvarados Buch *El Indio Ecuatoriano* aus dem Jahre 1922 (weitere Auflagen 1925 und 1936). Jaramillo denunzierte darin die anhaltende Ausbeutung der indigenen Bevölkerung des Landes und wies historische Deutungen aus dem Kreis der *Academia Nacional de la Historia* zurück, u.a. das Diktum von González Suárez bezüglich der Existenz von Rassenunterschieden, die manche Völker zur ewigen Dienerschaft verurteile. Jaramillo nahm auch in den Debatten um die Bewertung von Velascos *Historia del Reino de Quito* Stellung, die er vehement verteidigte.

Als eine weitere, spätere Tradition des Hispanismus in Ecuador lassen sich die in den 1950er Jahren institutionalisierten und bis heute fortgeführten *Fiestas de Quito* am 6. Dezember herausstellen. Das spanische Erbe lässt sich hierbei in verschiedenen Veranstaltungsformen feststellen, allen voran die Stierkämpfe. Anlässlich der 1992 mit einer starken indigenen Mobilisierung einhergehenden Debatten um das Gedenken an die 500 Jahre zurückliegende Eroberung Amerikas durch Spanien wurden zwar auch kritische Stimmen über die Gestaltung der *Fiestas de Quito* laut. Die in diesem Kontext vollzogene Ausrufung des 5. Dezembers als „Tag des Widerstandes“ konnte sich jedoch nicht als dauerhafter Gedenktag durchsetzen.<sup>23</sup>

## HISTORIOGRAPHISCHE DEBATTEN DES BICENTENARIO

Im Jahre 2006 veröffentlichte der aus Ecuador stammende und in den USA lehrende Historiker Jaime E. Rodríguez in Quito eine Geschichte der ecuadorianischen Unabhängigkeitskämpfe, die als Auftakt der historiographischen

---

<sup>21</sup> Bustos: La hispanización de la memoria, S. 122-124.

<sup>22</sup> Claudio Malo González (Hrsg.): Pensamiento indigenista del Ecuador, Quito 1988. Zur in Spanien und Lateinamerika um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wirksamen intellektuellen Strömung des Hispanismus Mabel Moraña: Ideologies of Hispanism. Vanderbilt 2005.

<sup>23</sup> Bustos: La hispanización de la memoria pública, S. 116.

Aufarbeitung der Unabhängigkeit des Landes im Rahmen der 200-Jahrfeiern gelten kann.<sup>24</sup> Diese löste in der Presselandschaft der Hauptstadt und unter den ecuadorianischen Historikern ein heftiges Echo aus.<sup>25</sup> Der Historikerstreit bezieht sich vor allem auf die von Rodríguez nicht ohne polemische Absicht zugespitzte These, dass die Unabhängigkeit Ecuadors von Spanien ein Fehler gewesen sei. Neben der letztlich durchgesetzten Unabhängigkeit von der ehemaligen Metropole und dem von verschiedenen königstreuen Kräften bevorzugten Verbleib im traditionellen spanischen Herrschaftsverband habe die anfänglich nach Amerika ausgeweitete spanische Verfassung von Cádiz (1812) die Basis einer neuen, partizipativen und föderativen transatlantischen Einheit anvisiert, die politisch und wirtschaftlich stabilere Verhältnisse geschaffen hätte als der radikale Bruch mit dem Mutterland.

Von den polemischen Tendenzen des Buches abgesehen, bestätigt Rodríguez letztlich die seit längerer Zeit gängige Erkenntnis, dass die ideologische Basis der Unabhängigkeitsbestrebungen heterogen war, diese im Jahr 1810 nicht mit dem klaren Ziel der Unabhängigkeit begonnen hatten, sondern die anfänglich dominierenden Autonomiebestrebungen durch den Lauf der Dinge zugunsten der Unabhängigkeit fallen gelassen wurden.

### DIE AMBIGUITÄT DES MESTIZEN

Was bei der Durchsicht der – bislang nur ansatzweise erforschten – nationalstaatlichen Erinnerungspolitik Ecuadors im 19. und 20. Jahrhundert auffällt, ist die Abwesenheit des „Mestizen“ als Element der nationalen Einheit. In Anknüpfung an Florencia Mallons Ausführungen zum politischen Umgang der lateinamerikanischen Staaten mit ihrer kulturellen Heterogenität und deren historischen Hintergründen lässt sich hier die generell für den südamerikanischen Andenraum im Vergleich zu Mexiko weniger integrative Wirkung des Konzepts der *mestizaje* bestätigen.<sup>26</sup> Doch auch hier sind für Ecuador noch weitere Forschungen vonnöten. Nachweislich gab es in Ecuador von den frühen

---

<sup>24</sup> Jaime E. Rodríguez: *La revolución política durante la época de la independencia. El Reino de Quito, 1808-1822*. Quito 2006.

<sup>25</sup> Vgl. etwa die Debatte in der Zeitschrift *Procesos. Revista Ecuatoriana de Historia* Bd. 27 (2008), S. 107-150.

<sup>26</sup> Florencia E. Mallon: *Indian Communities, Political Cultures, and the State in Latin America, 1780-1990*. In: *Journal of Latin American Studies* Bd. 24 (Quincentenary Supplement 1992), S. 35-53.

1940er bis zu den frühen 1960er Jahren eine intellektuelle Debatte um die *mestizaje* als Kern der nationalen Identität Ecuadors.<sup>27</sup> Auslöser dieser intellektuellen Debatte war der Krieg mit dem Nachbarland Peru im Jahr 1941 und der daraus resultierende territoriale Verlust im Ostandenraum, der 1942 mit dem Protokoll von Rio de Janeiro besiegelt wurde.

Der mit der außenpolitischen Schmach zusammenhängende innenpolitische Kontext war die sogenannte „Glorreiche Revolution“ von 1944, der eine Phase demokratischer Stabilität folgte, die durch einen starken Entwicklungsdiskurs und eine gezielte Modernisierungspolitik unter Präsident Galo Plaza Lasso (1948-1952) geprägt war. Noch im Jahr 1944 war die *Casa de la Cultura Ecuatoriana* als staatliches Instrument zur Schaffung einer nationalen Identität gegründet worden. In den intellektuellen und politischen Debatten dieser Jahre entstand eine neue symbolische Ordnung um die Kernbegriffe von „Ecuadoranität“, Nationalkultur, Nation oder Vaterland, und *mestizaje*.<sup>28</sup>

Herausragende Figur dieser Feier des Mestizischen war Benjamín Carrión, Begründer und erster Präsident der *Casa de la Cultura Ecuatoriana*. Bis heute gilt er als „maestro“, „sucitador“ oder „padre“ der Nationalkultur.<sup>29</sup> Er entwickelte den Begriff des „tropicalismo“ als Kern der ecuadorianischen Nationalkultur, die er im Kern als christlich definierte und zu deren Heroen einerseits der konservative ecuadorianische Präsident Gabriel García Moreno (1859-1865 und 1869-1875) sowie der liberale Intellektuelle Juan Montalvo (1832-1889) gehörte. Während weitere von Carrión ins Feld geführte Nationalhelden seit den Konquistadoren aus dem Kreis von Spaniern, Kreolen und Mestizen stammten, blieb die indigene und afroecuadorianische Kultur weitgehend unerwähnt bzw. im Falle der indigenen Bevölkerung historisch-mythisch überhöht, ohne konkrete Bezüge zur Gegenwart. Der Inbegriff der Nationalkultur wurde bei Carrión jedoch der Mestize als Symbiose spanischer und indigener Wurzeln, deren spanisch-christliche Elemente freilich vorherrschend blieben.<sup>30</sup>

---

<sup>27</sup> Rafael Polo: *Los intelectuales y la narrativa mestiza en el Ecuador*. Quito 2002, S. 37-52.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 37-38.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 41; vgl. Benjamín Carrión: *Cartas al Ecuador*, Quito 1988 [1943], eine Sammlung von Zeitungsaufsätzen in der Tageszeitung *El Día* zwischen 1942 und 1943.

<sup>30</sup> Polo: *Los intelectuales y la narrativa mestiza*, S. 51-52.

Einen wichtigen Einfluss auf Carrión und andere Zeitgenossen seines Umfelds hatte die Literatur der sogenannten „Generación de los treinta“, die bereits in den 1930er Jahren im Kontext der intellektuellen Strömung des Indigenismus durch einen starken sozialen Realismus gekennzeichnet war. Diese Schriftsteller (Alfredo Pareja Diezcanseco, Pedro Jorge Vera, Jorge Icaza u.a.) hielten den traditionellen oligarchisch-aristokratischen Eliten des Landes eine neue Volkskultur entgegen, welche die bis dahin ausgeschlossenen sozialen und ethnischen Gruppen einschloss und als Integrationskonzept die ethnisch-kulturelle Vermischung, die *mestizaje*, propagierte.

Der Verweis auf die zentralen spanisch-katholischen Werte der Mestizenkultur durch Benjamín Carrión und andere Vertreter dieser Strömung ließen die Vorstellung einer ethnischen Vermischung allerdings wenig schlagkräftig erscheinen, zumal sich in dieser Hinsicht die Grenzen zum noch in den 1940er Jahren verbreiteten Hispanismus als sehr durchlässig erwiesen. Hispanistische Konzepte der nationalen Identität Ecuadors, wie sie in den 1940er Jahren weiterhin Jacinto Jijón y Caamaño oder auch Camilo Ponce Enríquez vertraten, lehnten das Mestizische keineswegs grundsätzlich ab.<sup>31</sup> Sie inkorporierten aber bedeutende mestizische Intellektuelle wie den spätkolonialen Aufklärer Eugenio de Santa Cruz y Espejo in die spanische Kultur und sahen etwa die indigenen (Kunst-)Handwerker der Kolonialzeit lediglich als Umsetzer spanischer Kultur.<sup>32</sup>

Bereits in den 1960er Jahren muss die breitenwirksame Konstruktion einer mestizischen Nation daher als weitgehend gescheitert angesehen werden. Deutlich wurde dies etwa an der neuen, avantgardistischen und internationalistischen Kulturbewegung der sogenannten *tzántzicos*, die einerseits den provinziellen, verstaubten Charakter der Kulturpolitik der *Casa de la Cultura* sowie dessen abstrakten und illusorischen Mestizenbegriff anprangerten.<sup>33</sup> Insbesondere die Fortschreibung einer kolonial-christlichen Kultur wurde hier bemängelt, dem gegenüber die indigene Kultur verdrängt und die behauptete mestizische nicht inhaltlich definiert werde.

---

<sup>31</sup> Vgl. Jacinto Jijón y Caamaño: *La ecuatorianidad*, Quito 1943 und Camilo Ponce Enríquez: *La ecuatorianidad*. In: *El Oriente Dominicano: revista mensual ilustrada* Bd. 15, Nr. 106 (1942).

<sup>32</sup> Polo: *Los intelectuales y la narrativa mestiza*, S. 12-15.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 81-82.

## SCHLUSSBEMERKUNG

Abschließend muss festgehalten werden, dass sich die intellektuellen und politischen Identitätsentwürfe der Gegenwart in Ecuador nicht aus der Polarität des Indigenen und Spanischen gelöst haben. Die eingangs dargelegte Diskrepanz zwischen der aktuellen Welle der Retro-Kolonialität rund um das historische Stadtzentrum Quitos einerseits und der indigenen Bewegung und dem damit verbundenen Diskurs des Multikulturalismus andererseits zeigt dies nur zu deutlich. Die in jüngerer Zeit aus der Kritik am Multikulturalismus erwachsenen akademischen und politischen Debatten um das Projekt der Interkulturalität,<sup>34</sup> das die kulturelle Verortung der Individuen von einer festen Zuschreibung zu abgegrenzten ethnischen Gruppen zu lösen sucht, sind unter der Ägide des aktuellen ecuadorianischen Präsidenten Rafael Correa dem Diskurs einer neuen, partizipativen Staatsbürgerschaft gewichen. Angesichts des in jüngster Zeit zunehmend autoritären Regierungsstils des Präsidenten hat dieses an die urbane Protestbewegung der Jahrtausendwende anknüpfende Konzept jedoch deutlich an nationaler Integrationskraft eingebüßt.

## RESUMEN

### LA MEMORIA CONTROVERTIDA. DEBATES ACERCA DE HISTORIA E IDENTIDAD EN EL ECUADOR (SIGLOS XIX-XX)

Desde la constitución de 1998 el Ecuador se declaró oficialmente como “Estado multiétnico y pluricultural”. Esta concepción de la comunidad política nacional ha sido adoptada, en los mismos o similares términos, por muchos Estados latinoamericanos desde principios de los años noventa del siglo XX. El postulado actual de respetar y fomentar diferentes culturas y grupos étnicos dentro de los límites de un Estado-nación, refleja la situación poscolonial de los países latinoamericanos caracterizados por una gran diversidad étnica y cultural, acompañados por profundos procesos de inclusión y exclusión social y política, que alimentan desde la época de la independencia las discusiones sobre el ser de la nación. En el caso del Ecuador, a lo largo del siglo XIX y XX, y hasta la actualidad, el debate político e historiográfico sobre la esencia de la “ecuatorianidad” se divide respecto al aprecio que diferentes sectores intelectuales o polí-

---

<sup>34</sup> Catharine Welsh: Interculturalidad, Estado, sociedad. Luchas (de) coloniales de nuestra época. Quito 2009.



ticos han adjudicado y siguen adjudicando a la herencia española o indígena del país. El artículo esboza la larga duración de esta escisión en la interpretación de la historia patria del país, poniendo de relieve la carencia histórica de un proyecto mestizo fuerte y ampliamente difundido como eje articulador de la construcción de la nación ecuatoriana.

CARY HECTOR

## HAITI VOM ERSTEN BEBEN (JANUAR 1804) ZUM ZWEITEN (JANUAR 2010). ZWISCHEN GRÜNDUNG UND NEUGRÜNDUNG

Der Titel dieses Beitrags lautete ursprünglich: „Die Unabhängigkeit Haitis im Spannungsfeld zwischen Staat, Nation und Weltsystem. Konflikte und Dilemmas (1804-2004)“.<sup>1</sup> Doch nach dem Erdbeben vom 12. Januar 2010 musste die Thematik neu überdacht werden, da Haiti mit einer akuten neuen Problematik konfrontiert wurde: die des Wiederaufbaus und der Neugründung des praktisch verschwundenen Staates. Daher verweist der neue Titel auf die historisch unterschiedlichen Zusammenhänge und Folgen der beiden „Beben“ von 1804 und 2010.

Hier interessiert die Gegenüberstellung von zwei unvorhersehbaren Megaereignissen, die mit etwas mehr als 200 Jahren Abstand in Haiti stattgefunden haben. Es handelt sich zum einen um das von unserem zeitgenössischen Historiker-Veteranen Leslie F. Manigat so getaufte „national-indigenistische Beben“ vom Januar 1804, zum anderen um das Erdbeben vom Januar 2010, welches, wie man weiß, auf die tektonische Struktur<sup>2</sup> jener karibischen Insel zurückzuführen ist, deren westlichen Teil die Republik Haiti ausmacht.

Konkret möchte ich Folgendes zum Ausdruck bringen: Seit Januar 1804 – und bis 1945 – durfte sich das fragil unabhängige Haiti sozusagen durchkämpfen und durchhalten inmitten einer Weltordnung, die sich, je nach historischem Kontext, konterrevolutionär und konservativ, liberal-moderni-

---

<sup>1</sup> Ich bin Stefan Rinke besonders dafür dankbar, dass er mich als haitianischen Politologen zur Tagung ins Deutsche Historische Museum einlud, umso mehr da Haiti 1804 als erster Staat Lateinamerikas unabhängig wurde. Rinkes 2010 erschienenes Buch enthält ein durchhaus beleuchtendes Kapitel über die Revolution von Haiti (1789-1804). Siehe Stefan Rinke: Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit. München 2010, S. 100-110.

<sup>2</sup> Dazu siehe den haitianischen Geologen Claude Prépetit: Apprendre à vivre avec les failles. In: Conjonction. La revue franco-haitienne de l'Institut français d'Haïti Bd. 223 (2011), S. 9-18.

sierend und imperialistisch profilierte. Nach 1945 – und bis etwa 2010 – durfte Haiti, wiederum „souverän“, aber nicht dauerhaft konsolidiert, seine „Entwicklungswege“ herausarbeiten in einer sich nun als neoliberal, demokratisierend und globalisierend entfaltenden Weltumgebung. Dem entspricht, was der schon erwähnte Historiker und Politologe Leslie F. Manigat in einem Satz zusammengefasst hat: Der haitianische Mikrokosmos sei nie in Übereinstimmung mit seiner internationalen Zeit gewesen.

Ausgehend von diesen Prämissen möchte ich zwei Fragestellungen aufwerfen und auf einige Antworten hindeuten: Welche waren für Haiti um 1804 und danach und welche sind ab Januar 2010 und danach die Grundprobleme von Aufbau/Gründung und von Wiederaufbau/Neugründung des Nationalstaates? Damit will ich in keinem Falle suggerieren, dass die beiden Fragestellungen inhaltlich substituierbar wären. Doch historisch bleiben sie verbunden in dem Sinne, dass ihre inneren und äußeren Zusammenhänge mit der (relativen) Eingliederung (2010) oder (ausgeprägten) Nichteingliederung (1804) Haitis in die jeweilige herrschende Weltordnung zu tun haben. Der gemeinsame Kern der doppelten Problematik von Aufbau/Gründung und von Wiederaufbau/Neugründung des Staates weist also auf dessen Fähigkeit hin, Perspektiven für einen geeigneten „nationalen Entwicklungsweg“ herauszuarbeiten.

## I. ZUM ERSTEN BEBEN: AUFBAU UND GRÜNDUNG DES NATIONALSTAATES

Hier wird der Fokus auf die Gründungsperiode Haitis (1804-1820) gesetzt, und zwar innerhalb einer vereinfachten Grundperiodisierung der Gesamtgeschichte des Landes, welche etwa wie folgt formuliert werden könnte: 1) das sogenannte lange 19. Jahrhundert (1804-1915)<sup>3</sup> und 2) das entsprechend kurze 20. Jahrhundert (1915-2010) – kurz deswegen, weil mit der Besetzung Haitis durch die USA (1915-1934) praktisch der souveräne Nationalstaat verschwindet, der bis dato trotz Quarantäne, Bürgerkriegen und imperialistischer Aggressionen überleben konnte.

---

<sup>3</sup> Siehe dazu die Arbeit des Historikers Michel Hector und des Soziologen Jean Casimir: *Le long XIXème siècle haïtien*. In: *Revue de la Société Haïtienne d'Histoire et de Géographie* Bd. 216 (2003/2004), S. 35-64. Die Autoren gehen davon aus, dass die Eroberung der nationalen Souveränität (1804) und deren Verlust (1915) das lange haitianische 19. Jahrhundert abgrenzten.

## **Die Gründungsperiode (1804-1820): Strukturelle Probleme von Aufbau und Gründung des Nationalstaates während des langen 19. Jahrhunderts**

Zwar wurde der unabhängige neue Nationalstaat am 1. Januar 1804 proklamiert, aber diese Proklamierung bleibt das Endergebnis eines sich über zwölf Jahre (1791-1803) ausdehnenden revolutionären Prozesses. Als dessen wichtigste historische Komponenten seien die folgenden erwähnt:

Der Sklavenaufstand vom 22./23. August 1791, der als einziger siegreicher Sklavenaufstand der Weltgeschichte bekannt ist. Dieser selber ist aber keine einfach augenblickliche, sondern eine über Jahre, ja Jahrzehnte sich akkumulierte Explosion von Sklavenwiderständen aller Art – individuell und kollektiv – insbesondere in der Form von „marronage“/„cimarronaje“, also der Bewegung von rebellierenden Sklaven, die in die Berge oder in entfernte Gegenden flohen, um der Sklaverei zu entgehen und sie sogar aktiv zu bekämpfen.<sup>4</sup>

Die nachhaltige Auswirkung der Französischen Revolution von 1789 auf die Kolonialstruktur Saint-Domingues, d.h. ihre dauerhaft umstrukturierende ideologische und politische Dynamik innerhalb der Kolonie.

Die historisch entscheidende Rolle Toussaint Louvertures (1794-1802), insbesondere durch seine „autonomistische“ Verfassung von 1801 und als Wegbereiter der Unabhängigkeit Haitis.<sup>5</sup>

Der Unabhängigkeitskrieg (September/Oktober 1802 bis Ende November 1803) geleitet von Jean-Jacques Dessalines als Nachfolger Toussaints und „Général en chef“ der „Armée Indigène“, nachdem Toussaint im Juni 1802 nach Frankreich deportiert wurde.

Die dadurch erfolgreich herbeigeführte Haitianische Revolution wird im Allgemeinen mit den folgenden Hauptmerkmalen beschrieben: *Antisklaverei*,

---

<sup>4</sup> „Marronage“ bleibt noch heute ein lebhaft problematisiertes Diskussionsfeld unter Historikern, vor allem in der Perspektive seines dauerhaften Beitrags zur Unabhängigkeit Haitis. Als Illustration u.a. Franklin Midy: *Marrons de la liberté, révoltés de la libération. Le Marron inconnu revisité*. In Michel Hector/ Jean Casimir (Hrsg.): *Genèse de l'Etat haïtien (1804-1859)*. Port-au-Prince 2009, S. 123-152 und Leslie Péan: *Aux origines de l'Etat marron en Haïti (1804-1860)*. Port-au-Prince 2009. Siehe insbesondere das Kapitel IX: *L'Etat marron. Un concept qui dérange*.

<sup>5</sup> Die Literatur über Toussaint Louverture ist unübersehbar und umfangreich. Als Referenz für den oben erwähnten Beitrag siehe das Pionierwerk von C.L.R. James: *Les Jacobins Noirs. Toussaint Louverture et la révolution de Saint-Domingue*. Paris [1938] 1949. Dazu auch jüngst Rinke: *Revolutionen in Lateinamerika*, S. 100-110.

*Antikolonialismus, Antirassismus, Antiplantagenwirtschaft.* Der nordamerikanische Historiker Rayford Logan brachte die Haitianische Revolution auf den Nenner einer berühmten Trilogie. Sie sei: a) eine Anomalie, b) eine Herausforderung, c) eine Bedrohung.<sup>6</sup> Diese Trilogie weist auf das dann bestehende Weltordnungssystem hin, welches, wie man weiß, durch Sklaverei und Sklavenhandel noch stark geprägt war.

### **Historische Aufgaben der Gründungsperiode**

„Haiti was a totally unexpected social achievement, but not even the Haitians really knew it.“<sup>7</sup> Welche „gesellschaftliche Leistung“ meint der hier zitierte Sidney Mintz? Um welche historischen Aufgaben ging es? Die Prämisse war, dass die zu unternehmende Staatsbildung buchstäblich auf den Trümmern – nicht nur physisch, sondern vor allem politisch-wirtschaftlich – von Saint-Domingue errichtet werden musste, die herbeigeführt wurden durch „einen mörderischen Krieg, gekennzeichnet durch unerhörte Grausamkeiten und Massenmorde“.<sup>8</sup> In diesem Zusammenhang kann gefragt werden: Welche waren die zentralen historischen Aufgaben, mit denen die Hauptträger der Gründungsperiode fertig werden mussten, um dem gemeinsamen Ziel der Staatsbildung und -konsolidierung gerecht zu werden? Es sind im Allgemeinen die folgenden – hier ohne die Bewertungsordnung oder die Nuancen, die manchen Debatten, je nach historischer Schule, zugrunde liegen:<sup>9</sup>

Die Institutionalisierung des Staates durch eine neue öffentliche Ordnung und politische Machtstruktur, welche zumindest die oben erwähnten Merkmale der Revolution widerspiegeln sollten;

Die Verteilung der neu entstehenden Machtstruktur unter den führenden Schichten der siegreichen „Armée Indigène“, deren strategische Allianz vom September/Oktober 1802 den Sieg über die französische Expeditionsarmee Ende 1803 ermöglicht hatte;

---

<sup>6</sup> Rayford Logan: *The Diplomatic Relations of the United States with Haïti (1776-1891)*. Chapel Hill, NC 1941.

<sup>7</sup> Sidney Mintz: *Can Haiti Change?* In: *Foreign Affairs* Bd. 74, Nr. 1 (1995), S. 78.

<sup>8</sup> Jacques Barros: *Haïti, de 1804 à nos jours*. Band 2. Port-au-Prince 1958, S. 195.

<sup>9</sup> Man wird z.B. die Frage der Restrukturierung der Plantagenwirtschaft als ausschlaggebend ansehen hinsichtlich der Konsolidierung der neuen Staatsordnung, während andere Autoren die Problematik der inneren Kämpfe zwischen den führenden Schichten der siegreichen „Armée Indigène“ hervorheben würden. Siehe dazu Claude Moïse: *Création de l'État haïtien. Constitutions: continuités et ruptures*. In: Hector/ Casimir (Hrsg.): *Genèse de l'Etat haïtien*, S. 49-60.

Die staatliche Integration der befreiten Sklaven nunmehr als Vollbürger bzw. freie Arbeiter mit dem Anspruch auf individuellen Kleingrundbesitz;

Die Restrukturierung der Plantagenwirtschaft mit dem Ziel, die Lebensfähigkeit des neuen Staates zu konsolidieren, was die Lösung von zwei kolossalen Problemen voraussetzte: die Zersplitterung oder die Aufbewahrung des Großgrundbesitzes als Basisstruktur der nationalen Agrarwirtschaft und der nachhaltige Widerstand der Feldarbeiter gegen jegliche erneute Form von Zwangsarbeit auf den Plantagen;

Der Kampf um die nationale Souveränität, d.h. um die diplomatische Anerkennung des neuen Staates innerhalb des existierenden Weltsystems und dessen hegemonialer Werteordnung am Anfang des 19. Jahrhunderts.

### **Die Hauptakteure der Gründungsperiode**

Versucht wird hier eine Zusammenfassung, die als Gesamtprofil für die Periode gelten kann, da es im Rahmen dieses Artikels nicht möglich wäre, eine detaillierte Bilanz je nach Hauptakteuren zu unternehmen. Es handelt sich, in hierarchischer Ordnung nach der Deportation von Toussaint Louverture, um Jean-Jacques Dessalines (1804-1806), Henri Christophe (1807-1820) und Alexandre Pétion (1806-1818). Alle drei waren Generäle der „Armée Indigène“ und Unterzeichner des offiziellen Dokuments über die Unabhängigkeit Haitis, welches am 1. Januar 1804 in Gonaïves bekannt gegeben wurde. Die Ermordung von Jean-Jacques Dessalines am 17. Oktober 1806 führte zur Spaltung Haitis in zwei getrennte und feindliche Staatseinheiten: im Westen und Süden die Republik unter Alexandre Pétion, im Norden, zuerst der Staat von Haiti, später dann das Königreich des Nordens unter König Henri Christophe (1807-1820). Auch während der Gründungsperiode folgten drei Regierungsformen (Kaiserreich, Republik, Königreich) und fünf Verfassungen: 1805/1806/1807/1811/1816. Die verfassungsmässige Orientierung der neuen Staatsbildung und Ordnung schloss die folgenden Entwicklungen ein:

*Verbot der Sklaverei:* Dessalines und Christophe waren radikale Abolitionisten. Pétion hat Simón Bolívar dazu ausdrücklich verpflichtet, die Sklaverei in den befreiten Ländern abzuschaffen, als er ihm 1816 zu seinem siegreichen Unabhängigkeitskampf gegen Spanien entscheidend geholfen hat. Diese Anti-Sklaverei-Verordnung wurde in allen Verfassungen Haitis bis 1846 aufrechterhalten.

*Einwanderungsverbot für „Weiße“*, insbesondere als Grundbesitzer. Diese Verordnung in Bezug auf Grundbesitz wurde in allen Verfassungen bis 1918

aufrechterhalten, nicht aber in den Verfassungen von Christophe. Die Verfassung von 1807 (Art. 41) anerkennt bspw. ausdrücklich das Recht zu Grundbesitz für Ausländer. Zu erwähnen ist auch die in der Verfassung von 1805 (Art. 13) ausdrücklich eingeräumte Ausnahme zum Einwanderungsverbot für „weiße Frauen“ (und deren Kinder), Polen und Deutsche, die von der Regierung naturalisiert wurden.

*Verbot von Unterscheidungen nach der Hautfarbe:* Von nun an wurden alle Haitianer als „Schwarze“ bezeichnet (Verfassung von 1805, Art. 14). Außerdem wurde die haitianische Staatsangehörigkeit für alle Afrikaner, Inder und deren Nachkommen aus den Kolonien und dem Ausland eingeräumt, die nach Haiti einwandern würden.

Die Ermordung von Dessalines symbolisierte den Bruch und das Ende der strategischen Allianz (1802) zwischen den zwei führenden Oligarchien. Mit der Spaltung in zwei Staatseinheiten begannen die Machtkämpfe zwischen ihnen um die politische Hegemonie und die Kontrolle des Staatsapparats während des 19. Jahrhunderts bis 1915.

Die Integration der Landbevölkerung (Kleinbauern, Feldarbeiter usw.) war nicht wirklich gelungen. Zwar gelang die Befestigung des Kleingrundbesitzes ab den 1860er Jahren, aber auch mehrere Bauernwiderstandsbewegungen und Aufstände fanden von 1807 bis 1915/1920 statt.

Der Kampf um die Anerkennung Haitis als unabhängiger, souveräner Staat begann 1804 und kann in drei Phasen unterteilt werden: a) gescheiterte Verhandlungen mit den USA, England, doch Handelsabkommen unter Dessalines; b) anfängliche Verhandlungen mit Frankreich unter Pétion, 1814-1816; „paradiplomatische“ Verhandlungen mit England, Preußen, Russland unter Christophe, 1816-1820; c) militärische Verteidigung des neuen Staates, vor allem hinsichtlich einer erwarteten Rükeroberungsexpedition aus Frankreich. Schon am 9. April 1804 ordnete Dessalines den Aufbau von Befestigungen „am Gipfel der höchsten Gebirge Haitis“ an. Die berühmteste war die „Citadelle Henry“ (La Ferrière), zu deren Bau deutsche bzw. preußische Offiziere, Ingenieure und Handwerker beigetragen hätten.<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Dies bleibt bis jetzt ein wenig bekanntes und bearbeitetes Thema in der haitianischen Historiographie, die im Allgemeinen seit Vergniaud Leconte (1931) davon ausgeht, dass der Bau der „Citadelle“ einheimischen Bauingenieuren in Christophes Königreich zuzuschreiben sei. In Deutschland hat Karin Schüller in ihrer 1991 in Buchform erschienenen Dissertation auf die Anwesenheit deutscher Militäringenieur und Handwerker „bei der Planung und Errichtung [von Christophes] Bauwerken“ hingewiesen. Sie berief sich auf frühere Autoren, nämlich den österreichischen „Blumenzüchter und Botaniker“ Karl Ritter (1836), der sich 1819-1820 im Auftrag von Kaiser Franz I. in Christophes Königreich aufgehalten hat.

Die staatlich organisierte Solidarität Haitis insbesondere mit den künftigen unabhängigen Ländern Lateinamerikas stellte ebenfalls einen wichtigen Punkt dar. Am Bekanntesten ist die umfangreiche Hilfe von Alexandre Pétion für Simón Bolívar (1815-1816), aber auch der Aufenthalt von Francisco de Miranda in Jacmel im Südosten Haitis. Weniger bekannt ist der haitianische Aufenthalt des mexikanischen Befreiungskämpfers Francisco Javier Mina mit Rekrutierung von 200 Freiwilligen, darunter Haitianern. In Les Cayes im Süden Haitis hielt sich Marschall Antonio José de Sucre auf, der spätere berühmte Held von Ayacucho. Außerhalb Lateinamerikas sei auch, weil am wenigsten bekannt, die Hilfe Haitis für griechische Befreiungskämpfer am Ende der 1820er Jahre durch den in Paris lebenden französischen Mönch Grégoire erwähnt, der ein leidenschaftlicher Förderer der Haitianischen Revolution war.

### **Langfristige Folgen der Gründungsperiode**

Angesichts der höchst komplexen Entwicklungen, Konflikte und Widersprüche liegt die Frage nach den langfristigen Folgen und Nachwirkungen der Gründungsperiode auf das lange 19. Jahrhundert nahe. Es lässt sich feststellen, dass manche scheinbar neu aufkommenden Ereignisse im Laufe des 19. Jahrhunderts bis hin zur Besetzung durch die USA (1915-1934) ihre Wurzeln in unregelmäßigen Problemen der Gründungsperiode hatten. Folgendes kann dabei hervorgehoben werden:

In erster Linie die sogenannte „Dette de l'Indépendance“, d.h. die vom haitianischen Präsidenten Boyer Frankreich eingeräumte „Entschädigungssumme“ in Höhe von 150 Millionen Francs (heute ca. 25 Milliarden US\$) zugunsten der ehemaligen Plantagenbesitzer. Dazu bemerkte Mintz: „Why the Haitians, who had driven out the French by the sword, should have had to indemnify the French to win their recognition is still absurd; but it was done.“<sup>11</sup> Die Summe wurde 1838 auf 90 Millionen Francs reduziert, zusammen mit der endgültigen diplomatischen Anerkennung Haitis durch Frankreich. 1888 technisch abbezahlt, aber neu refinanziert durch verschiedene Staatsverschuldungen von Haiti zugunsten Pariser Banken, verschwand diese „Dette de l'Indépendance“ endgültig erst 1910.

---

Allerdings hat sie darauf aufmerksam gemacht, dass „eine Arbeit über jene Deutsche“ noch ausstehe. Siehe Karin Schüller: Die deutsche Rezeption haitianischer Geschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Köln u.a. 1992, S. 122, Fußnote 27, und S. 131-136.

<sup>11</sup> Mintz: Can Haiti Change? S. 78.



Die „Bestrafung“ Haitis durch diplomatische Isolierung und Quarantäne. Haitis Nationalrevolution war nicht nur unerwartet, sondern auch unannehmbar, ja schlimmer noch: „undenkbar“. Daher rührt die ihr von den Mächten der Heiligen Allianz nach dem Wiener Kongress (1815) entgegen gesetzte vehemente Ablehnung. Der haitianische Anthropologe Michel-Rolph Trouillot erfand in diesem Zusammenhang das Konzept des „silencing“,<sup>12</sup> d.h. die haitianische Nationalrevolution musste „verschwiegen“ werden. So erklärt sich die diplomatische Nichtanerkennung während der Gründungsperiode und die Anerkennung durch Frankreich erst 1838 und durch die USA sogar erst 1865 nach dem Ende des Bürgerkriegs.

Eine noch heute in Haiti als bitter nachempfundene Konsequenz dieses „Schweigens“ ist die unter diplomatischem Druck der USA herbeigeführte Ausschließung Haitis vom ersten Panamerikanischen Kongress in Panama 1826. Bedauerlich bleibt auch im haitianischen Nationalbewusstsein die Tatsache, dass es Bolívar nicht gelang, sein Versprechen an Präsidenten Pétiön einzuhalten, d.h. die Sklaverei in den von ihm befreiten Ländern abzuschaffen. Zuletzt soll, als Folge der zerrissenen internen Dynamik der Revolution, die permanente Suche nach institutioneller Stabilität und nach einem Machtgleichgewicht zwischen den Oligarchien während des langen 19. Jahrhunderts erwähnt werden, die der haitianische Historiker Claude Moïse als „ein permanentes Pendeln zwischen Liberalismus und autoritärem Präzidentialismus“ beschreibt.<sup>13</sup>

### **Eine Gesamtbilanz?**

Es sei von vornherein festgestellt, dass eine solche Bilanz über den Rahmen dieses beschränkten Beitrags weit hinausgehen würde. Außerdem hat es schon von etlichen Historikern des 19. und 20. Jahrhunderts, sowohl in Haiti als auch im Ausland, mehrmals gegeben. Es geht also nicht darum, hier einen solchen Versuch erneut zu unternehmen. Vielmehr handelt es sich darum, wesentliche strukturelle Züge festzuhalten, die mit der Ausgangsproblematik von Staatsgründung und -aufbau zu tun haben. Dabei wird diese Bilanz *sui generis* eine Differenzierung je nach Subperiode vornehmen müssen.

1804-1820: Der schon zitierte Historiker Claude Moïse hat die „auflösenden Faktoren“ zusammengefasst, welche dem Projekt der Staatsbildung nicht nur in

---

<sup>12</sup> Michel-Rolph Trouillot: *Silencing the Past. Power and the Production of History*. Boston 1995.

<sup>13</sup> Claude Moïse: *Création de l'État haïtien*, S. 54.

der Gründungsperiode, sondern auch während des langen 19. Jahrhunderts im Wege gestanden hätten: die ungünstigen sozio-politischen und sozio-ökonomischen Ausgangsfaktoren, die Uneinigkeit und Schwäche der führenden Schichten in Staat und Gesellschaft, der aktive und passive Widerstand der Landbevölkerung, der Mangel an finanziellen und technischen öffentlichen Mitteln zum Aufbau des Staates sowie die diplomatische Isolierung des neuen Staates im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Damit könnte man versucht sein anzunehmen, der neu entstandene Staat „Hayti“ sei schlecht vorbereitet gewesen, wie in Afrika etwa 150 Jahre später, um einen eigenen Entwicklungsweg einzuschlagen und dauerhaft einzuhalten. Der substantielle Unterschied wäre dann, dass im Falle Haitis der Unabhängigkeitsprozess nicht aufoktroiert wurde, sondern aus der internen revolutionären Dynamik Saint-Domingues hervorging im starken Gegensatz zu den zwei anderen Varianten auf dem Kontinent, d.h. der angloamerikanischen und der lateinamerikanischen.

Trotz der globalen gemeinsamen „auslösenden Faktoren“ ließe sich auch zwischen den Gründungsakteuren differenzieren je nach den Hauptaufgaben der Periode, so bspw. zur Frage der Landverteilung: Die Ermordung von Dessalines ist direkt darauf zurückzuführen. Pétion zog eine flexiblere Politik der Landverteilung vor, während Christophe mehr in der Linie von Toussaint Louverture stand, d.h. an der auf Großgrundbesitz basierten Plantagenwirtschaft festhielt. Während Pétion schon 1814 Verhandlungen mit Frankreich initiierte, vertrat Christophe eine radikale Linie und versuchte auch, „paradiplomatische“ Verhandlungen mit England, Russland und Preußen zu unternehmen.<sup>14</sup>

Die Subperiode 1820-1843 wird von neuen Parametern abgegrenzt: die Vereinigung der ganzen Insel mit der Eingliederung der künftigen Dominikanischen Republik in den haitianischen Staat ab 1822, die erfolglose „Liberale Revolution von 1843“ und die Bauernaufstände von 1844-1848. Die 1860er Jahre mit der Festigung des Kleingrundbesitzes und einer relativen Prosperität im Lande sowie der diplomatischen Anerkennung durch die USA und den Vatikan. Die 1870er Jahre mit dem Beginn der ausgesprochen imperialistischen Aggressionen gegen Haiti durch England, Spanien, Frankreich und Deutsch-

---

<sup>14</sup> Für eine vergleichende Bilanz der Hauptakteure in der Gründungsperiode bis 1843 siehe Leslie Péan: *Aux origines de l'Etat marron*. Für die „paradiplomatischen“ Bemühungen Christophes siehe Cary Hector: „Paradiplomatische“ Verhältnisse zwischen Preußen unter F.W. Wilhelm III. (1807-1820) und dem Königreich unter Henry Christophe (1811-1820). Bericht an den DAAD, Berlin 2008.

land. Die 1880er Jahre mit dem brutalen Bürgerkrieg zwischen Liberalen und Nationalisten. Die 1890er Jahre, die zur Desintegration des Staates bis 1915 führen werden.

Was nun das kurze 20. Jahrhundert (1915-2010) anbelangt, so können im Zusammenhang mit dem Staatsbildungsprozess die folgenden Anhaltspunkte hervorgehoben werden:

Zwar war der unmittelbare Anlass für die Invasion der USA (1915-1934) der „Carnival of Barbarism“ in Haiti, d.h. das chaotische politische Leben mit dauernder Instabilität durch Bürgerkriege seit Ende des 19. Jahrhunderts. Doch der Besatzung unterlagen auch klare geopolitische und wirtschaftspolitische Motive, die mit den Rivalitäten zwischen Frankreich, Deutschland und den USA zu tun hatten.

Aus einer internen Perspektive kann man wohl von einem Modernisierungsunternehmen sprechen, sowohl auf der sozio-ökonomischen als auch auf der sozio-politischen Ebene: Man bildete eine neue institutionelle Infrastruktur besonders im Gesundheits-, Erziehungs- und Finanzwesen, aber auch in der Gendarmerie, die sich später „Armée d’Haïti“ nennen sollte. Das politische Gleichgewicht kippte zugunsten der Mulatten-Oligarchie, was zur Wiederherstellung der so genannten „Hautfarben-Politik“ („politique de couleur“) vor allem in den 1940er Jahren führte.

Zwölf Jahre nach der Besatzung durch die USA fand die so genannte „Revolution von 1946“ statt, gefolgt von einem Übergangsjahrzehnt (1946-1956) mit national-liberal und autoritär-paternalistisch orientierten Regierungsformen. Der erfolglose staatliche Versuch, eine „schwarze Bourgeoisie“ aufzubauen und zu fördern, und die erneute politische Instabilität am Ende des Jahrzehnts führten schließlich in die 29 Jahre dauernde autokratische Diktatur Duvaliers (1957-1986).

Letztlich sollte Haiti eine bewegte Übergangsperiode zur Demokratiebildung durchleben (1986-2010), die am Ende, seit den 1990er Jahren, eine ausgeprägte Internationalisierung nicht nur des Demokratisierungsprozesses, sondern auch des Staatsbildungsprozesses selbst mit sich brachte. Anhand dieses Überblicks lässt sich ohne weiteres feststellen, dass vom „ersten Beben“ vom Januar 1804 bis zum Vorabend des Bebens vom Januar 2010 die ursprüngliche Aufgabe der Haitianisierung des Staatsbildungsprozesses nicht dauerhaft und erfolgreich gelöst werden konnte.

## II. DAS ZWEITE ERDBEBEN (JANUAR 2010): WIEDERAUFBAU UND NEUGRÜNDUNG DES STAATES

Konnten wir noch sehr lange nach dem „national-indigenistischen“ Beben von 1804 die Weltisolierung Haitis ohne weiteres feststellen und beklagen, so erleben wir ganz das Gegenteil davon 206 Jahre später! Mit den Worten des in Frankreich lebenden haitianischen Dichters und Schriftstellers René Dépestre: Haiti wurde nach dem 12. Januar 2010 von der „Zärtlichkeit der Welt“ umhüllt. Diese humanitäre „Zärtlichkeit“ hat ohne Zweifel Haiti dazu verholfen, das vom Erdbeben herbeigeführte unsagbare Leiden menschlich ertragen und überleben zu können. Dem Unsagbaren haben die Haitianer doch einen Namen gegeben: „Goudougoudou“, also eine kreolische Onomatopoeie, die „das Ding“ („la chose“ oder im Kreolischen „bagay-la“) sprachlich und sinnlich vertraut macht, aber auch für den Alltagsverkehr sublimiert. Darin könnte man durchaus ein Element dessen identifizieren, was als „Resilienz-Kapazität“<sup>15</sup> des haitianischen Volkes belobigt wird.

Im Zusammenhang mit der Thematik der Staatsbildung gilt nach wie vor die Frage: Worum geht es? Was sind nunmehr unter den Umständen des „Goudougoudou“ die neuen historischen Herausforderungen? Die Grunddaten über materielle, physische und menschliche Verluste und Zerstörungen sind ja heute reichlich bekannt und verbreitet.<sup>16</sup> Emblematisch für die Thematik bleibt der Einsturz des Nationalpalasts selber sowie die Zerstörung von 15 der 17 Ministerien des haitianischen Staatsapparats. Wenn man die anderen Naturkatastrophen hinzufügt, die seit 2004 Haiti geplagt haben – darunter die vier Hurrikane von 2008 und die Mitte Oktober 2010 ausgebrochene Choleraseuche – ist man versucht festzustellen, dass Haiti sich in einer Art von „permanenter

---

<sup>15</sup> Heutzutage wird in Haiti von „Resilienz“ mehr und mehr Abstand genommen. Man lehnt die Vorstellung ab, sie könnte bedeuten, dass die Haitianer „von Natur aus“ unglückliche Umstände und sonstige Schwierigkeiten des Alltagslebens als „fatalistisches“ oder gar „normales“ Geschehen akzeptieren und ertragen.

<sup>16</sup> Für Referenzen, Kommentare und Studien über Kosten des Wiederaufbaus, Bedarf an finanziellen Mitteln usw. siehe die Veröffentlichungen der haitianischen Regierung wie z.B. PDNA, PARDN, CIAT usw. (2010) sowie die von internationalen Organisationen wie z.B. IDB, WB, IMF usw. Für eine Synthese auf Deutsch siehe Aus Politik und Zeitgeschichte Bd. 28-29 (2010), insbesondere dort Jürgen Pohl: Wiederaufbau nach dem Erdbeben. Perspektiven für Haiti. Für einen Gesamtüberblick mehr als ein Jahr nach dem Beben siehe die Spezialnummer von *Conjonction. La revue franco-haïtienne de l'Institut français d'Haïti* Bd. 223 (2011): *Le séisme du 12 janvier 2010 en Haïti*.

Notstandslage“ befindet und außerdem mit einem schwer handlungsunfähig gewordenen Staat belastet ist. Könnte diese Lage mit einem „existentiellen Teufelskreis“ verglichen werden? Und doch die Frage: Wird und kann dieser diesmal, d.h. nach Januar 2010, durchbrochen werden? Unter welchen Bedingungen und Prämissen könnte dies geschehen?

1. Eine erste Antwort, das Konzept des „Building Back Better“, brachte UN-Generalsekretär Ban Ki-Moon anlässlich der internationalen Geberkonferenz in New York am 31. März 2010 zum Ausdruck. Im Wesentlichen sollte die Wiederaufbauplanung nicht zum *status quo ante* zurückkehren, sondern vielmehr eine dauerhafte Verringerung der Verwundbarkeit Haitis anstreben. Damit aber entsteht der Eindruck, man würde den Fokus auf die infrastrukturellen Aspekte der Wiederaufbauproblematik setzen. Doch diese könnten nicht durchgeführt werden, ohne den Wiederaufbau von Staat und Gesellschaft mit einzubeziehen.

2. Eine umfassende Antwort muss daher lauten, dass der Wiederaufbau als mehrseitiger und langfristiger Prozess angelegt wird. Die oben erwähnten Dokumente der haitianischen Regierung setzen die Rahmenbedingungen für den Wiederaufbau und streben das Ziel an, „die Notlage der Katastrophe in eine Chance umzuwandeln“, um Haiti bis zum Jahr 2030 als Schwellenland („pays émergent“) zu positionieren. Dies würde vier Bereiche umfassen:

- territorialen Wiederaufbau,
- wirtschaftlichen Wiederaufbau,
- gesellschaftlichen Wiederaufbau,
- institutionellen Wiederaufbau.

Außerdem stellen diese Dokumente das technische Fundament bereit, das zur sinnvollen Nutzung der finanziellen Zusage in Höhe von 10 Milliarden US-\$ nötig ist, die von der Geberkonferenz vorgesehen wurde. Damit wäre die „Neue Zukunft“ für Haiti technisch, organisatorisch und finanziell theoretisch gesichert.

3. Die Wiederaufbauproblematik hat eine unzählige Menge von Studien, Berichten, Diagnosen, themenorientierten Analysen usw. von allen möglichen interessierten Akteuren – Geberstaaten, Organisationen des UN-Systems, Nicht-regierungsorganisationen, Think-Tanks usw. – gleich nach dem Erdbeben und bis heute ins Leben gerufen. Sie sind selbstverständlich zweckorientiert und können deshalb hier nicht als solche einzeln betrachtet werden.

Einige relevante gemeinsame Punkte sind: die Komplexität der Probleme und deren mögliche Lösungen, das bestimmende Gewicht der internationalen Gemeinschaft, die sehr beschränkte Handlungsfähigkeit der haitianischen

Regierung und die damit verbundene Frage der „souveränen“ Entscheidungskapazität des haitianischen Staates, die partizipatorische Einbeziehung der Bevölkerung und nicht zuletzt die Zeitspanne des Wiederaufbauunternehmens als solches, was seine Lebensfähigkeit in den Vordergrund zieht. Als Beispiele seien genannt:

a) Der Rand Report (2010): „Building a more resilient Haitian State“. Es werden Vorschläge für relevante Bereiche der Staatsbildung angeboten mit dem Fokus auf praktische Wege für ihre Durchführung. Der Report warnt aber davor, Staatsbildung als „reinen technischen Prozess“ anzusehen. Sie sei eng mit der Politik verknüpft und hänge ab von exekutiver und legislativer Handlungsfähigkeit. Gegen die Traditionen der haitianischen Uneinigkeit, des Klientelismus und der Unentschlossenheit sollten die Geberstaaten und internationale Organisationen nicht nur finanzielle Ressourcen aufbringen, sondern auch „breiten politischen Konsens“ und das „Festhalten an strategischer Planung“ fördern.

b) Senator John Kerrys Bericht an den US-Senat „Haiti at a Crossroads“ (Juni 2010) legte den Fokus auf „Ten critical issues for Haiti’s rebuilding“, darunter eine umfassende Wiederaufbaustrategie, die Verbesserung der Geberkoordination, der Wiederaufbau der Staatsverwaltung als „top priority“ usw. Als bestimmende Schlussempfehlung stellte Kerry fest, dass der Wiederaufbauprozess haitianisch sein müsse („this must be a Haitian-owned process“), zwar geführt von der haitianischen Regierung, aber unter den existierenden Umständen mit starker und strategischer Unterstützung der Gebergemeinschaft. Diese letzte Bemerkung spiegelt eine ähnliche Empfehlung im Bericht vom 31. März 2010 der „International Crisis Group“ wider.

c) Edmond Mullet, der Vertreter des UN-Generalsekretärs in Haiti, hat Anfang Oktober vor „der Republik der NROs“, d.h. vor den etwa 10.000 NROs gewarnt, die in vielen Bereichen – Erziehungswesen, öffentliches Gesundheitswesen – als Ersatzorganisationen des haitianischen Staates fungieren, der sowieso seit langer Zeit eine mangelhafte, wenn überhaupt, administrative und koordinierende Kontrolle über sie ausgeübt hat.

d) Die schon erwähnte Arbeit von Jürgen Pohl in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ von 2010 schließt mit einer kritisch-pessimistischen Bewertung: „Eine Politik der kleinen Schritte“, ein planerischer „Inkrementalismus“, der flexibler auf neue Lagen reagieren kann, sei vielleicht realistischer, als einen „Wiederaufbau aus einem Guss“ zu planen. Die

Zerstörungen seien so gravierend, dass Haiti noch Jahre von einem „planmäßigen Wiederaufbau entfernt ist“.

e) Eine politisch und historisch ganz andere Haltung zur Problematik des Wiederaufbaus nimmt Professor Robert Maguire von der Trinity Washington University ein, der auch eine Aussage vor dem US-Senat beigetragen hat: „Reconstructing to rebalance Haiti after the earthquake“. Das Erdbeben von Januar 2010 sei einfach ein Gnadenstoss („coup de grâce“) für Port-au-Prince und das Land gewesen, die vor Jahrzehnten, ja Jahrhunderten, durch menschliche Faktoren beschädigt worden seien. Unter solchen Faktoren soll verstanden werden „die zum Raub neigenden Regierungen sowie die politischen und wirtschaftlichen Eliten, welche ein apartheid-ähnliches sozio-ökonomisches System eingerichtet und unterstützt haben, das die überwiegende Mehrheit [der Bevölkerung] ausgeschlossen und sie arm und machtlos gelassen hat. Reichtum, Macht und Vorteile wurden in den Händen einer Minorität konzentriert.“ Und weiter: „Die Herabwürdigung Haitis und dessen Volk und Kultur durch schlecht informierte, oberflächliche oder paternalistisch gesinnte ‚Experten‘, die Haiti und sein Volk als ‚gescheiterten Staat‘ oder eine Nation ansehen, die nur überleben kann durch irgendeine Form von internationaler Treuhandschaft [...]“ Nach Maguire ist Haiti beschädigt worden insbesondere durch so genannte Entwicklungspolitiken und Programme der letzten 40 Jahre, die meistens aufgezwungen waren und ohne Partnerschaft oder Zusammenarbeit mit den Haitianern stattfanden. Das Erdbeben sollte eine Gelegenheit anbieten, eine ausgeglichene Nation wiederherzustellen mit weniger Armut und Ungleichheit, stärkeren öffentlichen Institutionen, größerer Menschenwürde, sanierter Umgebung usw.

4. Die innerhaitianische Debatte: Wiederaufbau oder Neugründung? So formuliert, könnte diese Fragestellung sehr wohl zu einem begrifflichen Missverstehen führen, nämlich in dem Sinne einer dichotomischen Interpretierung in der Form von „entweder – oder“. Implizit in der Formulierung ist vielmehr der Hinweis auf die Genesis der Debatte gleich nach dem Erdbeben, wo im Allgemeinen – und das ist verständlich – der physisch-infrastrukturelle Wiederaufbau des Landes im Vordergrund stand. Doch muss man das folgende feststellen:

Schon Mitte Februar wurde ein interner Konsens über den Wiederaufbau als ein langfristiger Prozess und die Neugründung als eine geschichtlich-bedingte Herausforderung erreicht. Während der Vorbereitungsphase der Grunddokumente für die Geberkonferenz in New York am 31. März 2010 konnte beispielsweise Premierminister Jean-Max Bellerive behaupten, es handele sich

um die Neugründung Haitis durch einen „Pacte National“, also ein nationales Abkommen in Staat und Gesellschaft. Bis heute ist aber keine konkrete Initiative in diesem Sinne unternommen worden. Es herrscht vielmehr eine funktional-technokratische Orientierung des Prozesses mit einem Übergewicht der internationalen Gemeinschaft vor. Die Gründe dafür sind, dass zwar formell eine gemeinsame Koordinierung des Prozesses durch die haitianische Regierung und die „Commission Intérimaire pour la Reconstruction d’Haïti – CIRH“ vollzogen wird, dass aber die Entscheidungskapazität der nationalen Akteure ziemlich beschränkt bleibt und somit noch weit entfernt von US-Senator Kerrys Empfehlung ist: „a Haitian-owned process“.

### **PERSPEKTIVEN NACH 206 JAHREN UNABHÄNGIGKEIT: WOHN HAITI?**

Um der innerhaitianischen Debatte gerecht zu werden, muss man im Grunde genommen erst die so genannte Zäsur von Januar 2010 als irrelevant und irreführend betrachten. Mit anderen Worten: Das Erdbeben von Januar 2010 hat nicht *per se* die akuten Probleme der Staatsbildung und Führung herbeigeführt – es hat sie nur vertieft und dadurch eine erneute Debatte zustande gebracht. In diesem Sinne muss man im Auge behalten, dass der Fokus auf die notwendige Umwandlung des bisher existierenden haitianischen Staates eine wiederkehrende Anforderung der Periode nach 1986, d.h. nach dem Fall der Duvalier-Diktatur, bis heute darstellt.

Doch was ist der spezifische Beitrag oder die spezifische Grundhaltung der innerhaitianischen Debatte zum Wiederaufbau und zur Neugründung nach Januar 2010? Ohne sie auf ein einziges Modell reduzieren zu wollen, kann man legitim behaupten, das zusammenbindende Ziel sei, den Wiederaufbau und den Neugründungsprozess zu „haitianisieren“, d.h. sich den Prozess anzueignen im Sinne von Senator Kerrys Vorstellung von einem „Haitian-owned process“. Als illustrierendes Beispiel für dieses Bestreben kann das gerade veröffentlichte gemeinsame Essay von 43 haitianischen Autoren „Refonder Haïti?“ („Haiti neu gründen?“) gelten.<sup>17</sup> Es ist kein Manifest *stricto sensu*, wirft aber eine grundsätzliche Fragestellung auf, wie es schon im Titel zum Ausdruck gebracht wird. Daher sind die spezifischen Fragen: Wie und was neu gründen? Für wen und für was neu gründen? Das Autorenkollektiv will u.a. Folgendes in Frage stellen:

---

<sup>17</sup> Pierre Buteau (Hrsg.): Rodney Saint-Éloi et Lyonel Trouillot. Montréal 2010.



- die Mechanismen der sozialen Ausschließung,
- die systematische Fortpflanzung der sozialen Ungleichheiten,
- die Klassenverhältnisse,
- die Reichtum und Armut produzierenden bestimmenden Faktoren usw.

Alles das müsse, so wird weiter behauptet, überwunden werden, um eine „Republik der Gerechtigkeit und der Bürgergleichheit“ herbeiführen zu können. Betont wird vor allen Dingen der innerhaitianische Dialog.<sup>18</sup>

Vor etwa hundert Jahren, und zwei Monate vor seinem Tod im Exil auf der karibischen Insel St. Thomas, hat der heute wieder gefeierte haitianische Staatsmann, Diplomat und liberal-demokratische Parteiführer Anténor Firmin versucht, Haiti und die Haitianer vom notwendigen „nationalen Impuls“ zu überzeugen. Firmin war sich bewusst, dass in der Wechselwirkung zwischen außenbedingten und internen Entwicklungsfaktoren der „nationale Impuls“ eine entscheidende Rolle spielen sollte.<sup>19</sup> Mittel- und langfristig wird Haiti wahrscheinlich und realistisch nicht umhin können, ein geeignetes und funktionales Gleichgewicht zu finden zwischen der „Zärtlichkeit der Welt“ – sollte sich diese noch so lange erhalten – und dem von Anténor Firmin ersehnten „nationalen Impuls“. Die Frage nach dem „Wie und wann?“ bleibt selbstverständlich offen.

## RESUMEN

### HAÏTÍ DESDE EL PRIMER TERREMOTO (ENERO 1804) HASTA EL SEGUNDO (ENERO 2010). ENTRE CONSTRUIR Y RECONSTRUIR

El presente artículo se dedica a la comparación de dos acontecimientos de gran importancia, los cuales fueron imprevistos y sucedieron en Haití con una distancia temporal de más de 200 años. Por un lado, se trata del “primer terremoto” de enero 1804, es decir, la imprevista revolución “nacional-indigenista” de Haití, la cual se encontró ante el desafío histórico de fundar y desarrollar el Estado recientemente independiente. Por otro, se trata del

---

<sup>18</sup> In der schon zitierten Zeitschrift *Conjonction* (2011) beschäftigt man sich auch mit der grundsätzlichen Fragestellung über Wiederaufbau und Neugründung. Siehe insbesondere die Beiträge von Sabine Manigat und Jean-Marie Théodat. Weitere Überlegungen über dieses Thema können gefunden werden z.B. in *Rencontre. Revue Haïtienne de Société et de Culture*, Bd. 22-23 (2010). Siehe insbesondere die Debatte *Les impacts du tremblement de terre du 12 janvier 2010*.

<sup>19</sup> *Lettres de Saint Thomas. Études sociologiques, historiques et littéraires*. Port-au-Prince [1910] 1986.

terremoto de enero 2010, ya que a consecuencia del mismo surgió un nuevo desafío histórico: él de reconstruir y fundar nuevamente el Estado, cuyas instituciones se derrumbaron físicamente. En este contexto, el desafío y principal interés del Estado es el de encontrar una “vía de desarrollo nacional” y perseguir este camino con perseverancia.

Con respecto a la primer problemática, el análisis se enfoca en la fase de la formación de Haití (1804-1820), enfatizando los siguientes puntos: 1) los desafíos sociohistóricos y socioeconómicos, vinculados a la fase de la formación; 2) la actuación estatal y el afán de los actores de la fase de la formación para satisfacer las exigencias ya mencionadas más arriba; 3) las consecuencias a largo plazo del desarrollo en la fase de la formación, relacionadas con el desenvolvimiento del Estado. En resumen, se podría constatar, que desde enero de 1804 hasta las vísperas del terremoto de enero del 2010, la tarea decisiva de “haitianizar” duraderamente el proceso de la formación del Estado no había podido ser resuelto con éxito.

Por lo que se refiere a la cuestión de la nueva fundación y la reconstrucción del Estado después de enero 2010, se pueden esbozar las siguientes respuestas: Una primer respuesta sería “Building Back Better”. La misma se enfoca en los aspectos físicos de la infraestructura a reconstruir. Pero este camino no progresará, si no se incluye de formas iguales en la reconstrucción el Estado y la sociedad. Una segunda y más amplia respuesta, entiende la problemática de la reconstrucción como un proceso plurilateral a largo plazo, a saber territorial, económico, social e institucional. Así, de manera idealista, la catástrofe se convierte en “una oportunidad” para posicionar a Haití como país en vías de desarrollo (“pays emergent”) hasta el año 2030. Una tercer línea argumentativa puede vislumbrarse en función de los numerosos estudios, diagnósticos, análisis etc., que se llevaron a cabo después del terremoto. En ellos existe una particular consciencia acerca de la complejidad de los problemas y sus soluciones, y se advierte sobre las dificultades de considerar la problemática de la formación del Estado como “un proceso absolutamente técnico” (The Rand Report, 2010). Asimismo, se le concede especial importancia a un “Haitian-owned process” con “apoyo estratégico” de la comunidad internacional (veáse informe del senador John Kerry “Haiti at a Crossroads”, junio 2010).

Finalmente, también es importante mencionar el debate al interior de Haití, el cual ya en febrero 2010 logró establecer un amplio consenso sobre la necesidad de considerar la reconstrucción como un proceso a largo plazo y la nueva fundación como un desafío causado por las circunstancias históricas. Sin

embargo, hoy prevalece más bien una orientación funcional-tecnócrata del proceso y la misma predomina también en la comunidad internacional. Como conclusión se podría expresar lo siguiente: a mediano y largo plazo es probable y realista que Haití no pueda evitar encontrar un equilibrio apto y pragmático entre la determinante operatividad de decisiones de la comunidad internacional y la legítima voluntad nacional para poco a poco “haitianizar” el proceso de la reconstrucción y la nueva fundación del Estado.

## **V. SYNTHÈSE / SÍNTESIS**



HANS-JOACHIM KÖNIG

## ÜBERLEGUNGEN ZUR GESCHICHTE DER UNABHÄNGIGKEIT LATEINAMERIKAS ZWISCHEN ERINNERUNG UND ZUKUNFT

### THEORETISCHE REFLEXIONEN ZU GESCHICHTE, HISTORIA, GEDÄCHTNIS, MEMORIA

Bevor ich darauf eingehe, wie lateinamerikanische Historiker, Politiker oder ganz allgemein Gesellschaften in dem Zeitraum seit Erlangung der Unabhängigkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit den Vorgängen der Unabhängigkeitsbewegungen und ihrem Ergebnis umgegangen sind, was sie sich von der diesbezüglichen Beschäftigung für die Erklärung ihrer jeweiligen Gegenwart und für Perspektiven in die Zukunft erwartet haben, erscheint es mir als sinnvoll, kurz auf den Gegenstand Geschichte sowie die Geschichtswissenschaft und ihre Möglichkeiten einzugehen.

Zahlreiche Definitionen von „Geschichte“ unterstreichen, dass Gegenwart und Vergangenheit eng miteinander verbunden sind und dass eine enge Beziehung zwischen dem Forscher (Historiker), dem Interpreten, auf der einen Seite und dem Erforschten oder Interpretierten auf der anderen Seite besteht.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Im Folgenden stütze ich mich auf das, was ich in mehreren Arbeiten zu Geschichte und Geschichtswissenschaft in Lateinamerika und speziell in Kolumbien ausgeführt habe. Hans-Joachim König: Die „Fahrenden Ritter des Patriotismus“. Zur Haltung der Kolumbianischen Akademie der Geschichte gegenüber Problemen des sozialen Wandels. In: Michael Riekenberg (Hrsg.): Lateinamerika. Geschichtsunterricht, Geschichtslehrbuch, Geschichtsbewusstsein. Frankfurt am Main 1990, S. 101-116; Ders.: Colombia: país político – país nacional. El problema de la conciencia histórica. In: Karl Kohut (Hrsg.): Literatura colombiana hoy. Imaginación y barbarie. Frankfurt am Main/ Madrid 1994, S. 47-66; Ders.: Geschichte im Prozess der Nationbildung Kolumbiens. Geschichtsverständnis zwischen nationaler Verherrlichung und kritischer Reflexion. In: Internationale Schulbuchforschung. Zeitschrift des Georg-Eckert-Instituts Bd. 17, Nr. 2 (1995), S. 201-230; Ders.: Zwischen Essay, Erzählung und Mythos. Zur Entstehung der lateinamerikanischen Historiographie im 19. Jahrhundert. In: Walter Bruno Berg u.a. (Hrsg.): Fliegende Bilder, fliehende Texte.

Danach ist die „Geschichte“ eine gegenwärtige Aussage über Ereignisse der Vergangenheit. Schon die zweifache Bedeutung von „Geschichte“ beleuchtet diesen Tatbestand. Geschichte benennt ja sowohl die in der Vergangenheit geschehenen Ereignisse, die *res gestae*, als auch den jeweils gegenwärtigen Bericht über diese Ereignisse. Geschichte in Form der Geschichtswissenschaft ist also der Bericht über Ereignisse: Der Historiker ist derjenige, der die Ereignisse der Vergangenheit kennt und sie erzählt als Geschichten von Menschen, von einzelnen Personen, von ihren bewussten Handlungen sowie von deren Motiven und Rahmenbedingungen, von Völkern und von Vorkommnissen, die durch Menschen hervorgerufen wurden oder die sie ihrerseits beeinflussten. Ohne Ereignisse der Vergangenheit gäbe es nicht die Geschichte als Erzählung.

Dabei ist zu konstatieren, dass keine Erzählung der Geschichte, keine Darstellung der Vergangenheit, diese vollständig reproduzieren kann. Das hängt mit dem Material, mit den Zeugnissen von menschlichem Handeln und Denken, den sogenannten Quellen zusammen, die – bisweilen nur spärlich, bisweilen im Überfluss vorhanden – die Basis jeder Forschung und historischen Erzählung sind und auf denen der Historiker seine Argumentation aufbaut. Deshalb ist keine Beschreibung oder Interpretation menschlichen Handelns in der Vergangenheit vollständig, und keine Analyse der ursächlichen Zusammenhänge kann den Anspruch erheben, vollständig zu sein.

Andererseits enthält jede Analyse eines Ereignisses mehr als das, was aus seiner Vergangenheit überliefert ist. Denn eigentlich ist jede Interpretation eine Konstruktion, geleitet von bestimmten Fragen des Historikers und bestimmt durch dessen subjektive Fähigkeit und seine subjektive Intention, durch politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Interessen seiner Epoche sowie durch sein soziales Umfeld, d.h. sie ist gelenkt durch die Erfahrungen der Gegenwart und die Erwartungen an die Zukunft. Dass solche Interessen im Spiel sind, ist keineswegs illegitim; allerdings muss sich der Historiker ihrer bewusst sein und sie seinen Lesern bewusst machen.

Warum beschäftigen wir uns mit der Vergangenheit, warum befragen wir sie? Warum ist es wichtig, mit ihr in einen Dialog zu treten und diesen aufrecht zu halten? Die zugegeben einfache Aussage, dass historische Bildung zugleich

---

Identität und Alterität im Kontext von Gattung und Medium. Frankfurt am Main/ Madrid 2004, S. 53-71; Ders.: ¿Descolonización de la Historia? El caso de la historiografía en la región norteandina. In: A. De Toro/ R. Ceballos (Hrsg.): *Expresiones liminales en la narrativa latinoamericana del siglo XX. Estrategias postmodernas y postcoloniales*. Hildesheim/ Zürich 2007, S. 27-49.

politische Bildung bedeutet, traf immer zu und ist immer noch gültig, obwohl diese Bildung dazu dient, bestimmte Handlungen in der Gegenwart zu rechtfertigen, sei es, um das Bestehende zu verteidigen, sei es, um dieses zu verändern. Sowohl Bewahrer als auch Reaktionäre, sowohl Reformen als auch Revolutionäre berufen sich auf die Geschichte. Also, warum und wozu sollte man sich mit Geschichte beschäftigen? Die Welt, in der wir leben, ist die vom Menschen geformte soziale Welt, sie ist das Produkt seiner Handlungen. Das bedeutet umgekehrt, dass die soziale Welt zwangsläufig historisch ist. Die Gegenwart bewahrt und enthält immer auch die Vergangenheit. Traditionen und historische Erfahrungen beeinflussen die Handlungen der Menschen derart, dass ohne historische Kenntnisse die Gegenwart nicht recht verstanden werden kann. Deshalb ist Geschichte ein Teil der menschlichen Natur. Geschichte und ein durch sie erworbenes historisches Bewusstsein können, ja sollten dazu dienen, das Gewordensein der gegenwärtigen politischen und sozialen Strukturen sowie deren Werte zu verstehen. So beruht der emanzipatorische Anspruch einer modernen Geschichtswissenschaft auf der Auffassung, dass, da das vergangene Geschehen durch Menschen gemacht ist, dieses heute auch veränderbar ist.

Angesichts dessen, dass Geschichte, also eine wissenschaftlich betriebene Beschäftigung mit der Vergangenheit auf Aufklärung und Kritik, auf neue Fragen an die Vergangenheit und neue Antworten, auf Reflexion und Erkenntnis ausgerichtet sein sollte, muss auch ein Konzept von Identität verwandt werden, das Reflexion und Kritik enthält. Wenn Identitätsbildung so etwas bedeutet wie bedächtiges Abwägen auf der Basis vom Wissen um den historischen Entwicklungsprozess der Gesellschaft, dann hat Geschichte als Wissen ihre Berechtigung.

Welches Geschehen, welche Inhalte, welche Epoche, welche Personen werden zu Referenzpunkten für die historische Identität oder für ein historisches Bewusstsein, das eng mit ihr verbunden ist? Dafür gibt es keine verbindliche Aussage. Denn das, was aus dem vergangenen Geschehen für wichtig erachtet wird, hängt nicht zuletzt davon ab, was jeweils als notwendig gilt, aktuelle Probleme zu klären sowie für Gegenwart und Zukunft Orientierung zu geben. Dies trifft für Individuen ebenso wie für Gruppen zu. Damit wird das Geschehene nicht rekonstruiert, vielmehr kann es nur reflektiert strukturiert werden und so ein Konzept oder Bild von Geschichte bilden. Konzeptionen, Geschichtsbilder sind, wie Bilder überhaupt mit ihrem Gehalt an Selbstdefinition, wichtig für die individuelle und soziale Existenz.



Ich habe hier zugegebenermaßen eine sehr positive und abstrakte Skizze von den Möglichkeiten und Funktionen der Geschichte gezeichnet und dabei die Anwendung von Geschichte oder ihren Missbrauch bei der Konstruktion eines historischen Bewusstseins noch nicht angesprochen. Das will ich hier nur insoweit tun, als ich auf die Beziehung zwischen Macht und Vergangenheit hinweise. Denn eines der Instrumente zum Machterhalt besteht darin, dass die offiziellen Erzählungen darauf abzielen, die sozialen Beziehungen der Gegenwart als naturgegeben zu charakterisieren, indem sie deren Entwicklung stringent aus der Vergangenheit ableiten. Der Staatsapparat versucht, die Vergangenheit zu kontrollieren, indem er auf Tradition und Kontinuität setzt. Deshalb sind offizielle Erinnerungsfeierlichkeiten von besonderem Interesse, weil sie ein öffentliches Schauspiel mit Volksfestcharakter veranstalten, ein stereotypes Bild der Vergangenheit bieten und nicht-offizielle Aspekte wie z.B. soziale Konflikte ausblenden. Treffend beschreibt Tzvetan Todorov den Charakter solcher offiziellen Akte und kennzeichnet dabei zugleich den Unterschied zwischen Geschichtswissenschaft und Erinnerungsfeierlichkeit, wenn er darauf hinweist, dass der Diskurs der Erinnerungsfeierlichkeit, meist an öffentlichen Orten präsentiert, nicht objektiv sei; dass während die Geschichte die Vergangenheit eher komplex darstelle, das offizielle Erinnern sie vereinfache, indem es Heroen zum Verehren und Feinde zum Verachten anbiete.<sup>2</sup> Diese Aussage macht es natürlich erforderlich, auch kurz auf den Komplex Erinnerung und Gedächtnis einzugehen.

Die Beschäftigung mit dem Thema Erinnerung und Gedächtnis ist in den letzten Jahrzehnten zu einem wichtigen Teil der Gegenwartskultur geworden. In den letzten Jahrzehnten haben kultur- und sozialwissenschaftliche Arbeiten als wissenschaftlichen Zugriff das Konzept des Erinnerungsortes und des kulturellen Gedächtnisses entwickelt und benutzt.

Ich möchte hier nicht näher darauf eingehen, eine wie große Bedeutung Erinnerung und Gedächtnis für das Individuum ebenso wie für Gruppen, Gesellschaften und Nationen haben. Es ist unbestreitbar, dass das Gedächtnis eine aktive Leistung dadurch darstellt, dass es aus der Fülle des Geschehens Erfahrungen abspeichert, die wegen ihres Bezugs auf äußere oder innere Lebensaufgaben erinnerungswert sind. Verschieben sich, subjektiv oder objektiv, die Lebensaufgaben, werden alte Gedächtnisbestände entbehrlich und

---

<sup>2</sup> Tzvetan Todorov: *Memoire du mal. Tentation du bien. Enquete sur le siècle*. Paris 2000. Engl. *Hope and Memory. Lessons from the Twentieth Century*. Princeton, NJ 2003, S. 132-133.

neue erforderlich. Lebensaufgaben regeln den Gedächtnisbedarf und sorgen dafür, dass die benötigten Erinnerungen durch Nutzung im Gebrauch bleiben. Dabei sind Erinnerungen subjektiv und nicht dauerhaft und fest, sondern befinden sich ständig in der Umdeutung und Neukonstruktion und werden „immer wieder umgebaut“.<sup>3</sup> So persönlich jede Erinnerung auch sein mag, so sehr ist sie doch auf Gemeinsamkeiten bezogen und durch sie beeinflusst. D.h. die sozialen Gruppen geben den Individuen den Rahmen vor, in dem diese ihre Erinnerungen verorten. Das individuelle Gedächtnis existiert nicht isoliert, sondern steht in Relation zum kollektiven Gedächtnis. Erinnerungen helfen dem „Selbst“ und der Gruppe, sich zu erkennen und von anderen abzugrenzen sowie „Kontinuität und Permanenz aufzubauen“.<sup>4</sup>

Pierre Nora hat zu Beginn der 1980er Jahre den inzwischen sehr erfolgreichen Begriff „lieux de mémoire“ geprägt – „Gedächtnisorte“, als diejenigen Orte, an die sich das Gedächtnis anlagert.<sup>5</sup> Noras Projekt der Beschreibung jener Orte, die das Gedächtnis Frankreichs verkörpern, war explizit ein Projekt der nationalen, affirmativen, „rettenden“ Geschichtsschreibung und hatte einen klaren kompensatorischen Charakter in einer Zeit, in der die Grande Nation aufgrund globaler Entwicklungen eine Abschwächung erfuhr. Jan Assmann charakterisiert das kulturelle Gedächtnis, das sich auf Fixpunkte in der Vergangenheit richtet, als ein offizielles Gedächtnis, das von Spezialisten aufgebaut wird, um Gemeinschaft zu stiften. Er stellt der Allgemeinheit der Gruppen die Spezialisten des kulturellen Gedächtnisses gegenüber, geht also in gewissem Sinn von einer Elitensicht der Erinnerungsorte bzw. der Erinnerungsfiguren, wie er sie nennt, aus. Jan Assmann spricht in diesem Zusammenhang von kulturellem Gedächtnis als einer Unterkategorie des kollektiven Gedächtnisses. Als ein Teil des Zusammenhaltes einer Gesellschaft hat es die Funktion, die Erinnerung an eine gemeinsam bewohnte Vergangenheit als Sinnkonstruktion zu sichern.<sup>6</sup>

Im Gegensatz zu Nora ging es der von Etienne François und Hagen Schulze herausgegebenen Geschichte der deutschen „Erinnerungsorte“ nicht um die

---

<sup>3</sup> John Kotter: *Der Strom der Erinnerung. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt*. München 1998, S. 53.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 204.

<sup>5</sup> Pierre Nora: *Les lieux de mémoire*. 7 Bände. Paris 1992 und ders.: *Zwischen Gedächtnis und Geschichte*. Berlin 1990.

<sup>6</sup> Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 21999, S. 16f.

selbstgewisse und affirmative Festschreibung bestimmter Erinnerungstraditionen zur nationalen Größe.<sup>7</sup> François und Schulze begegnen diesem Anspruch mit unverhohlener Skepsis. Ihr Ziel war weder eine nostalgische Rückschau noch eine schulmeisterliche Ermahnung, sondern die Anregung zur kritischen und selbstbestimmten Analyse der Erinnerung. Ihnen ging es auch nicht um eine reine Elitensicht der Erinnerungsorte.

Es ist offensichtlich, dass sich bei dem Komplex „Sinnkonstruktion“ Geschichte und Memoria/Erinnerung treffen, und genau hier wird deutlich, wie problematisch eine unreflektierte Sinnkonstruktion sein kann. Denn wenn man z.B. wie Assmann die Sinnkonstruktion als notwendigen Homogenisierungs- und Harmonisierungsprozess positiv bewertet,<sup>8</sup> läuft man Gefahr, die Ambivalenz von Sinnkonstruktion, d.h. deren mögliche negativen Komponenten zu übersehen, wie sie gerade aus der Macht und den Machtkämpfen im kulturellen Bereich sowie aus den Brüchen in den Gesellschaften Lateinamerikas resultieren.<sup>9</sup> Deshalb ist es unabdingbar, bei der Beschäftigung mit kollektivem Gedächtnis die gesellschaftliche Dimension und den ambivalenten, manipulativen Charakter von Sinnkonstruktion im Blick zu haben, und es ist angebrachter, angesichts der kulturellen Vielheit lateinamerikanischer Gesellschaften von mehreren kollektiven Gedächtnissen auszugehen.

Die Erinnerungs- oder Gedächtnisorte sind Kontexte, die über einen langen Zeitraum hinweg symbolisch aufgeladen und dadurch als erinnerungsrelevant ausgewiesen sind, einer Gemeinschaft als Bezug historischer Selbstvergewisserung dienen, dabei einem ständigen Wandel unterliegen und durch die Sprache und/oder den körperlichen Ausdruck „aufgesucht“ werden können. Sie sind nicht allein im engen Sinn umgrenzte Räume oder körperbezogene Gegenstände, wie ein Museum, ein Denkmal, ein Buch, eine Fahne, sondern auch Symbole, Erzählungen, Gedenkfeiern.<sup>10</sup> Erinnerungsorte bergen deshalb eine narrative Struktur, indem sie dazu anstoßen, Erinnerungen zu Geschichten

---

<sup>7</sup> Etienne François/ Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Band 1. München 2001, Einleitung, S. 9-24.

<sup>8</sup> Assmann: Das kulturelle Gedächtnis, S. 24.

<sup>9</sup> Andrea Pagni: Ficciones fundacionales y trabajo de la memoria. In: Michael Riekenberg/ Stefan Rinke/ Peer Schmidt (Hrsg.): Kultur-Diskurs. Kontinuität und Wandel der Diskussionen um Identitäten in Lateinamerika im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 2011, S. 133-143.

<sup>10</sup> Kotre: Der Strom der Erinnerung, S. 57.

zusammenzufassen,<sup>11</sup> bzw. indem sie Materialisierung von Geschichten sind, die Gruppen erzählen, um für ihre Vergangenheit einen Sinn zu konstruieren<sup>12</sup> und Zukunftsperspektiven zu formulieren.

Dies alles lässt Erinnerungen dazu beitragen, dass Spuren der Vergangenheit gegenwärtig bleiben und Individuen und Gruppen wissen, dass sie sind, was sie geworden sind. Ich bin der Auffassung, dass Geschichte nach wie vor einen wichtigen, womöglich nicht mehr den alleinigen Anteil daran hat, Erinnerungen zu konstruieren.

### **DIE UNABHÄNGIGKEIT – EIN ERINNERUNGSORT**

Es ist evident, dass das komplexe historische Ereignis Unabhängigkeit, Independencia, die damals erfolgte Emanzipation mit ihren historischen Kontexten und Prozessen, für die lateinamerikanischen Gesellschaften einen wichtigen Erinnerungsort darstellte und noch darstellt.<sup>13</sup> Es ist ferner evident, dass die Unabhängigkeit nach wie vor für die Geschichtswissenschaft diejenige Epoche ist, die für die Entwicklung einer nationalen Identität und eines historischen Bewusstseins und eines kollektiven Gedächtnisses herangezogen, ja sogar instrumentalisiert wurde und wird bzw. mit der sich unterschiedliche kollektive Gedächtnisse auseinandersetzen. Und immer noch halten die damaligen Ereignisse, zumal dann, wenn ihre langfristigen Ergebnisse bzw. die Realisierung oder Nichtrealisierung der Ziele ihrer Protagonisten mit berücksichtigt werden, auf neue Fragen genügend Antworten bereit, die die gegenwärtige gesellschaftliche und politische Situation besser verstehen lassen, möglicherweise für den zukünftigen gesellschaftlichen Zusammenhalt wichtig sind.

Offensichtlich ist, um im Bild zu bleiben, der Erinnerungsort Unabhängigkeit räumlich noch nicht ganz durchmessen; wie aus zahlreichen Arbeiten zu diesem Komplex abzulesen ist,<sup>14</sup> gibt es immer noch nicht besuchte oder nicht voll

---

<sup>11</sup> Ebenda, S. 73.

<sup>12</sup> Elizabeth Jelin: *Memorias en conflicto*. In: *Puentes* Bd. I, Nr. 1 (2000), S. 10.

<sup>13</sup> Zu den Unabhängigkeitskriegen neuerdings Stefan Rinke: *Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit, 1760-1830*. München 2010.

<sup>14</sup> Siehe z.B. entsprechende Aufsätze zu einzelnen lateinamerikanischen Staaten bei Manuel Chust/ José Antonio Serrano (Hrsg.): *Debates sobre las independencias iberoamericanas*. Madrid/ Frankfurt am Main 2007.

ausgeleuchtete Räume des Erinnerungsortes Unabhängigkeit. Warum aber wird dieser Erinnerungsort aufgesucht, was macht ihn so wichtig für die jeweilige Gegenwart? Welche Erinnerungen sollen als kollektive Erinnerungen geschaffen oder verstärkt werden? Welche Zukunftsprojekte wurden und werden damit verbunden?

Zunächst bedeutet die Unabhängigkeit innerhalb der historisch-politischen Entwicklung der lateinamerikanischen Gesellschaften insofern eine Zäsur, als mit der Kolonialherrschaft unzufriedene Gruppen aus ehemaligen Kolonien selbständige souveräne Staaten konstruierten. Für diesen Prozess konkurrierten Projekte verschiedener Gruppen, von denen sich zumeist dasjenige der kreolischen Eliten aus den alten kolonialen Zentren durchsetzte.<sup>15</sup> Sie entschieden sich in der Regel für die Republik als Staatsform. Mit den Staatsbildungen kamen die Idee der Volkssouveränität sowie Prinzipien der Gleichheit und Freiheit aller Bürger zur Geltung, zumindest formal, denn sie wurden in der Zeit der Unabhängigkeitsrevolutionen nicht wirklich realisiert und sind im Laufe der folgenden 200 Jahre nur für Teile der Gesellschaft verwirklicht worden. Sie blieben oft ein nicht eingelöstes Versprechen.

Welche Zukunftsprojekte mit dem Bezug zur Unabhängigkeit angedacht wurden, möchte ich an zwei Phasen innerhalb der 200 Jahre Unabhängigkeit verdeutlichen, und wir werden sehen, dass ihr Gehalt und Wesen davon abhängen, wer den Erinnerungsort und mit welcher Absicht besucht.

### **STABILITÄT DURCH PATRIOTISMUS UND HEROENKULT IM 19. JAHRHUNDERT**

Die aktiven Unabhängigkeitskämpfer und die Politiker der Separationsbewegungen waren verständlicherweise bestrebt, die Unabhängigkeit und die neue Souveränität zu rechtfertigen und zugleich neue Identitäten zu schaffen. Dazu bot sich schon sehr früh die Verehrung von Freiheitshelden an. So verabschiedeten z.B. in Kolumbien, noch bevor die Unabhängigkeitskriege beendet waren, die Teilnehmer des berühmten Kongresses von Cúcuta am 11. Oktober 1821 ein Gesetz, das die Erinnerung an die für die Befreiung des Vaterlandes im Krieg Gefallenen, von der Kolonialmacht Gehängten und die als Patrioten Gestorbenen sowie Zahlungen an deren Witwen und Waisen vorsah.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Hans-Joachim König: *Discursos de identidad, estado nacional y ciudadanía en América Latina*. In: Eduardo Cavieres (Hrsg.): *Entre discurso y prácticas. América Latina en el siglo XIX*. Valparaíso 2003, S. 25-46, besonders S. 44.

<sup>16</sup> Congreso de Cúcuta. 1821. *Libro de Actas*. Bogotá 1971, Acta 199, S. 666-668.

Und im Studienplan, den der Vizepräsident Kolumbiens, Francisco de Paula Santander, im Oktober 1826 vorlegte, war ausdrücklich *Historia Patria*, Geschichte des eigenen Landes, als allgemeinbildendes Fach vorgesehen.<sup>17</sup> Bald entwickelte sich ein offizieller Heroenkult in der Geschichtsschreibung. Dabei waren die erzählten Erinnerungen von Personen, die an den Unabhängigkeitskriegen teilgenommen hatten, eben offizielle und homogenisierende Erinnerungen. Sie wollten und sollten die Bevölkerung von der Legitimität der Trennung von den Mutterländern überzeugen und ein Gefühl der Identifizierung mit den neuen Staaten schaffen. In den Narrationen waren persönliche Erinnerungen in starkem Maße im öffentlichen Geschichtsbewusstsein präsent. Die Erinnerung in Form der erlebten Teilhabe am erzählten Geschehen legitimierte lange Zeit überhaupt erst Geschichtsschreibung und galt als Ausweis „wahrer“ Geschichte.<sup>18</sup> Insofern stand Erinnerung am Anfang der Nationalgeschichtsschreibung in Lateinamerika wie auch der untrennbar damit verbundenen frühen wissenschaftlichen Geschichte.<sup>19</sup> Dieser konventionelle Identitätsdiskurs war im Kern fiktional angelegt, wobei sich die beiden Ebenen der historischen Symbolik und der fiktionalen Erzählung gegenseitig beeinflussten und wechselseitig verstärkten. Zudem waren es die politischen Eliten und *letrados*, die versuchten, die Erinnerung in den Gesellschaften auf bestimmte Aspekte, Symbole und Orte – wie das Faktum des Unabhängigkeitskrieges selbst, die Heroen der Unabhängigkeitskriege als Vorbild für Patriotismus, bestimmte Schlachtfelder – sowie auf symbolgeladene Begriffe wie Staatsbürger (*ciudadano*) zu lenken und politische Ereignisse ihrer Zeit symbolisch aufzuladen. In Allegorien, in der politischen Rhetorik und in den Narrationen der Literatur schufen sie „Mythen“ und beeinflussten auf diese Weise den Prozess der jeweiligen Nation- und Identitätsbildung im Sinne einer homogenen, weißen Gesellschaft, in der bewusst die kulturelle und ethnische Heterogenität ausgespart wurde.<sup>20</sup> Die „Nation“ bildete in den exklusiven politischen Öffentlichkeiten Lateinamerikas

---

<sup>17</sup> Siehe König: *Geschichte im Prozess der Nationbildung*, S. 202f.

<sup>18</sup> Germán Colmenares: *Las convenciones contra la cultura*. Bogotá 1987.

<sup>19</sup> Ebenda; Michael Riekenberg: *Große Transformationen des Geschichtsdenkens in Lateinamerika seit 1550*. In: Jörn Rüsen u.a. (Hrsg.): *Die Vielfalt der Kulturen. Erinnerung, Geschichte, Identität*. Band 4. Frankfurt am Main 1998, S. 247-268.

<sup>20</sup> König: *Zwischen Essay, Erzählung und Mythos*, besonders S. 67-69.

den Wert bzw. symbolischen Bezugspunkt mit der größten Verbreitung und stärksten politischen Akzeptanz.<sup>21</sup>

Die Historiker waren einer Meinung, dass die Darstellung der Unabhängigkeitsbewegung für die neue Generation notwendig sei, sie stimmten überein in der Wertschätzung ihrer eigenen Augenzeugenschaft und leiteten daraus sowie aus einer möglichst breiten Verwendung von Dokumenten und offiziellen Texten die Garantien von Objektivität und Unparteilichkeit ab.

Ziel der Autoren war es nicht nur, die nachwachsenden Generationen über die Vorgänge der Unabhängigkeit zu informieren, sondern oft, das eigene Handeln oder dasjenige von Familienmitgliedern zu rechtfertigen. Deshalb lag es auch nahe, vorzugsweise diesen Ausschnitt der Vergangenheit zu betrachten, hatte sich doch in den Kämpfen um die Souveränität die Handlungsfähigkeit der Kreolen gezeigt. Und da es auch um Identitätsbildung, um die Identifizierung mit dem Ergebnis ihres Handelns, d.h. mit den neuen Staaten ging, bot sich eben diese glorreiche Zeit als Bezugspunkt an. Auf die Spanier oder Portugiesen und deren Kultur sich zu beziehen, war schlechterdings nicht möglich, da die Souveränität ja gerade die Überwindung des Kolonialstatus angestrebt hatte, der sich den Kolonialmächten Spanien oder Portugal verdankte. Auf die indianischen, die vorspanischen Kulturen sich als Kern der Identität zu beziehen, verbot sich ebenfalls, da das mit der sozialen Distanz gegenüber dieser als Arbeitskräfte ausgenutzten und als minderwertig betrachteten Bevölkerungsgruppe schlecht vereinbar war. Zwar hatten die Kreolen während der Unabhängigkeitskriege in der politischen Rhetorik das Indianische als Symbol der Freiheit instrumentalisiert,<sup>22</sup> doch vollzog sich nach Erlangung der Souveränität eher eine Abkehr vom Indianischen als ethnischem und kulturellem Bezugspunkt. So blieben aus mehreren Gründen die jeweiligen Unabhängigkeitskriege und die Taten der Helden, denen sich die Unabhängigkeit verdankte, als Kern einer eigenen Identität oder als Anknüpfungspunkt für Patriotismus, wobei die Autoren in den einzelnen Ländern

---

<sup>21</sup> Zum Komplex der Staats- und Nationsbildung siehe Hans-Joachim König: Auf dem Wege zur Nation. Nationalismus im Prozess der Staats- und Nationsbildung Neu-Granadas 1750-1856. Stuttgart 1988; span. Ausgabe *En el camino hacia la Nación*. Bogotá 1994; Ders.: Nationalismo y nación en la historia de Iberoamérica. In: Ders. u.a. (Hrsg.): *Estado-Nación, Comunidad indígena, Industria. Tres Debates al final del Milenio*. Riderkerk 2000, S. 7-47 und Michael Riekenberg: *Nationbildung, sozialer Wandel und Geschichtsbewusstsein am Río de la Plata, 1810-1916*. Frankfurt am Main 1995.

<sup>22</sup> Siehe dazu z.B. für Neu-Granada König: Auf dem Wege zur Nation, S. 140-160; zu Lateinamerika Ders.: *El indigenismo criollo. ¿Proyectos vital y político realizables, o instrumento político?* In: *Historia Mexicana* Bd. XLVI, Nr. 4 (1997), S. 745-767.

je nach politischer Couleur auch unterschiedliche Akzente setzten. Wenn wir weiterhin berücksichtigen, dass der Gegenstand Geschichte – übrigens bis weit in das 20. Jahrhundert hinein – vorwiegend als eine Sammlung von heroischen Beispielen und Vorbildern sowie das Fach Geschichte als Gesinnungsfach verstanden wurde,<sup>23</sup> dann wird die Auswahl der Unabhängigkeitszeit noch verständlicher. Denn vorbildhafte Persönlichkeiten, Beispiele von Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft waren nun vorwiegend in der Zeit der Unabhängigkeitsbewegung zu finden, wie noch 1881 der kolumbianische Historiker Constancio Franco V. als Begründung für sein *Compendio de la Historia de la Revolución de Colombia* angab:

Wenn also unsere Vergangenheit so großartig ist; besser gesagt, wenn wir ein Ereignis vorweisen können, das verherrlichenswert ist, dann sollten wir es doch [indem wir uns mit ihm beschäftigen, H.-J. K.] auf die Zukunft übertragen. So gewinnen wir täglich Raum für die Freiheit, indem wir diejenigen, die uns überleben, lehren, dem Guten und Gerechten zu dienen.<sup>24</sup>

Jedoch stellte die narrative chronologische Darstellung der Ereignisse, oft um individuelle Lebensläufe gruppiert, keine nationale Geschichte dar, die die Autoren zu schreiben vorgaben. Im Grunde schrieben sie nur eine partielle Geschichte, nicht nur hinsichtlich einzelner Personen, sondern hinsichtlich der Gesamtgesellschaft. Denn was die Autoren erzählten, machte nur einen Aspekt des jeweiligen nationalen Geschichtsprozesses aus: nämlich die Geschichte der politisch und sozial herrschenden Oberschicht. Damit korrespondierte auch, dass in den Geschichtswerken die Masse der Bevölkerung eigentlich gar nicht präsent war. In dem Maße wie die Kreolen und ihre Nachkommen, also die Elite, zu der die Autoren gehörten, als die wahren Träger des nationalen Entwicklungsprozesses erschienen, wurden die unteren Bevölkerungsschichten nicht als aktiv Handelnde einbezogen, allenfalls fanden sie als Objekte einer Politik der Eliten Erwähnung.

Im Grunde stellt die Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert in Lateinamerika nicht mehr dar als die Apologie der Vorkämpfer der Unabhängigkeit, der *próceres*, und ihrer Nachkommen und damit auch des eigenen Aufstiegs seit der Unabhängigkeit. Die Historiker hatten mit ihrem Besuch am Erinnerungsort Unabhängigkeit durchaus Zukunft, zukünftige Entwicklung für ihre Gesell-

---

<sup>23</sup> König: Geschichte im Prozess der Nationbildung, S. 214ff.

<sup>24</sup> Constancio Franco V.: *Compendio de la Historia de la Revolución de Colombia*. Bogotá 1881, Dedicatoria.



schaften im Blick, die jedoch wenig mit Partizipation und Akzeptanz von Anderssein zu tun hatte.

Die Historiographie schuf durch die Glorifizierung der Unabhängigkeitsbewegungen und der heroischen Gründerfiguren der einzelnen Nationen wie Simón Bolívar, Manuel Belgrano, José de San Martín, Bernardo O'Higgins, Miguel Hidalgo y Costilla und José María Morelos für die neuen Staaten neue, große Traditionen und für die Identität geeignete Bezugsgrößen. Sie wirkte politisch affirmativ und beabsichtigte das auch. Das Konzept der narrativen personenbezogenen Beschreibung und besonders die Biographie enthielten aber auch implizite Deformationseffekte, indem sie letztlich zu einem übersteigerten Heroenkult (*culto a los héroes*) und zu einer Mythisierung der Zeit der Unabhängigkeit beitrugen. Die personenbezogene, heroisierende und damit moralisierende Vergangenheitsdarstellung hat die politisch führenden Schichten ein elitäres Geschichts- und Gesellschaftsverständnis einnehmen lassen, das politische Führungsqualitäten und aktive politische Verantwortung eigentlich nur bei den bisherigen politischen Machthabern wirken sah. Das hieß für die anderen Bevölkerungsgruppen, dass sie die Autorität der Regierungen unhinterfragt zu akzeptieren hatten. Die Historiographie des 19. Jahrhunderts hat in der einseitigen Instrumentalisierung der Unabhängigkeit wesentlich mit dazu beigetragen, dass die nachfolgende Beschäftigung mit Geschichte eher im Sinne von vor-wissenschaftlicher Tradition und Erinnerungspflege, nicht jedoch im Sinne einer kritischen Erklärung komplexer Zusammenhänge erfolgte, die der Wirklichkeit ethnisch heterogener und ökonomisch und politisch abschließender Gesellschaften gerecht geworden wäre.

### **DIE INSTRUMENTALISIERUNG DER EINHUNDERTJAHRFEIER IN KOLUMBIEN**

Wie sehr die Erinnerungen an den Vorgang der Unabhängigkeit in den Prozess der Staats- und Nationsbildung der lateinamerikanischen Staaten hineingestellt waren, zeigte sich, als sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts einhundert Jahre unabhängig waren und ihre bisherige nationalstaatliche Entwicklung betrachteten, sich dazu mit Europa maßen und zugleich gegenüber den USA abzugrenzen versuchten. Dabei hingen die jeweiligen Erinnerungen und Gedenkfeierlichkeiten vom speziellen Kontext der einzelnen Staaten ab.

In Argentinien z.B. beging man den Centenario in einer Stimmung von Optimismus, Erfolg und nationalem Wohlstand. Deshalb konzentrierten sich die Erinnerungsfeierlichkeiten zur sogenannten *Revolución de Mayo* darauf, der

Welt zu zeigen, dass die Entwicklung Argentinens zu einem Nationalstaat und einer internationalen Macht kein Zufall war. Ein Teil der Feierlichkeiten konzentrierte sich auf die Verschönerung der Stadt Buenos Aires, die Einweihung verschiedener öffentlicher Bauten wie das Theater Colón, den Kongress und verschiedene Denkmäler, mit denen die Vorkämpfer ( *próceres* ) der Unabhängigkeit geehrt werden sollten. Zu dieser Verherrlichung gehörten auch verschiedene internationale Ausstellungen, die an verschiedenen Orten der Stadt stattfanden und von zahlreichen argentinischen und ausländischen Gästen besucht wurden. Argentinien zeigte so seiner Bevölkerung und der Welt seine positive Entwicklung während der vergangenen einhundert Jahre.

Die Situation in Kolumbien, auf das ich hier etwas näher eingehen will, sah während der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts ganz anders aus. Kolumbien befand sich nach dem „Krieg der Tausend Tage“ (1899-1902), einem schwierigen Konflikt zwischen Konservativen und Liberalen, und der Loslösung Panamas vom kolumbianischen Staat (1903) und angesichts heftiger innenpolitischer Auseinandersetzungen und weiterer Separationsbestrebungen, denen auch unterschiedliche, rivalisierende Vorstellungen vom Nationalstaat zugrunde lagen, in einer sehr komplizierten politischen Krise.<sup>25</sup>

Präsident Rafael Reyes (1904-1909), ein konservativer Politiker aus Boyacá, hatte an den Bürgerkriegen im ausgehenden 19. Jahrhundert teilgenommen und wusste um die Regionalinteressen der einzelnen Teilstaaten. Er war darum bemüht, mit einer interventionistischen und protektionistischen Wirtschaftspolitik dem Land neue Impulse zu geben, und erhielt trotz seiner diktatorischen Politik bis 1909 die Zustimmung wichtiger Gruppen der kolumbianischen Gesellschaft vor allem aus den Zentralregionen, nicht zuletzt auch deswegen, weil er mit seinem Regierungsmotto „Friede, Eintracht und Arbeit“ versuchte, ein friedliches Miteinander der Parteien aufzubauen und so die Einheit des Staates, die Integrität der Nation zu wahren bzw. nicht weiter zu gefährden, ja sogar mit einer *reconciliación nacional* auf eine neue Ebene zu stellen. Dabei setzten er und seine Unterstützer, vor allem Eliten aus der zentralen andinen Region und der Hauptstadt Bogotá, um die geographische und politische Fragmentierung des Staates zu überwinden, die im 19. Jahrhundert unter den Liberalen und unter dem Vorzeichen des Föderalismus evident geworden war, auf ein starkes Zentrum und eine starke Zentralregierung.

---

<sup>25</sup> Siehe zum historischen Kontext Hans-Joachim König: Kleine Geschichte Kolumbiens. München 2008, S. 102-108.

Bei diesem Vorhaben kamen ihnen die anstehenden Gedenkfeiern zu einhundert Jahren Unabhängigkeit sehr gelegen. Schon im November 1907 beschäftigte sich der Kongress mit den offiziellen Hundertjahrfeiern und berief ein entsprechendes Komitee. Obwohl dieses nicht zügig arbeitete, ein Programm Anfang des Jahres 1910 noch nicht präzisiert war, sodass der neue Präsident Ramón González Valencia, der Übergangspräsident nach dem Rücktritt von Reyes, ein neues Komitee einsetzen musste, waren sich die verantwortlichen Politiker doch darüber einig, wo und zu welchem Datum und mit welchen Schwerpunkten die offiziellen Feiern ausgerichtet werden sollten und wer für dieses Ereignis verantwortlich sein sollte.<sup>26</sup>

Eine der ersten Entscheidungen bezog sich darauf, dass die offizielle Jahrhundertfeier in der Hauptstadt Bogotá und nicht in einer anderen Stadt, die ebenfalls Schauplatz von Unabhängigkeitserklärungen gewesen war, stattfinden sollte – immerhin war ein kleiner Betrag für Veranstaltungen in anderen Landesteilen vorgesehen. Dementsprechend gehörten dem Organisationskomitee vor allem Persönlichkeiten aus der Bogotaner Gesellschaft, der politisch und ökonomisch einflussreichen und gebildeten Oberschicht von Politikern, Akademikern und Unternehmern, an.<sup>27</sup>

Wie in anderen lateinamerikanischen Ländern war es das Bestreben dieser Oberschicht, mit der Hundertjahrfeier den Kolumbianern und der Welt, besonders den Europäern zu zeigen, welch hohes Niveau Kolumbien als Nation in Technik, Kunst und Kultur trotz der zahlreichen Bürgerkriege des 19. Jahrhunderts erreicht hatte. Dazu diente vor allem eine große Landwirtschafts- und Industrieausstellung in Bogotá auf dem Ausstellungsgelände des *Parque de la Independencia*, wo begleitet von entsprechenden Lobreden die aus den verschiedenen Landesteilen geschickten Rohstoffe und die von Industrie und Handwerk hergestellten Produkte zu besichtigen waren.<sup>28</sup>

Die Organisatoren ließen bei ihren Festveranstaltungen wie Banketten, Opernaufführungen, Festzügen den innenpolitischen Aspekt keineswegs außer

---

<sup>26</sup> Siehe zu den einzelnen Aktivitäten Emiliano Isaza/ Lorenzo Marroquín: Primer centenario de la Independencia de Colombia 1810-1910. Bogotá 1911 und Alejandro Garay: La Exposición del Centenario. Una aproximación a una narrativa nacional. In: Alcaldía Mayor de Bogotá (Hrsg.): La ciudad de la Luz. Bogotá y la exposición agrícola e industrial de 1910. Bogotá 2005, ohne Seitenangabe.

<sup>27</sup> Siehe Garay: La Exposición und Santiago Reyes: Exclusión social en la celebración. Del Centenario de la Independencia de Colombia (1910). Blog BITcentenario 12. Oktober 2007.

<sup>28</sup> Siehe Frédéric Martínez: ¿Como representar a Colombia? De las exposiciones universales a la Exposición del Centenario. In: Gonzalo Sánchez Gómez/ María Emma Wills Obregón (Hrsg.): Museo, memoria y nación. Bogotá 1999, S. 315-333.

Acht. Im Gegenteil, die Nationalfeierlichkeiten waren ganz wesentlich darauf ausgerichtet, mit zahlreichen symbolischen Akten ein nationales Bewusstsein zu verstärken oder gar zu erzeugen und das nationale Gedächtnis so zu prägen, dass der bisherige historische Prozess akzeptiert und als gelungen erachtet wurde. Dies glaubten die Festveranstalter am besten dadurch zu erreichen, dass sie wie im 19. Jahrhundert Heroen der Unabhängigkeit wie z.B. Simón Bolívar, Antonio José de Sucre, Francisco José de Caldas, Antonio Nariño oder Camilo Torres sowie Policarpa Salavarrieta, sei es in Form von Denkmälern oder Büsten, sei es in Form von Gedenktafeln, als Vorbilder von Patriotismus im wahrsten Sinn des Wortes präsent werden ließen.<sup>29</sup>

Dieser Zielsetzung entsprach auch, dass bei dem ausgeschriebenen Wettbewerb für historische Darstellungen ein Werk für den Geschichtsunterricht von einer Jury aus Mitgliedern der Akademie der Geschichte als am besten erachtet wurde und deshalb den ersten Preis gewann, das bezeichnenderweise den bisherigen affirmativen Ansatz der Geschichtsschreibung nicht in Frage stellte: „Geschichte Kolumbiens für die Sekundarstufe“ von Jesús María Henao und Gerardo Arrubla.<sup>30</sup> Mit ihrer Definition von Inhalt und Funktion von Geschichte bestimmten diese beiden Historiker für Jahrzehnte den offiziellen Geschichtsunterricht und die Geschichtsbücher.<sup>31</sup> Wie sie in der Einleitung zu ihrem erstmals 1911 erschienenen Geschichtsbuch formulierten, sollte sich Geschichte an vergangenem Geschehen zur Formung des Patriotismus orientieren:

Die Geschichte macht die Vergangenheit gegenwärtig, sie führt die Gedanken und Gefühle der Menschen vor Augen, ihr Streben nach persönlichem Nutzen und dem für die Nachwelt. Sie trägt zur Charakterbildung bei, moralisiert, belebt den Patriotismus und bereitet mit den Kenntnissen des Vergangenen auf die aktive Beteiligung in der Gegenwart vor. Unschätzbar ist deshalb ihr erzieherischer Wert: Sie pflegt nachhaltig die Erinnerung und das Vorstellungsvermögen, erleuchtet die Vernunft und das Gewissen. [...] Sie ermöglicht es dem zukünftigen Bürger, sich präzise und sichere Meinungen zu bilden. [...] Richtig betrieben ist

---

<sup>29</sup> Fernando Esquivel Suárez: *Altars para la nación. Proceso de monumentalización en la celebración del Centenario de la Independencia de Colombia*. In: Carlos Rincón u.a. (Hrsg.): *Entre el olvido y recuerdo*. Bogotá 2010, S.255-283 und Martínez: *¿Como representar a Colombia?*, S. 328.

<sup>30</sup> Hier Jesús María Henao/ Gerardo Arrubla: *Historia de Colombia. Para la Enseñanza Secundaria*. Bogotá 1967.

<sup>31</sup> Siehe dazu Germán Colmenares: *Der Schulbuchstreit in Kolumbien*. In: Riekenberg (Hrsg.): *Lateinamerika*, S. 91-100.

sie ohne Zweifel eine wahre Schule des Patriotismus, denn sie lehrt, das Vaterland von den Anfängen an kennen und verehren zu lernen, es zu lieben und ihm ohne Eigeninteresse zu dienen und seine Zukunft zu sichern, indem sie die Integrität des Nationalen aufrechterhält.“<sup>32</sup>

Allerdings leistete das Geschichtsbuch mit seiner Darstellungen von Fakten und Schlachten sowie der Aufzählung von Regierungen und Präsidenten keinesfalls die für ein selbständiges Urteil des Bürgers kritische Aufklärung von historischen Zusammenhängen. Es ist bezeichnend, dass im Teil über die Unabhängigkeitskämpfe entsprechend dem bekannten Heroenkult einzelne Personen als vorbildhafte Akteure herausgestellt werden. Hier korrespondierten textliche Darstellung und die massive Aufstellung von Denkmälern während des Centenario ganz eindeutig.

Mit der Entscheidung, die offizielle nationale Gedenkfeier in Bogotá stattfinden zu lassen, war auch die Entscheidung für den 20. Juli 1810 als den Hauptfeiertag, d.h. als Gründungsdatum der Republik, verbunden, obwohl an diesem Tag hundert Jahre zuvor in Bogotá ein Offener Cabildo mit der *Acta de Independencia* lediglich die Handhabung größerer Autonomie erklärt hatte und in anderen Städten wie Cartagena (22. Mai und 14. Juli), Cali (3. Juli), Pamplona (4. Juli) und Socorro (10. Juli) schon einige Tage zuvor solche Erklärungen abgegeben worden waren und sich Cartagena als erste Provinz voll und ganz von Spanien getrennt und am 11. November 1811 seine absolute Unabhängigkeit erklärt hatte. Mit der Auswahl des 20. Juli aus dem Erinnerungsort Unabhängigkeit als symbolisches Datum, an dem sich ein kollektives Gedächtnis festmachen sollte, ließen die Eliten um Reyes andere regionale und lokale Ereignisse, andere Vergangenheiten unberücksichtigt.<sup>33</sup> Das hatten frühere Regierungen auch schon getan, indem sie den 20. Juli als Gründungstag betrachteten. Andere Städte wie z.B. Cartagena, das ebenfalls für sich in Anspruch nahm, Gründer der Republik zu sein, zumal an seinem nationalen Projekt auch Mulatten und Schwarze beteiligt gewesen waren,<sup>34</sup> betrachteten die Entscheidung für Bogotá als Affront und Ausdruck der Vorherrschaft der zentralen Region. Deshalb feierte Cartagena im November

---

<sup>32</sup> Henao/ Arrubla: *Historia de Colombia*, S. XI, Übersetzung des Autors.

<sup>33</sup> Siehe dazu den Aufsatz von Raúl Román Romero: *Celebraciones centenarias y conflictos simbólicos en la construcción de la memoria nacional colombiana. 1910-1921*. In: Guadalupe Soasti Toscano (Hrsg.): *Política, participación y ciudadanía en el proceso de independencias en la América Latina*. Quito 2008, S. 165-190.

<sup>34</sup> Siehe dazu die Arbeit von Alfonso Múnera: *El fracaso de la nación. Región, clase y raza en el Caribe colombiano (1717-1810)*. Bogotá 1998.

1911 einen eigenen Centenario. Statt zur Stärkung eines kollektiven Gedächtnisses kam es eher zu seiner Fragmentierung.

In den verschiedenen Einhundertjahrfeiern drückten sich in gewissem Sinn die Rivalitäten aus, die schon einhundert Jahre zuvor zwischen andinem Hochland und karibischen Küstenregionen ausgetragen wurden. Sie zeigten die Fragilität des Staates und einen fehlenden nationalen Konsens zwischen Küste und Zentrum, den die politischen Eliten um Reyes und Gonzálo Valencia ja hatten stärken wollen. Die Auswahl aus Ereignissen während der Unabhängigkeit, die sich besonders im Zentrum um Bogotá abgespielt hatten, und ihre Repräsentation als die entscheidenden Ursachen für die Staatsbildung waren kontraproduktiv.

So wie die Regierenden des Zentrums mit ihrem speziellen nationalen Gedächtnis die Eliten der Peripherie, besonders der karibischen Küste, ausschlossen, so schlossen sie auch die unteren Bevölkerungsschichten aus. Denn bei den offiziellen Feierlichkeiten spielten weder die Indígenas noch die Afrokolumbianer eine Rolle, sie waren auch gar nicht vertreten. Und die Festreden waren für die Eliten und die Intellektuellen bestimmt. Die Feierlichkeiten und Aktivitäten waren eine offizielle Gedenkfeier, die ein nationales Gedächtnis konstruieren sollte, sowohl in Bezug auf den Raum Kolumbien als auch auf die Gesellschaft, die immer noch als eine homogene Nation gedacht wurde. Deshalb richtete sich das Projekt eines einheitlichen nationalen Gedächtnisses auch auf die kulturelle Vereinheitlichung und Homogenisierung von Rasse, Sprache und katholischer Religion durch einen prospanischen Diskurs. Diese Homogenisierungsbestrebungen waren nicht neu für die kolumbianischen Eliten. Ich verweise hier nur auf den Autor der kolumbianischen Verfassung von 1886, Miguel Antonio Caro, und die gemeinsamen Aktionen von Konservativer Partei und katholischer Kirche.<sup>35</sup> Dieser prospanische Diskurs mit seinem Dank an die Spanier als Bringer von Zivilisation war nicht nur dazu geeignet, mit dem Hinweis auf die spanische Tradition, die zu Beginn der Staatwerdung noch vehement zurückgewiesen worden war, einen Gegenpol gegen mögliche US-amerikanische Interventionen (Panama) aufzubauen, sondern eine einheitliche Kultur, sozusagen eine Leitkultur als vereinheitlichendes Band zu schaffen. Indigene und afrokolumbianische Anteile an der nationalen Kultur waren noch unerwünscht. So machten der Centenario und der damalige Besuch des Erinnerungsortes

---

<sup>35</sup> König: *Kleine Geschichte Kolumbiens*, S. 100f.

Unabhängigkeit sowohl die politische Fragmentierung als auch die soziale Spaltung der kolumbianischen Nation deutlich. Und mit der beabsichtigten Fortsetzung eines ethnisch homogenen Nationalstaats liefen die Politiker weiterhin einer Fiktion nach.

### NEUE WAHRNEHMUNGEN DES ERINNERUNGORTES UNABHÄNGIGKEIT?

Lassen Sie mich zum Schluss noch kurz auf die Gegenwart eingehen und einige Aspekte aufzeigen, die es erlauben zu hoffen, dass die Besuche des Erinnerungsortes Unabhängigkeit nicht mehr nur Zustimmung zum, sondern auch Kritik am status quo erzeugen.

Ein wesentlicher Faktor besteht m.E. darin, dass die lange Zeit geltende Konzeption von Nation als ein homogener und vereinheitlichender Kulturraum, wie sie sich in Europa entwickelt hatte, zunehmend in Frage gestellt wird und Gesellschaftswissenschaftler ihren Untersuchungen als Ansatz die neue Definition von Nation als Projekt, als vorgestellt Gemeinschaft unter Berücksichtigung des Kriteriums von Hybridität, von Nebeneinander und Miteinander ebenso zu Grunde legen wie ein Minimalquantum an Partizipation in sozialer, politischer und ökonomischer Hinsicht. Interessant ist, dass seit den 1970er Jahren fast alle lateinamerikanischen Staaten begonnen haben, die veränderte Konzeption durch Verfassungs- und Gesetzesreformen zur Geltung zu bringen. Deutlich ist die Tendenz zu erkennen, die bisherige Fiktion von einem ethnisch homogenen Nationalstaat aufzugeben und damit die ethnische und kulturelle Heterogenität ihrer Gesellschaften anzuerkennen, zugleich damit das bisherige nationale Entwicklungs- und Zivilisationsmodell als alleingültiges Modell zu relativieren und so das Ziel „Integration“ der autochthonen Bevölkerung in die nationale Kultur aufzugeben. Stattdessen werden die indigenen und afroamerikanischen Kulturen neben der europäischen Kultur als originäre Bestandteile der nationalen Kultur zumindest de jure anerkannt, wodurch anders als zur Zeit der Unabhängigkeitsbewegungen und Staatsbildungen die ethnische Heterogenität der lateinamerikanischen Gesellschaften nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern auch als für sie konstitutiv bestätigt wird.<sup>36</sup> Ein weiterer Faktor besteht darin, dass sich nun die Mehrzahl der Historiker und Historikerinnen in ihren Arbeiten anders als noch

---

<sup>36</sup> Siehe z.B. für Kolumbien Hans-Joachim König: Los indios y la identidad nacional de Colombia. In: Ders./ Andrea Pagni/ Stefan Rinke (Hrsg.): Memorias de la nación en América Latina. Transformaciones, recodificaciones y usos actuales. Mexiko-Stadt 2008, S. 65-98.

zu Zeiten des Centenario einem kritischen und aufklärerischen Ansatz verpflichtet fühlt.

Gerade vor dem Hintergrund, dass sie erkannt haben, dass die bisherige Konstruktion von Nation nicht oder nur teilweise funktioniert hat, dass keine partizipatorische Gesellschaft entstanden ist, werden bei dem Besuch des Erinnerungsortes Unabhängigkeit und der nachfolgenden Jahre zunehmend bislang in der offiziellen Geschichtsschreibung nicht beachtete Gruppen wie Indigene und afrikanische Sklaven als Akteure der gesellschaftlichen Prozesse, als Subjekte und nicht mehr nur als Objekte der Geschichte ins Blickfeld gerückt, werden andere Zusammenhänge und Entwicklungen nicht in einer unilinearen und legitimierenden Weise dargestellt. Diese neue mehrdimensionale Geschichtsschreibung verhindert nicht die offiziellen Gedenkfeiern zu zweihundert Jahren Unabhängigkeit, wie sie jetzt in Lateinamerika in den nächsten Jahren begangen werden. Aber sie kann diese relativieren.

In diesem Sinn muss die Unabhängigkeit ein Erinnerungsort bleiben, jedoch nicht für eine affirmative, sondern für eine kritische und überlegende Erinnerung. Hier treffen sich kritische Historiographie und kritische Erinnerung. Dann kann der Besuch am Erinnerungsort Unabhängigkeit eine in die Zukunft gerichtete Dimension erhalten, wenn er zum Nachdenken darüber führt, was von den in der Unabhängigkeit enthaltenen Versprechen nicht eingelöst ist und warum nicht, und wenn die Erinnerung zu Projekten führt, die mit den Unabhängigkeitsrevolutionen begonnene Emanzipation nicht nur im politischen, sondern auch im sozialen und ökonomischen Bereich zu verwirklichen, also so etwas wie eine gerechte und konsensuelle Gesellschaft zu schaffen.

## RESUMEN

### CONSIDERACIONES SOBRE LA HISTORIA DE LA INDEPENDENCIA DE AMÉRICA LATINA, ENTRE MEMORIA Y FUTURO

El objetivo del presente ensayo es indagar cuál ha sido el papel de visitar el “lugar de memoria” que ha constituido la independencia de América Latina durante los pasados 200 años. ¿Quién ha visitado este “lugar de memoria”, para qué y qué papel han jugado la historia y los historiadores, respectivamente?

En primer lugar, se expondrán algunas reflexiones teóricas y consideraciones de la historia, sus posibilidades y limitaciones. La Historia se refiere tanto a



hechos gestados en el pasado como al relato actual sobre esos hechos. La historia es el informe sobre acontecimientos. El historiador es aquel que conoce los hechos del pasado y narra historias sobre acciones de personas individuales o de pueblos y sobre acontecimientos provocados por hombres o sufridos por ellos. Sin embargo, ninguna representación del pasado puede reproducirlo totalmente. Ninguna descripción o interpretación de las acciones de los hombres del pasado es íntegra, y ningún análisis de los nexos causales puede pretender ser completo. Asimismo, todo análisis contiene aquello que fue transmitido de ese pasado, y en este sentido toda interpretación es, en el fondo, una construcción determinada por la capacidad subjetiva del historiador y por su intención subjetiva, así como por intereses políticos, sociales y científicos de su época y de su entorno social, es, por lo tanto, una construcción guiada por las experiencias del presente y por las expectativas relacionadas con el futuro. De ninguna manera es ilegítimo que tales intereses estén en juego; no obstante, el historiador debe ser consciente de ellos e informarle al lector.

La memoria es de vital importancia para el ser humano, tanto a nivel individual como a nivel colectivo. Acumula experiencias valiosas seleccionándolas del flujo del acontecer. La memoria como actividad tiende a concentrarse en determinados puntos de referencia, o nudos del pasado que se consideran relevantes en el presente. Estos nudos son los llamados “lugares de la memoria”.

El ejemplo de dos fases del proceso histórico, con cierto enfoque sobre Colombia, servirá para exponer que en el transcurso de 200 años se ha hecho de la Independencia un “lugar de memoria”, por un lado, y cómo es que los historiadores han tratado este tema, por otro.

En el siglo XIX, cuando después de las guerras de independencia las sociedades latinoamericanas comenzaron a constituirse como naciones o Estados nacionales, el relato de recuerdos personales de quienes habían participado en las guerras de la independencia se constituyó en una memoria oficial y homogeneizadora, la cual debía subrayar la legitimidad de la separación respecto de las metrópolis y propulsar un sentimiento de identificación con los nuevos Estados. Fueron las élites políticas y los letrados quienes procuraron orientar la memoria en la sociedad hacia determinados aspectos, símbolos y lugares – como por ejemplo el hecho mismo de las guerras de independencia y los héroes de las mismas, como ejemplos de patriotismo, así como determinados campos de batalla y conceptos simbólicamente fuertes como el de „ciudadano“, con el fin de otorgar a ciertos acontecimientos políticos una carga simbólica. Mediante las alegorías, la retórica política y las

narraciones literarias, las élites políticas, apoyadas por los historiadores, creaban „mitos“ e influían de ese modo, en cada caso, el proceso de construcción de la nación y de la identidad nacional, en el sentido de una sociedad blanca homogénea, de la que fue escamoteada conscientemente la heterogeneidad cultural y étnica.

Durante la década de 1910, cuando los países latinoamericanos festejaban el Centenario de la guerra de independencia, pudo percibirse nuevamente la instrumentalización de la historia de la independencia en las conmemoraciones oficiales. En Colombia, por ejemplo, la celebración del primer centenario de la Independencia tuvo lugar en un mal momento económico, político y social, debido a la guerra de los mil días y la separación de Panamá. Los organizadores bogotanos, mediante numerosos actos simbólicos, orientaron las celebraciones nacionales esencialmente según su intención de reforzar o incluso de generar una conciencia nacional y así acuñar la memoria nacional de tal manera, que el proceso histórico, tal como se había desarrollado hasta el momento, fuera aceptado y considerado como exitoso. Creían poder realizar esta intención mediante la construcción, como en el siglo XIX, de monumentos, bustos o placas conmemorativas de héroes de la Independencia, como modelos del patriotismo, haciéndolos de este modo presentes en toda la extensión de la palabra. Escogiendo, sin embargo, el 20 de julio como fecha simbólica a la que se pudiera relacionar con una memoria colectiva, las élites del centro dejaban de lado otros acontecimientos regionales y locales, otros pasados. También las capas bajas de la población quedaban excluidas. Ni los indígenas ni los afrocolombianos jugaron un papel. De esta manera, el Centenario de la Independencia y su tratamiento como “lugar de memoria” revelan tanto la fragmentación política como la disociación social de la nación colombiana.

A pesar de que la política oficial como también una ciencia histórica poco crítica, han abusado de la Independencia en varias ocasiones, la misma debería sobrevivir como un “lugar de memoria”, pero no de una memoria afirmativa sino más bien crítica y reflexiva. Este constituye el punto donde se encuentran la historiografía y la memoria crítica. Bajo estas condiciones, la visita del “lugar de memoria” de la Independencia puede ganar una dimensión orientada hacia el futuro, que genere una reflexión sobre lo que no ha sido cumplido por las promesas de la Independencia y por qué, produciendo proyectos que concreten la emancipación iniciada con las revoluciones independentistas, no solamente en el campo político, sino también en el social y el económico, creando así algo como una sociedad justa y consensual.



## **AUTORINNEN UND AUTOREN / AUTORES**

### **CHRISTIAN BÜSCHGES**

Christian Büschges ist Professor für iberische und lateinamerikanische Geschichte an der Universität Bielefeld. Seine Forschungsschwerpunkte sind u.a. die politische und Sozialgeschichte Iberoamerikas und die Geschichte Ecuadors. Zuletzt erschienen von ihm „Familia honor y poder. La nobleza de ciudad de Quito durante la época colonial tardía (1765-1822). Quito 2007“ und die Mitherausgeberschaft „Los Andes en Movimiento. Identidad y poder en el nuevo paisaje político. Quito 2009“.

Christian Büschges es catedrático de Historia Ibérica y Latinoamericana en la Universidad de Bielefeld. Sus intereses de investigación son la historia política y social de Iberoamérica y la historia del Ecuador. Publicó recientemente “Familia honor y poder. La nobleza de ciudad de Quito durante la época colonial tardía (1765-1822). Quito 2007” y es el coeditor de “Los Andes en Movimiento. Identidad y poder en el nuevo paisaje político. Quito 2009”.

### **EDUARDO CAVIERES FIGUEROA**

Eduardo Cavieres ist Professor für Geschichte an der Pontificia Universidad Católica de Valparaíso. Er promovierte an der University of Essex und war Gastprofessor u.a. in Paris, Guadalajara (Mexiko), Buenos Aires, San Diego und Sevilla. Zur Zeit ist er an der Universität von Alcalá, Spanien. 2008 wurde er mit dem chilenischen „Premio Nacional de Historia“ ausgezeichnet. Er beschäftigt sich mit lateinamerikanischer und chilenischer Geschichte. Unter seinen jüngsten Publikationen finden sich „La historia en controversia (mit Giovanni Levi u.a.). Valparaíso 2009“ y „Circulando mercaderías, contruyendo una economía. Historia del comercio en Chile. Santiago de Chile 2010“.

Eduardo Cavieres es catedrático de Historia en la Pontificia Universidad Católica de Valparaíso. Obtuvo el doctorado por la University of Essex y ha sido profesor visitante en París, Guadalajara, Buenos Aires, San Diego y Sevilla. Actualmente lo es en la Universidad de Alcalá, España. En 2008,

recibió el “Premio Nacional de Historia” chileno. Sus principales líneas de investigación son las historias latinoamericana y chilena. De sus últimas publicaciones se destacan “La historia en controversia (junto a Giovanni Levi y otros). Valparaíso 2009” y “Circulando mercaderías, construyendo una economía. Historia del comercio en Chile. Santiago de Chile 2010”.

### **REBECCA EARLE**

Rebecca Earle ist Professorin für Geschichte an der University of Warwick. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Kolonial- und Nationalgeschichte Hispanoamerikas. Momentan arbeitet sie zur Kulturgeschichte der Ernährung. Sie publizierte u.a. „Spain and the Independence of Colombia. Exeter 2000“ und „The Return of the Native. Indians and Mythmaking in Spanish America, 1810-1930. Durham 2008“.

Rebecca Earle es catedrática de Historia en la University of Warwick. Sus investigaciones se enfocan en la historia colonial y nacional de Hispanoamérica. Actualmente investiga la historia cultural de la alimentación. Sus publicaciones incluyen “Spain and the Independence of Colombia. Exeter 2000” y “The Return of the Native. Indians and Mythmaking in Spanish America, 1810-1930. Durham 2008”.

### **JAVIER GARCADIEGO**

Javier Garciadiego ist Präsident des El Colegio de México. Er promovierte in Geschichte am El Colegio de México und in Geschichte Lateinamerikas an der University of Chicago. Er ist Spezialist für die Mexikanische Revolution. Zu seinen Veröffentlichungen zählen „Rudos contra científicos. La Universidad Nacional durante la Revolución mexicana. Mexiko-Stadt 1996“, „Cultura y política en el México posrevolucionario. Mexiko-Stadt 2006“ und „Textos de la Revolución mexicana. Im Druck“.

Javier Garciadiego es presidente de El Colegio de México. Posee dos doctorados: uno en Historia de México, por El Colegio de México, y otro en Historia de América Latina, por la Universidad de Chicago. Se ha especializado en el estudio de la Revolución mexicana. Algunas de sus principales publicaciones son: “Rudos contra científicos. La Universidad Nacional durante la Revolución mexicana. México 1996”, “Cultura y política en el México

posrevolucionario. México 2006” y “Textos de la Revolución mexicana. En prensa”.

### CARY HECTOR

Cary Hector promovió en la Freie Universität Berlin, es profesor emérito de Política en la Université du Québec a Montréal, antiguo decano en la Université Notre Dame en Cap-Haïtien (Haití) y Consejero Senior en la rectoría de la Université Quisqueya en Port-au-Prince (Haití). Sus campos de investigación son desarrollo político, relaciones internacionales, democratización y governance. Entre sus publicaciones se encuentran “Haïti. Une quête du politique. Montréal 1991”, “Haïti. Continuités et ruptures. Montréal 1991”, “Rapport sur la question constitutionnelle. 2007 (con Claude Moïse)” y “Haïti. Élections 2010. Défis, enjeux et perspectives. 2010”.

Cary Hector fue doctorado por la Freie Universität Berlin, es profesor emérito de Política en la Université du Québec a Montréal, antiguo decano en la Université Notre Dame en Cap-Haïtien (Haití) y Consejero Senior en la rectoría de la Université Quisqueya en Port-au-Prince (Haití). Sus campos de investigación son desarrollo político, relaciones internacionales, democratización y governance. Entre sus publicaciones se encuentran “Haïti. Une quête du politique. Montréal 1991”, “Haïti. Continuités et ruptures. Montréal 1991”, “Rapport sur la question constitutionnelle. 2007 (con Claude Moïse)” y “Haïti. Élections 2010. Défis, enjeux et perspectives. 2010”.

### SILKE HENSEL

Silke Hensel es profesora de Historia en la Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Sus campos de investigación son historia de América Latina, historia de México, historia de los Estados Unidos y historia del Caribe. Entre sus publicaciones se encuentran “Die Entstehung des Föderalismus in Mexiko. Die politische Elite Oaxacas zwischen Stadt, Region und Staat, 1786-1835. Stuttgart 1997” y “Constitución, poder y representación. Las dimensiones simbólicas del cambio político durante de época de la independencia mexicana. Frankfurt/ Madrid 2011”.

Silke Hensel es catedrática de Historia Extraeuropea con énfasis en la Historia Latinoamericana en la Westfälische Wilhelms-Universität Münster. Fue doctorada en Hamburgo, habilitada en Colonia y trabaja principalmente sobre la historia mexicana, estadounidense y el Cono Sur. Entre sus publicaciones se encuentran “Die Entstehung des Föderalismus in Mexiko. Die politische Elite Oaxacas zwischen Stadt, Region und Staat, 1786-1835. Stuttgart 1997” y “Constitución, poder y representación. Las dimensiones simbólicas del cambio político durante de época de la independencia mexicana. Francfort/Madrid 2011”.

### **HANS-MARTIN HINZ**

Hans-Martin Hinz ist Mitglied der Geschäftsleitung des Deutschen Historischen Museums in Berlin und Präsident des International Council of Museums ICOM. Er promovierte über Auswirkungen des Tourismus in den USA an der Freien Universität Berlin. Vor allem beschäftigt er sich mit Fragen der Museologie, aktuellen Museumsgründungen und -entwicklungen, national wie international.

Hans-Martin Hinz es miembro de la dirección del Museo Histórico Alemán en Berlín y presidente del International Council of Museums ICOM. Obtuvo su doctorado sobre efectos del turismo en los EUA por la Freie Universität Berlín. Sus áreas de trabajo son principalmente la museología, establecimiento y desarrollo de museos nacionales y internacionales.

### **HANS-JOACHIM KÖNIG**

Hans-Joachim König ist emeritierter Professor für Geschichte Lateinamerikas an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Seine Forschungsinteressen umfassen die Geschichte der Unabhängigkeit Lateinamerikas und die Geschichte Kolumbiens. Er hat u.a. publiziert „Auf dem Wege zur Nation. Nationalismus im Prozeß der Staats- und Nationbildung Neu-Granadas 1750 bis 1856. Stuttgart 1988“ und „Kleine Geschichte Lateinamerikas. Stuttgart 2006“.

Hans-Joachim König es profesor emérito de Historia Latinoamericana en la Katholische Universität Eichstätt- Ingolstadt. Entre sus líneas de investigación se encuentran la historia de las independencias latinoamericanas y la historia de Colombia. Entre otros publicó las monografías “Auf dem Wege zur Nation.

Nationalismus im Prozeß der Staats- und Nationbildung Neu-Granadas 1750 bis 1856. Stuttgart 1988” y “Kleine Geschichte Lateinamerikas. Stuttgart 2006”.

### **INGA LUTHER**

Inga Luther ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin im DFG-Forschungsprojekt „Nationale Erinnerungen“ und promoviert zu Unabhängigkeitsfeiern in Guatemala.

Inga Luther es colaboradora científica de la Freie Universität Berlín en el proyecto DFG “Memorias nacionales” y actualmente se está doctorando sobre fiestas de independencia en Guatemala.

### **JURANDIR MALERBA**

Jurandir Malerba ist Professor für Geschichte an der Pontificia Universidade Católica do Rio Grande do Sul in Porto Alegre. Er promovierte in São Paulo und war Gastprofessor an der Georgetown University (USA) und an der University of Oxford. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Theorie der Geschichte, Historiographieggeschichte und die Geschichte Brasiliens. Von ihm erschienen u.a. „A Corte no exílio. Civilização e poder no Brasil às vésperas da Independência. São Paulo 2000“ und „A independência brasileira. Novas dimensões. Rio de Janeiro 2006“.

Jurandir Malerba es catedrático de Historia en la Pontificia Universidade Católica do Rio Grande do Sul en Porto Alegre. Fue doctorado por la Universidade de São Paulo y profesor visitante en la Georgetown University (EUA) y en la University of Oxford. Sus áreas de trabajo son la teoría de la historia, la historia de la historiografía y la historia brasileña. Publicó “A Corte no exílio. Civilização e poder no Brasil às vésperas da Independência. São Paulo 2000” y “A independência brasileira. Novas dimensões. Rio de Janeiro 2006”.

### **HÉCTOR PÉREZ BRIGNOLI**

Héctor Pérez Brignoli ist emeritierter Professor für Geschichte an der Universidad de Costa Rica und promovierte in Paris. Er beschäftigt sich vor



allem mit mittelamerikanischer Geschichte, historischer Demographie und vergleichender Entwicklungsforschung. Unter seinen Publikationen sind „Breve historia de Centroamérica. Madrid 1985“, „Historical Atlas of Central America. Norman 2003“ und „La población de Costa Rica, 1750-2000. Una historia experimental. San José 2010“.

Héctor Pérez Brignoli es profesor emérito de Historia en la Universidad de Costa Rica y obtuvo su doctorado en París. Sus líneas de investigación son la historia centroamericana, la demografía histórica y la investigación comparada sobre desarrollo. Publicó entre otros libros: “Breve historia de Centroamérica. Madrid 1985”, “Historical Atlas of Central America. Norman 2003” y “La población de Costa Rica, 1750-2000. Una historia experimental. San José 2010”.

### **BARBARA POTTHAST**

Barbara Potthast ist Professorin für Geschichte Lateinamerikas an der Universität zu Köln. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Familien- und Geschlechtergeschichte, allgemeine Sozialgeschichte Lateinamerikas und die Geschichte Argentiniens und Paraguays. Zu ihren Publikationen zählen „„Paradies Mohammeds’ oder ‚Land der Frauen’? Zur Rolle der Frau und der Familie in der paraguayischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Köln/ Wien/ Weimar 1994“ und „Von Müttern und Machos. Eine Geschichte der Frauen in Lateinamerika. Wuppertal 2010“.

Barbara Potthast es catedrática de Historia Latinoamericana en la Universidad de Colonia. Trabaja sobre la historia de familia y de género, la historia social de América Latina y la historia de Argentina y Paraguay. Entre sus publicaciones se encuentran ““Paraíso de Mahoma’ o ‘País de las Mujeres’? El rol de la mujer y la familia en la sociedad paraguaya durante el siglo XIX. Asunción 1996” y “Madres, obreras, amantes... Protagonismo femenino en la historia de América Latina. Madrid / Francfort 2010”.

### **MÓNICA RICKETTS**

Mónica Ricketts ist Professorin für Geschichte Lateinamerikas an der Temple University. Sie promovierte an der Harvard University über „Pens, Politics, and Swords. The Struggle for Power during the Breakdown of the Spanish Empire. Peru and Spain, 1760-1830“ und forscht über die Aufklärung in der

spanischsprachigen Welt und den Zusammenbruch des spanischen Reichs. Ihre jüngsten Veröffentlichungen sind „Together or Separate in the Fight against Oppression? Liberals in Peru and Spain in the 1820s. In: *European History Quarterly* Bd. 41, Nr. 3 (2011)“ und „Spanish American Napoleons. The Transformation of Military Officers into Political Leaders, Peru, 1790-1830. In: Christophe Belaubre/ Jordana Dym/ John Savage (Hrsg.): *Napoleon's Atlantic. The Impact of the Napoleonic Empire in the Atlantic World*. Leiden/ Boston 2010“.

Mónica Ricketts es profesora de Historia Latinoamericana en Temple University. Obtuvo su doctorado en Harvard University con la tesis titulada “Pens, Politics, and Swords. The Struggle for Power during the Breakdown of the Spanish Empire. Peru and Spain, 1760-1830”. Trabaja sobre la Ilustración en el mundo hispánico y el quiebre del Imperio español. Entre sus últimas publicaciones cuentan: “Together or Separate in the Fight against Oppression? Liberals in Peru and Spain in the 1820s. In: *European History Quarterly* vol. 41, no. 3 (2011)” y “Spanish American Napoleons. The Transformation of Military Officers into Political Leaders, Peru, 1790-1830. In: Christophe Belaubre/ Jordana Dym/ John Savage (eds.): *Napoleon's Atlantic. The Impact of the Napoleonic Empire in the Atlantic World*. Leiden/ Boston 2010”.

### MICHAEL RIEKENBERG

Michael Riekenberg ist Professor für Vergleichende Geschichtswissenschaft und Geschichte Lateinamerikas an der Universität Leipzig und war Gastdozent u.a. in Buenos Aires und Santiago de Chile. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Erscheinungsweisen und Bedeutungen kollektiver physischer Gewalttat sowie historische Theorien. Jüngst hat er u.a. „Gewaltsegmente. Leipzig 2004“ und „Caudillismus. Eine kurze Abhandlung anhand des La Plata-Raums. Leipzig 2010“ publiziert.

Michael Riekenberg es catedrático de Historia Comparativa/ Historia de América Latina en la Universidad de Leipzig y fue profesor visitante, entre otras ciudades, en Buenos Aires y Santiago de Chile. Entre otros, su área de trabajo refiere a fenómenos y significaciones de violencia física colectiva y teorías históricas. Sus últimas publicaciones son entre otras “Gewaltsegmente. Leipzig 2004” y “Caudillismus. Eine kurze Abhandlung anhand des La Plata-Raums, Leipzig 2010”.

**STEFAN RINKE**

Stefan Rinke ist Professor für Geschichte Lateinamerikas an der Freien Universität Berlin. Er wurde promoviert und habilitierte sich in Eichstätt. Zu seinen Forschungsinteressen zählen die Geschichte Lateinamerikas im globalen Kontext, die Kulturgeschichte, die vergleichende Geschichte der Amerikas und die chilenische Geschichte. Von ihm sind jüngst erschienen „Geschichte Lateinamerikas. Von den frühesten Kulturen bis zur Gegenwart. München 2010“ und „Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit 1760-1830. München 2010“.

Stefan Rinke es catedrático de Historia Latinoamericana en la Freie Universität Berlín. Fue doctorado y habilitado en Eichstätt. Sus principales líneas de investigación son la historia de América Latina en el contexto global, la historia cultural, la historia comparativa de las Américas y la historia de Chile. Sus publicaciones actuales son “Geschichte Lateinamerikas. Von den frühesten Kulturen bis zur Gegenwart [Historia de América Latina. Desde las culturas tempranas hasta hoy]. Múnich 2010” y “Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit 1760-1830 [Revoluciones en América Latina. Vías a la independencia, 1760-1830]. Múnich 2010”.

**HILDA SABATO**

Hilda Sabato ist Professorin für Geschichte an der Universidad de Buenos Aires. Sie promovierte in London und war u.a. Fellow am Institute for Advanced Studies an der Stanford University in Princeton und am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Ihre Forschungsinteressen sind die Sozial- und Politikgeschichte Lateinamerikas im 19. Jahrhundert. Unter ihren vielen Publikationen sind „Aires en armas. La revolución de 1880. Buenos Aires, 2008“, „The Many and the Few. Political Participation in Republican Buenos Aires. Stanford 2001“ und als Herausgeberin „Ciudadanía política y formación de naciones. Perspectivas históricas de América Latina. Mexiko-Stadt 1999“.

Hilda Sabato es profesora de Historia en la Universidad de Buenos Aires. Obtuvo su doctorado en la Universidad de Londres y fue fellow del Institute for Advanced Studies de la Universidad de Stanford en Princeton y del Wissenschaftskolleg zu Berlin, entre otras instituciones. Su principal área de trabajo es la historia política y social de América Latina en el siglo XIX. Entre

sus libros recientes se cuentan: “Buenos Aires en armas. La revolución de 1880. Buenos Aires 2008”, “The Many and the Few. Political Participation in Republican Buenos Aires. Stanford 2001” y, como editora, “Ciudadanía política y formación de naciones. Perspectivas históricas de América Latina. México 1999”.

### **FREDERIK SCHULZE**

Frederik Schulze ist wissenschaftlicher Mitarbeiter für Globalgeschichte mit Schwerpunkt Lateinamerika an der Freien Universität Berlin und promoviert zur Geschichte der deutschen Einwanderung nach Brasilien. Von ihm wurden mitherausgegeben „Brasil/ Alemanha. Cultura, linguagem e identidades. Marechal Cândido Rondon 2008“ und „Geschichte Lateinamerikas vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Quellenband. Stuttgart 2009“.

Frederik Schulze es profesor asistente de Historia Global con énfasis en Historia Latinoamericana en la Freie Universität Berlín y realiza el doctorado sobre la inmigración alemana al Brasil. Es coeditor de “Brasil/ Alemanha. Cultura, linguagem e identidades. Marechal Cândido Rondon 2008” y “Geschichte Lateinamerikas vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Quellenband. Stuttgart 2009”.

### **MICHAEL ZEUSKE**

Michael Zeuske ist Professor für iberische und lateinamerikanische Geschichte an der Universität zu Köln. Er arbeitet vor allem zu vergleichender Revolutionsgeschichte, zur Geschichte der amerikanischen Sklaven, zum atlantischen Sklavenhandel und zur karibischen Geschichte. Unter seinen Veröffentlichungen finden sich „Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikultur und Emanzipation. Zürich 2004“, „Kleine Geschichte Venezuelas. München 2007“ und „Simón Bolívar. Befreier Südamerikas. Geschichte und Mythos. Berlin 2011“.

Michael Zeuske es catedrático de Historia Ibérica y Latinoamericana en la Universidad de Colonia. Trabaja principalmente sobre la historia revolucionaria comparativa, la historia de los esclavos americanos, el tráfico de esclavos del atlántico y la historia del Caribe. Entre sus publicaciones se encuentran “Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikultur und Emanzipation. Zürich 2004”,

“Kleine Geschichte Venezuelas. München 2007” y “Simón Bolívar. Befreier Südamerikas. Geschichte und Mythos. Berlin 2011”.

2010 feierten zahlreiche Länder Lateinamerikas die zweihundertste Wiederkehr der Unabhängigkeit von Spanien. Anlässlich dieses „Bicentenarios“ beschäftigt sich der vorliegende Tagungsband mit der Frage nach der Unabhängigkeit als Bezugspunkt nationaler Erinnerung in Gesellschaft, Öffentlichkeit und Historiographie Lateinamerikas. Mit Beiträgen von Historiker:innen aus Lateinamerika, England und Deutschland.

En 2010, varios países latinoamericanos celebraron el bicentenario de su Independencia de España. Este aniversario fue el motivo para este volumen con artículos de historiadores de América Latina, Inglaterra y Alemania sobre cuestiones en la heterogeneidad regional de América Latina.

[www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-534-27563-2



**wbg** Academic